R. XLV No 145.

Der Universitätsbibliothek zu Toronto
als Geschenk überreicht
von
der Königlichen öffentlichen Bibliothek
zu Dresden (Königreich Sachsen)
1892

2783

J. C. Krüger del. et sc. Berolini

LGr
P737v
.Gs
Plutarch. Vita parallelae
[übersetzt]

Biographien des Plutarchs

mit Anmerkungen.

Von

Gottlob Benedict von Schirach.

Zweyter Theil.

DEPARTMENTAL LIBRARY

Doublette.

Berlin und Leipzig,
bey George Jacob Decker, 1777.

24099
5/8/92

An den

Königlich-Däniſchen

Geheimen Staats- und Cabinetsſecretair

Herrn

Olaus von Guldberg

in Koppenhagen.

Die frohen Empfindungen, welche mit der Hochachtung für groſse Verdienſte und der Dankbarkeit für gütiges Wohlwollen vergeſellſchaftet ſind, machen es mir jetzt zum angenehmſten Geſchäfte, Ihnen, **Verehrteſter!** hier öffentlich einen Beweis meiner mannichfaltigen lebhaften Verehrung darzulegen. Ich weiſs, daſs es Ihnen angenehm ſeyn wird, den Plutarch Ihnen gewidmet zu ſehn, denn ich weiſs, mit welcher zärtlichen Neigung Sie dem Studium der Römiſchen und Griechiſchen Weisheit, und beſonders der Geſchichte dieſer berühmten Völker zugethan ſind. Ich würde mir dieſe Freyheit mit vollkommner Zuverſicht haben nehmen können, wenn ich auch nicht das Glück nähe-

rer und großer Verbindlichkeiten gegen Sie hätte, und dadurch mich zur dankvollſten Verehrung verpflichtet fände. Aber Plutarch ſelbſt iſt es, der meinem Opfer einen wahren Werth beylegt.

Athen und Rom erſcheinen in dieſem zweyten Theile der Plutarchiſchen Biographien in ganz verſchiedenem Zuſtande. Jene berühmten Griechen ſind unter dem Perikles zur höchſten Stufe des Glanzes und der Macht geſtiegen, und der Nachfolger und Schüler des Perikles ſieht ſchon ſein Vaterland ins äuſſerſte Verderben verſenkt. Athen, dieſe erlauchte Stadt, verliert auf einmal alles. Sie, die der Million der Perſiſchen Kriegsmacht Widerſtand geleiſtet hatte, iſt eine Sklavin einer benachbarten geringen Republik. Rom hingegen kämpft mit den ſiegenden Galliern, und wird errettet, wird von den Carthaginienſern überwunden, und beſiegt ſie dennoch völlig. Die Griechen fallen ſchnell von ihrer Höhe herab; die Römer arbeiten ſich durchs Gedränge empor. Erlauben Sie mir, einige zerſtreute Anmerkungen über dieſe ältere Geſchichte zu machen.

Dieſe ältere Geſchichte ſelbſt iſt weder ſo ganz ungewiß, wie ſie ein ſcharfſinniger Franzoſe darſtellt, *) der viel beweiſt, aber noch mehr muthmaßt, noch auch ſo ſehr durch unumſchränkte Zuverläßigkeit über allen Zweifel erhoben, wie ſo viele übertriebene Liebhaber des Alterthums uns gern überreden möchten. Ich habe in einer beſondern Schrift vor elf Jahren **) den Mangel der Glaubwürdigkeit verſchiedener Erzehlungen des Livius und des Dio Caßius dargethan. Meine Zweifel bey manchen Begebenheiten ſind ſeitdem vermehrt worden, es ſind neue hinzugekommen, und wenn die Begebenheiten ſelbſt auch auſſer Zweifel geſetzt ſind, ſo muß man doch noch oft die Umſtände dabey bezweifeln.

Nur ein einziges Beyſpiel. Sie werden mit mir glauben, daß die Art, wie die Römer und das Capitolium von den Galliern, nach Zerſtörung der Stadt, errettet worden, völlig ungewiß ſey, wenn Sie die

*) Diſſertation ſur l'incertitude des cinq prem. Siecl. de l'Hiſtoire Rom.

**) Hiſtoriſche Zweifel und Beobachtungen. Halle, 1766.

Erzehlungen unſers Plutarchs in der Biographie des Camillus mit dem erſten und zweyten Buche des Polybius, und dem Livius *) und dem Dionyß von Halicarnaß, und einer Stelle des Suetonius **) vergleichen, wenn man auch nicht ſo weit gehn, wie Rualdo, ***) und den Putarch eines Fehlers beſchuldigen will, da er gewiß nach ſeiner beſten Kenntniß erzehlte.

Wenn Livius ſelbſt geſteht, daß er Wahrheit nicht finden könne, und ſchlechterdings alle Mühe verloren ſey, ****) daß alſo der Sage nach erzehlt werden müſſe, was dürfen wir weiteres Zeugniß? Wenn ſelbſt Plutarch, im Theſeus, ſagt, daß ſich der Leſer an das Wahrſcheinliche halten müſſe, weil man zur Wahrheit nicht hindurch dringen könne, was iſts nöthig, zu beweiſen, der Glaube an alle Geſchichte des

*) Libr. V. cap. 49. ſeq.

**) In Vit. Tiber. cap. 3.

***) Joan. Rualdi Animaduerſ. in Plutarch. XI. Ed. Reisk. Plut. Tom. I. pag. 177. ſeq.

****) Cura non deeſſet, ſi qua via ad verum inquirentem duceret. Libr. VII. cap. 6.

des Alterthums ſey Schwachſinn, oder Pedanterie!

Nicht daß ich einen allgemeinen Pyrrhonismus des Alterthums begünſtigen, oder anpreiſen wollte. Nein! dazu kennen Sie mich, hoff' ich, zu gut; ſondern ich wünſchte nur, daß man in der alten Geſchichte mehr als zu geſchehen pflegt, jene Regel des alten griechiſchen Weiſen, der richtig urtheilte, mehr gebrauchte — *ἀπιστεῖν τοῦτο ἄρθρον τῶν σοφῶν.*

Glauben Sie nicht Selbſt, daß die Römiſche Geſchichte in verſchiedenen Stücken ungewiß ſey, wenn Sie zu erwägen belieben, was mit den Annalen der Oberprieſter (Pontificum) geſchah? Oeffentliche Tafeln, nach unſrer Art Zeitungen, welche vom Senate ausgegeben, auf dem Markte (in albo) aufgehangen wurden, um dem Volke Muth zu machen, oder den Unmuth niederzuſchlagen, oder das Große größer, das Schöne ſchöner darzuſtellen, welche nachher in dem Gewahrſam der Oberprieſter ein Archiv des Staats wurden, und dem Livius und andern erhabenen Geſchichtſchreibern den gründlichſten diploma-

tiſchen Stoff ihrer Geſchichte liefern muſten, dieſe Urkunden — dieſe einzigen der Römer — können ſie uns über allen Zweifel hinwegſetzen? Urtheilen Sie Selbſt, Sie großer Kenner der alten Geſchichte, der Sie Selbſt in dieſem Fache gedacht, gearbeitet und mit allgemeiner Bewunderung geſchrieben haben! —

Selbſt unſer Plutarch ſagt im Leben des Fabius, in dieſem, Ihnen, **Verehrungswürdigſter!** gewidmetem Theile, daß der Senat bis auf die Schlacht bey Cannä dem Volke die erlittenen Uebel und die Umſtände dabey immer verſchwiegen haben, und dann erſt, bey dem unverſchweiglichgroßem Unglücke, habe völlige Entdeckung machen müſſen. So iſts. Und da es ſo iſt, werden Sie, **Theuerſter!** nicht mit mir einig ſeyn? —

Nicht werd' ich deswegen an den Begebenheiten überhaupt zweifeln. Dieſe in Zweifel ziehen, hieße die Frechheit bis zur Verunehrung der würdigſten Männer treiben; allein die Umſtände einzelner Begebenheiten, und beſonders viele ſo beſchriene Thaten der Römer bedürfen einer noch genauern

nauern hiſtoriſchen Kritik, als man bisher für nöthig gehalten hat. — Man vergrößerte die Zahl der Feinde, um die Siege herrlicher zu machen. Man nannte ein ganzes Volk überwunden, wenn man nur einen Theil deſſelben geſchlagen hatte. *) Man verſchönerte durch Zuſätze die Thaten der großen Krieger, die Thaten des Curtius, Mutius Scävola, Horatius Cocles, Camillus. Eine Kritik der Römiſchen Geſchichte wäre ein koſtbares Werk, aber im Ganzen ein unausführbares.

Sicherer iſt die Geſchichte der Griechen. Da iſt nicht ein einziges Volk, das allein Thaten aufzeichnet; da iſt kein Rom, das uns das unglückliche Carthago ſchildern kan, wie es ihm gut dünkt, ſollt's auch mit bedauernswürdiger Verletzung der Wahrheit ſeyn. Da dürfen die Athenienſer nicht von den Lacedämoniern reden, wie die Römer von den Carthaginienſern. Eiferſucht bewährt die Wahrheit, und Gleichgewicht der Macht hindert Verunglimpfung. Gleichwohl wird oft eine prächtige Trophäe ein trü-

*) Liv. Libr. III. cap. 9. 10. Conf. Libr. VI. cap. 12.

trügeriſches Zeichen, der Nationalſtolz vergrößert die Begebenheit, die Cabale gegen einen großen Mann verringert eine andre, und indem das Glück zu ſehr erhoben wird, wird das Unglück bey anderer Gelegenheit, wenn das Volk ſich verloren glaubt, zu übertrieben geſchildert. Ich müßte die Grenzen einer Zuſchrift zu ſehr überſchreiten, wenn ich Ihnen davon umſtändlichere Beweiſe darlegen, und die Schriftſteller zu meinen Zeugen aufrufen wollte. Ich kan mich hier ſicher vorläufig auf die Lectüre des Plutarchs ſelbſt beziehen.

Jede alte Geſchichte von jedem Volke hat ihre bewundernswürdige Aehnlichkeit mit der alten Geſchichte der Griechen und Römer. Jupiter und Odin, oder Wodan, Theſeus, der die herumſchweifenden Griechen, und Heinrich der erſte, der die wildſchwärmenden Teutſchen in Städte zuſammen vereinigt, *) und die Götter und Helden der Nordmänner in Parallele der Götter und Helden der Süd- und Oſtmänner würden einem unbefangnem Geſchichtsfor-

*) Sigebert. Gembl. ad an. 922. Wittich. L. II. Annal. pag. 643.

forſcher eine herrliche gleichartige Materie werden, würden eine allgemeine alte Religions- und Menſchengeſchichte darſtellen. Möchte ich einmal Zeit, Anlaß, Kräfte und Trieb zum Verſuche eines ſolchen Werks, welches eine philoſophiſche Geſchichte der Menſchheit werden könnte, haben. Aber wie viel von allen dem müſte ich haben, um Ihres Beyfalls werth zu ſeyn! Kaum wage ichs zu hoffen.

Stoff zu einer andern weitläuftigen Betrachtung gewährt der Umſturz der blühenden Athenienſiſchen Republik, der ſich bey Lebzeiten des Alcibiades, deſſen Leben dieſes Buch enthält, ereignete. Man kan darthun, daß die innerliche Staatsverfaſſung der Republik ſelbſt die Urſache ihres Unglücks war. Eine Völkerſchaft in beſtändiger Gährung untereinander, immer in Furcht vor großen Geiſtern, daß ſie zu groß werden möchten, immer vom Neide beunruhigt, immer in gegenſeitiger Betriebſamkeit der Vornehmen und des Volks wider einander; dieſe konnte in ſolcher Verfaſſung nicht lange glücklich bleiben. Der Mann, der für das Beſte des Staats das

Meiſte redte und that, der große Wohlthaten gab, mußte befürchten, blos eben deswegen aus der Stadt verwieſen zu werden. Ich kenne kein Geſetz und keine Gewohnheit bey irgend einer Nation, die dem Staate ſchädlicher ſeyn könnte, als der Oſtrakismus der Athenienſer war. Nichts kan ſeltſamer ſeyn, als einen großen Mann blos deswegen, weil eine Menge Menſchen ſein Anſehn für zu groß halten, auf zehn Jahre zu verweiſen, dieſe Verweiſung ſelbſt für keine beſchimpfende Strafe zu halten, und ſich oft der mächtigſten Hülfe des Staats zu berauben, ohne dem verwieſenen Manne ein Verbrechen zuzuſchreiben. Diejenigen, welche den Oſtrakismus für eine politiſche Stütze der Freyheit des Volks halten, beſitzen nur eine flache Kenntniß der Athenienſiſchen Staatsverfaſſung. Piſiſtratus und Perikles, welche den Oſtrakismus mit eigentlichſtem Rechte verdient hätten, blieben davon frey, aber der rechtſchaffene Ariſtides, dem es nicht eingefallen war, eine Herrſchaft wie Piſiſtratus und Perikles an ſich zu reiſſen, wurde verwieſen.

Athen war nur immer in denen Zeitpunkten glücklich, mächtig und groß, in welchen Einer die vornehmſte Gewalt im Staate behauptete, und durch Liſt oder Macht das Volk regierte. Die Niederlage der ganzen Seemacht bey Argospotamos würde entweder nicht vorgefallen, oder nicht von ſo großen Folgen für den Staat geweſen ſeyn, wenn Alcibiades, anſtatt der drey andern, Befehlshaber der Flotte geweſen wäre.

Man kan von den meiſten Republiken, man kan von Rom ſelbſt eine ähnliche Bemerkung machen. Wenn der Römiſche Staat zu wanken ſchien, mußte ihn die unumſchränkte Dictatur wieder befeſtigen. Die größten Eroberungen geſchahen von Feldherren, die alles zu Rom vermochten, und als dieſer Staat in ſeiner ſchönſten Blüthe ſtand, waren Sulla, Pompejus, Cäſar, die Herrſcher dieſes Staats. Ich kann dieſe fruchtbare Materie hier nicht weiter ausführen.

Verzeihen Sie, **Höchſtgeſchätzteſter!** daß ich ſchon ſo lange Sie von wichtigern Geſchäften abgehalten habe. Ich

 werde

werde zeitlebens den erhabnen Ruhm mit der lebhafteſten Freude betrachten, den ſich Guldbergs Verdienſte erworben, und ich achte es für ein Glück, daß ich einer Ihrer erſten Verehrer ſeyn kann.

Nachricht.

Ich habe, auſſer dem ſchuldigſten Danke für verſchiedne öffentliche gütige Urtheile über den erſten Theil dieſer meiner teutſchen Ueberſetzung der Biographien des Plutarchs, um ſo weniger dem Publicum zu ſagen, da ich mich bemüht habe, die Fortſetzung dieſer Arbeit immer mehr, nach angefangner Art, des Beyfalls der Kenner werth zu machen.

Es iſt übrigens ſchon bekannt, daß Herr Decker, Königlicher Hofbuchdrucker in Berlin, den ganzen Verlag dieſes Werkes übernommen hat, daß zwar alle Bedingungen der Pränumerationen und Subſcriptionen bleiben, aber ſich jeder Liebhaber nunmehr an Hrn. Decker zu wenden hat, und ich weder mit Pränumerationen, noch Subſcriptionen, noch dem Verkaufe dieſes Werks etwas zu thun habe.

Man hoft, daß auch die Anzahl der Bogen dieſes zweyten Theils nicht die Zufriedenheit ſtören wird, da man nicht anders, als immer mit dem Ende einer Lebensbeſchreibung ſchließen kan, und der dritte Theil zuverläßig mehrere Bogen enthalten wird, als dieſer zweyte und der erſte. Dieſer dritter Theil erſcheint unausbleiblich in künftiger Michaelismeſſe.

Die Verſchönerungen, welche Herr Decker dem Werke durch Kupfer und Vignetten giebt, werden, bey unverändertem Preiſe, die Zufriedenheit und den Beyfall der Liebhaber vermehren. Bey dieſem zweyten Theile werden zugleich die Kupfer zum erſten, der Kopf des Theſeus,

ſeus, und eine allegoriſche Vignette, vom Hrn. Decker, unentgeldlich, mitgeliefert.

Noch ſind folgende nachgekommene Subſcriptionen zu bemerken:

Frau Profeßorin Gmelin, zu Blaubeuren.

Herr M. Bockshammer, Pfarrer zu Buttenhauſen.

Herr Cramer, d. R. C. zu Königslutter.

Herr J. C. Maſt, zu Wolfenbüttel.

Herr von Münch, in Augsburg.

Herr von Schad, Oberamtmann in Langenau.

Herr Scholl, im Kloſter zu Blaubeuren.

Herr Sparkuhle, zu Wolfenbüttel.

Herr M. Walz, Pfarrer zu Weiler-Steißlingen.

Herr M. Weißmann, Pfarrer zu Mehrſtetten.

Herr H. W. B. Weitenkampf, zu Wolfenbüttel.

Herr B. G. L. von der Wenſe, zu Wolfenbüttel.

Bio-

Biographien
des
Plutarchs.

Camillus.

Das beſonderſte und ſeltſamſte unter den vielen und groſſen Begebenheiten, die man vom Furius Camillus erzehlt, iſt wohl dieß, daß er als Feldherr viele und merkwürdige Schlachten gewonnen, fünfmal zum Dictator erwählt worden, viermal einen Triumph gehalten, den Namen des zweyten Stifters von Rom bekommen, und doch niemals Conſul geweſen iſt. Daran war der damalige Zuſtand des Staats Schuld. Das Volk wollte wegen ſeiner Streitigkeiten mit dem Senate keine Conſuln erwählen laſſen, es übertrug den Oberſten in der Armee die höchſte Gewalt, deren Herrſchaft, ob ſie gleich alle Macht der Conſuln hatten, wegen ihrer Anzahl, weniger beſchwerlich ſchien. Denn es war ein Troſt für diejenigen, welche die Herrſchaft weniger Perſonen nicht ertragen konnten, daß nicht zween, ſondern ſechs Männer die Regierung führten. Camillus hatte ſich in dieſer

Zeit durch ſeine Thaten die größte Achtung erworben, aber er wollte doch nicht wider Willen des Volks Conſul werden, obgleich während dieſer Zeit vielmals Wahltage (Comitia) zur Ernennung der Conſuln gehalten wurden. * In den mancherley andern Aemtern, die er verwaltete, bezeigte er ſich immer ſo, daß, wenn er ein Amt allein verwaltete, die Herrſchaft mehreren gemein zu ſeyn ſchien, und wenn er mehr Gehülfen hatte, die Ehre ihm allein blieb. Jenes verurſachte ſeine Beſcheidenheit, wodurch er ſeine Gewalt dem Neide entzog; dieſes war die Wirkung ſeiner Klugheit, in der er es ohnſtreitig allen zuvorthat.

Damals ſtand das Geſchlecht der Furier noch in keinem Anſehn. Er erhob es durch ſich ſelbſt zuerſt zum Glanze, da er in der groſſen Schlacht gegen die Aequer und Volſker ſich unter dem Dictator Poſthumius Tubertus ſo ſehr aufzeichnete. Er

* Die oberſte Herrſchaft der drey, vier, oder ſechs Oberſten der Armee an ſtatt der zwey Conſuln dauerte 78 Jahr: die erſten Tribuni militum conſulari poteſtate wurden A. V. C. 309 geſetzt, und im Jahre 387 wurden wieder Conſuln erwählt.

Er ritte der Armee voran, und ob er gleich in die Hüfte verwundet wurde, ließ er nicht nach, ſondern zog den Pfeil aus der Wunde, fochte mit den tapferſten der Feinde, und trieb ſie in die Flucht. Er erhielt hierauf unter andern Belohnungen auch die Würde des Cenſors, ein Amt, welches zur damaligen Zeit viel Anſehn hatte.

Man rühmt von ihm eine ſchöne Verfügung, die er als Cenſor machte, daß er nämlich die Unverheyratheten theils durch Vorſtellungen, theils durch gedrohte Strafen bewog, ſich mit den Wittwen zu verheyrathen, deren es wegen der bisherigen Kriege ſehr viele gab. Die Nothwendigkeit bewog ihn auch, den Waiſen Abgaben aufzulegen, da ſie bisher von allen Abgaben frey geweſen waren. Die beſtändigen Kriege waren die Urſache, welche große Summen erfoderten: beſonders koſtete die Belagerung der Stadt Veji ſehr viel. * Dieſe Hauptſtadt von Hetrurien

* ἡ Βηΐων πολιορκία· τούτους ἔνιοι Οὐενετανοὺς καλοῦσιν· Deren Einwohner von einigen Venetaner genannt werden. Ich habe dieſes Einſchiebſel im Texte oben weggelaſſen, weil es den Zuſammenhang der Stelle mehr ſtört als

war der Stadt Rom an Waffen und der Menge der Soldaten gewachſen. Stolz auf ihren Reichthum, Ueppigkeit, und Pracht, führte ſie mit den Römern um den Vorzug und die Herrſchaft Kriege, und lieferte viele merkwürdige Schlachten. Um dieſe Zeit aber ließ ſie ihren Ehrgeitz fahren, welchen viele Niederlagen gedemüthigt hatten. Ihre Einwohner befeſtigten die Stadt mit einer breiten und feſten Mauer, füllten ſie mit Waffen, Proviante und Kriegsvorrathe, und hielten ſo mit Muthe eine Belagerung aus, welche langwierig war, und den Belagerern viele Mühe und Beſchwerlichkeit machte. Denn ſie, die gewohnt waren, nur im Sommer im Felde zu ſtehen, und im Winter ſich nach Hauſe zu begeben, wurden jetzt zum erſten male von ihren Oberſten genöthigt, ein feſtes Lager zu errichten, und im Winter, ſo wie im Sommer, im feindlichen Lande ſtehen zu bleiben.

Es hatte dieſe Belagerung nun beynahe ſchon ſieben Jahre gedauert: man beſchuldigte die Generale,

als befördert, und unnütz iſt. Die verſchiednen Leſearten dazu genommen, dünkt mir dieſer Zwiſchenſatz in Abſicht ſeiner Aechtheit zweifelhaft zu ſeyn.

nerale, daß ſie die Belagerung zu nachläßig trieben, man rief ſie zurück, und wählte andre Befehlshaber. Camillus war einer von ihnen: er war jetzt das zweyte mal Oberſter bey der Armee. Aber er wurde doch nicht zu dieſer Belagerung gebraucht, denn das Loos beſtimmte ihn zum Feldzuge wider die Faliſker und Capenaten, welche während der Beſchäftigung der Römer mit den Vejentern öfters ins Römiſche Gebiet einfielen, und den ganzen Hetruriſchen Krieg hindurch Unruhe machten. Sie wurden vom Camillus zurückgetrieben, und mußten mit vielem Verluſte ſich hinter ihren Mauern verbergen.

Mitten unter der Heftigkeit der Belagerung trug ſich jene Begebenheit mit der Albaniſchen See zu, welche unter die unglaublichſten Wunder gehört, und da man keinen natürlichen Grund angeben konnte, eine große Furcht erweckte. Der Sommer gieng zu Ende, und war weder regneriſch, noch durch ſtarke Südwinde ſchädlich geweſen. Die Sümpfe, Flüſſe und Quellen, deren es in Italien viele giebt, waren theils völlig ausgetrocknet, theils hielten ſie nur noch wenig Waſſer; die Flüſſe, welche gewöhnlicher maſſen im Sommer niedrig ſind, waren faſt eingetrocknet.

Nur die Albaniſche See, welche ihre eigne Quellen, und keinen Abfluß hat, und mit ſtarken Bergen umgeben iſt, wuchs ſo ſtark an, ohne daß man eine andre als übernatürliche Urſache angeben konnte, daß ſie, ohne Sturm und Wellenſchlagen, bis an die Spitze der Berge ſich erhob. Anfänglich bemerkten dieſes nur die Viehhirten und Schäfer: als aber das Waſſer den Damm durchbrach, welcher, gleich einer Erdzunge, die niedre Gegend vor der Ueberſchwemmung ſicherte, und der Strom mit Gewalt über die Felder und Wieſen ſich gegen das Meer zu ergoß, ſo wurden dadurch nicht allein die Römer beſtürzt, ſondern auch alle Einwohner Italiens hielten es für ein groſſes Wunderzeichen.

Im Lager vor Veji ſprach man ſo viel von dieſer Begebenheit, daß auch die Belagerten bald davon unterrichtet wurden. Da gewöhnlich bey einer Belagerung, welche lange dauert, die Feinde mit einander in Bekanntſchaft und Geſpräch gerathen, ſo geſchah es auch hier, daß ein Römer mit einem von den Feinden, den man für einen in alten Traditionen erfahrnen und in der Wahrſagerkunſt ziemlich geſchickten Mann hielt, in Bekanntſchaft und Unterredung kam. Wie der Römer

mer gewahr wurde, daß dieſer Mann bey der Nachricht von der Ergieſſung der Albaniſchen See ſehr vergnügt wurde, und über die Belagerung ſpottete, ſo ſagte er, dieß ſey nicht das einzige Wunderzeichen, welches gegenwärtig den Römern begegne, ſondern es hätten ſich noch andere und unglaublichere Wunder ereignet; er wolle ſie ihm entdecken, damit er vielleicht bey dieſen allgemeinen Uebeln ſein eignes Beſte beobachten könne. Der Vejier wird aufmerkſam, läßt ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und hoft, einige Geheimniſſe zu erfahren. Indem während dem Geſpräche der Römer den Vejier weit genug von dem Stadtthore entfernt hat, ergreift er ihn, da er ſtärker war, hebt ihn in die Höhe, und indeß einige aus dem Lager zu Hülfe laufen, bemächtigt er ſich ſeiner gänzlich, und führt ihn zu den Generalen. In dieſer Bedrängniß wurde der Vejier überzeugt, daß das Schickſal unvermeidlich ſey, und entdeckte einige geheime Orakel ſeines Vaterlandes, z. E. die Stadt Veji würde nicht eher erobert werden können, bis die Feinde die Albaniſche See, wenn ſie ſich ergoſſen hätte, von ihrem Laufe zurück geleitet, und ihren Strom nach dem Meere verhindert hätten.

Die Nachricht davon ſetzte den Senat zu Rom in Verlegenheit: er hielt für das beſte, durch Abgeſandte den Gott zu Delphos um Rath zu fragen. Man ſchickte drey groſſe und angeſehene Männer ab, Licinius Coſſus, Valerius Potius, und Fabius Ambuſtus. Sie brachten nach vollendeter glücklicher Reiſe und erhaltner Antwort vom Apollo noch einige andre Orakel mit, welche ſich auf die Vernachläßigung einiger alten Gebräuche bey dem ſo genannten lateiniſchen Feſte bezogen. Es wurde ihnen befohlen, das Gewäſſer der Albaniſchen See, ſo viel es geſchehen könnte, von dem Meere zurück in das alte Ufer zu leiten, oder wenn dieſes nicht möglich wäre, es durch Kanäle und Graben aufs Feld zu leiten, und auszutrocknen. Auf dieſe Nachricht befolgten die Prieſter die Befehle wegen der Opferfeſte, das Volk aber beſtrebte ſich, das Gewäſſer wegzuleiten.

Im zehnten Jahre der Belagerung hob der Senat alle andre obrigkeitliche Aemter auf, und machte den Camillus zum Dictator. Er erwählte ſich den Cornelius Scipio zum Generale der Reuterey. Er that das Gelübde, daß er, wenn er den Krieg glücklich endigte, den Göttern zu

Ehren

Ehren groſſe Schauſpiele anſtellen, und derjenigen Göttin, welche die Römer **Mutter Matuta** * nennen, einen Tempel erbauen wolle. Nach den Gebräuchen, die bey ihrem Opferfeſte vorgehn, zu urtheilen, iſt dieſes die Göttin, welche bey den Griechen **Leukothea** heißt. Denn ſie führen eine Magd in das Innerſte des Tempels, geben ihr darauf Ohrfeigen, und treiben ſie wieder aus dem Tempel heraus: ſie tragen die Kinder ihrer Brüder ſtatt ihrer eignen in ihren Armen, und bey dem Opfer ſtellen ſie die Begebenheiten der Säugammen des Bacchus, und die Leiden der Ino wegen ihrer Nebenbuhlerin vor.

Nach verrichtetem Gelübde zog Camillus gegen die Faliſker, und Kapenaten, ihre Bundesgenoſſen zu Felde, und ſchlug ſie in einer groſſen Schlacht. Hierauf wandte er ſich zur Belagerung der Stadt Veji. Er ſahe ein, daß ein Sturm ſchwer und gefährlich ſeyn würde, und legte

* Bekannter iſt ſie unter dem Namen der Göttin Ino. Die vom Plutarch angeführten Gebräuche beziehen ſich gröſtentheils auf die Fabel, daß ſie aus Eiferſucht über ihre Magd, Antiphera, als ihre Nebenbuhlerin, raſend geworden ſey.

legte daher Minen an, da das Erdreich um die Stadt herum ſich zum Untergraben ſchickte, und die unterirrdiſchen Gänge tief, und vor den Feinden verſteckt, geführt werden konnten. Da dieß nach Wunſche vollendet war, ſo unternahm er einen Sturm, um die Feinde auf die Mauern zu locken. Indeſſen gieng eine Anzahl ſeiner Soldaten durch die unterirrdiſchen Gänge bis an das Schloß, wo der Tempel der Juno ſtand, welcher der größte in der Stadt und in beſondrer Verehrung war. Eben ſoll damals der Fürſt der Hetrurier geopfert, und der Wahrſager, der die Eingeweide des Opferthiers beſehen, mit ſtarker Stimme ausgerufen haben: Gott würde denjenigen den Sieg geben, welche dieſe Opfer vollenden würden. * Die Römer hören in den un=

* Xylander und ihm nachfolgend Dacier glauben, Plutarch habe den Livius, der dieſe Geſchichte erzehlt, (Libr. V. cap. 21.) nicht recht verſtanden, und die Worte qui hoſtiae exta proſecuiſſet, ſo genommen, als wenn da ſtünde — proſecutus eſſet: daher ſey das Wort κατακολουθησαντι, gekommen; aber κατακολουθεῖν τοῖς ἱεροῖς heißt ſo viel als ſacra peragere,

unterminirten Gängen dieſe Wahrſagung, durchſtoſſen ſchnell den Boden, ſpringen mit Geſchrey und Geräuſche ihrer Waffen hervor, die Feinde entfliehen voll Beſtürzung, ſie nehmen die Eingeweide des Opferthiers, und tragen ſie zum Camillus. Aber man ſieht leicht, wie ſehr dieſe Erzehlung einer Fabel ähnlich iſt.

Die Stadt wurde mit Sturm erobert. Die Römer machten eine unermeßliche Beute: Camillus, welcher vom Schloſſe herab der Plünderung zuſah, ſtand anfänglich voller Thränen da, und als die Umſtehenden ihm dazu Glück wünſchten, hob er die Hände zu den Göttern empor, und betete folgendermaſſen: „Groſſer Zevs, und alle ihr Götter, die ihr die guten und böſen Thaten beobachtet, ihr ſelbſt wiſſet, daß wir Römer nicht auf eine ungerechte Art, ſondern durch die Nothwendigkeit gedrungen, gegen dieſe Stadt der feindſeligen und ungerechten Menſchen ins Feld gezo-

agere, und Plutarch hat den Livius gewiß nicht falſch verſtanden: er hat ihm gar nicht nach geſchrieben, ihn gar nicht zu ſeiner Quelle gehabt: er folgt immer lieber griechiſchen Scribenten, als den Römiſchen, und dem Livius am allerwenigſten.

gezogen ſind. Soll uns ja aber eine ſtrafende Rache wegen dieſes gegenwärtigen groſſen Glücks treffen, ſo flehe ich, ſchont Stadt und Römiſches Heer, laßt mich die Strafe, ſo gemildert ſie ſeyn kann, treffen.„ Indem er nach dieſem Gebete, der Gewohnheit der Römer zu Folge, ſich rechter Hand herumdrehn wollte, fiel er. Die Anweſenden erſchracken darüber, er aber ſtand vom Falle wieder auf, und ſagte: „es ſey ihm nach ſeinem Wunſche, bey dem gröſten Glücke, ein kleiner Unfall widerfahren.„

Nach der Zerſtörung der Stadt befahl er, die Statüe der Juno, ſeinem Gelübde gemäß, nach Rom bringen zu laſſen. Als die Baumeiſter deßwegen zuſammen gekommen waren, ſo opferte er, und flehte die Göttin an, die Neigung der Römer gnädig anzunehmen, und wohlwollend eine Mitgenoßin derjenigen Götter zu ſeyn, die in Rom wohnten. Man erzehlt, daß die Bildſäule laut geantwortet habe, ſie wolle, und genehmige es. Livius berichtet, * Camillus habe die

* Livius berichtet (Libr. V. cap. 22.) die Sache etwas anders, als Plutarch hier von ihm behauptet, z. E. daß der Juno Statüe das velle deut-

die Bildſäule der Göttin berührt, und ſie gebeten, einige von den Beyſtehenden aber hätten geantwortet: **die Göttin willige ihm ſein Begehren, und folge ihm gern.** Diejenigen, die die Wahrheit dieſes Wunders behaupten, haben das groſſe Glück der Stadt Rom zu ihrem ſtärkſten Beweis, welche von ihrem geringen und verachteten Anfange zu ihrer groſſen Hoheit und Macht, nicht ohne den Beyſtand einer Gottheit, der durch viele und groſſe Zeichen bewieſen wurde, hätte empor ſteigen können.

Man erzehlt noch verſchiedne andre dergleichen Wunderzeichen: die Bildſäulen der Götter ſollen, nach den Berichten älterer Geſchichtſchreiber, öfters geſchwitzt, öfters geſeufzt, ſich umgewandt, und mit dem Kopfe genickt haben. Wir haben ſelbſt von noch lebenden Perſonen dergleichen wundervolle Erzehlungen gehört, die man nicht ſogleich verwerfen darf. Es iſt gefährlich, ſolche Dinge zu leicht zu glauben, oder zu ſtark in Zweifel zu ziehen. Denn die menſchliche Schwachheit

deutlich ausgeſprochen; ein Beweis, daß, wie ich vorher bemerkt, Plutarch den Livius nicht zu ſeinem Führer nimmt, und ſehr wenig nachgeleſen hat.

heit hat keine beſtimmte Einſchränkung und Richtigkeit der Urtheilskraft: bald wird ſie in eine Art von dummen Aberglauben, * bald aber zu einer übertriebnen Verachtung göttlicher Dinge hingeriſſen. Das beſte iſt, behutſam ſeyn, und das übertriebne vermeiden.

Camillus, entweder durch die groſſe That, daß er eine Stadt, die zehn Jahre hindurch belagert worden war, und mit Rom um die Herrſchaft geſtritten, erobert hatte, oder durch die Lobſprüche zum Stolz verleitet, nahm eine Geſinnung an, die den Sitten und der Staatsverfaſſung von Rom entgegen war. Auch hielt er einen ſehr ſtolzen Triumph, und fuhr auf einem mit vier weiſſen Pferden beſpannten Wagen durch die Stadt, welches kein Feldherr weder vor noch nach ihm gethan hat, denn die Römer halten einen ſolchen Triumphwagen für heilig, und glauben, daß er nur dem Könige und Vater der Götter zukomme. Er zog ſich dadurch den Haß der Bürger zu, welche eines ſolchen Stolzes nicht gewohnt waren.

* *τύφον*. M. ſ. die Reiskiſche Erklärung dieſes Wortes in ſeiner Ausgabe d. Plut. Tom. I. pag. 841.

waren. Ein zweyter Grund kam dazu, da er ſich dem Vorſchlage, die Einwohner der Stadt Rom zu theilen, widerſetzte. Die Zunftmeiſter des Volks nämlich thaten den Vorſchlag, ſowohl den Senat als das Volk in zwey Theile zu theilen, davon der eine Theil zu Rom bleiben, der andre aber, den das Loos träfe, in die eroberte Stadt Veji ziehen ſollte, wodurch ſie begüterter werden, und durch dieſe zwey groſſe und ſchöne Städte ihr Land und ihre Güter beſſer beſchützen könnten. Das Volk, welches ſich ſehr vermehrt hatte, und reich geworden war, nahm dieſen Vorſchlag mit Freuden an, und verlangte in den öffentlichen Verſammlungen mit Tumult die Beſtätigung deſſelben. Aber der Senat und die vornehmſten Männer Roms hielten dieſen Vorſchlag nicht ſowohl für eine Theilung der Stadt Rom, ſondern vielmehr für eine Vernichtung derſelben. Sie wurden dadurch beunruhigt, und baten den Camillus um Beyſtand. Dieſer, weil er ſich vor Streit bey der Stimmenſammlung darüber fürchtete, ſuchte dem Volke immer allerhand andre Beſchäftigungen zu geben, und verhinderte dadurch den Vortrag der Sache: machte ſich aber bey dem Volke verhaßt. Der offenbarſte und gröſste Haß wider ihn ent-

ſtand wegen des zehnten Theils der Beute, und der Anlaß dazu war nicht ungegründet, wenn auch nicht völlig gerecht.

Er hatte, als er zur Belagerung der Stadt Veji abgieng, das Gelübde gethan, wenn er die Stadt eroberte, dem Gotte Apollo den zehnten Theil der Beute zu heiligen. Bey der Einnahme und Plünderung der Stadt wollte er entweder die Römiſchen Bürger nicht mißvergnügt machen, oder er vergaß bey den damaligen Umſtänden ſein Gelübde: er überließ ihnen die Beute. Als er aber einige Zeit darauf die Dictatur niederlegte, trug er die Sache dem Senate vor: auch kündigten die Wahrſager den Zorn der Götter an, welchen ſie bey den Opfern erkannt, und welcher eine Verſöhnung erfodre.

Der Senat gab ein Decret heraus, daß zwar die Beute getheilt bleiben ſollte, wie es wohl nicht anders möglich war, daß aber alle, die daran Antheil hätten, den zehnten Theil mit geleiſteter eidlicher Verſicherung wieder hergeben ſollten. Es wurden verſchiedne Zwangsmittel gebraucht, um die Soldaten, welche arm waren, jetzt, nach ausgeſtandnen Kriegsbeſchwerlichkeiten, zu nöthigen, einen Theil von dem, was ſie erwor=

erworben, und auch wohl ſchon verzehrt hatten, wieder herauszugeben. Camillus, der durch ihren Unwillen beunruhigt wurde, gab in Ermangelung eines guten Grundes den ungereimteſten von ſeinem Verfahren an: er geſtand, er habe ſein Gelübde vergeſſen. Dadurch wurden ſie noch unwilliger, indem er vormals den zehnten Theil des feindlichen Vermögens gelobt hätte, und nun den zehnten Theil von dem neuerworbnen Vermögen der Römiſchen Bürger nähme.

Nachdem durch die einzeln dargebrachten Theile die ganze Summe beyſammen war, ſo beſchloß man, einen goldnen Becher verfertigen zu laſſen, und ihn nach Delphos zu ſenden. Aber das Gold war in der Stadt Rom ſehr rar, die obrigkeitlichen Perſonen wußten nicht, wo ſie es herbekommen ſollten, bis die Frauenzimmer unter ſich ſelbſt den Entſchluß faßten, daß jede ihren goldnen Schmuck dazu hergeben ſollte. Dieß betrug nach dem Gewichte acht Talente Gold. *

* Wie ſchon Dacier bemerkt, machte damals ein Talent Gold ſo viel als zehn Talente Silber, alſo zehntauſend Thaler; und die 8 Talente, der ganze damalige Schmuck der Römiſchen Damen, betrug demnach 80,000 Thaler.

Der Senat, um dafür eine gebührende Ehre zu erzeigen, erlaubte durch ein Geſetz, den Frauenzimmern, nach ihrem Tode, ſo wie den Männern, Lobreden zu halten. Denn bis auf dieſe Zeit war es nicht Sitte, den Frauenzimmern nach ihrem Tode öffentliche Lobreden zu halten.

Es wurden drey der vornehmſten Römer zu Abgeſandten erwählt, und in einem groſſen, gut bemannten, und herrlich ausgeſchmücktem Schiffe mit dieſem Geſchenke nach Delphos geſchickt. Aber die Meeresſtille war ihnen eben ſo ſehr als ein Sturm zuwider, ſo, daß ſie der Gefahr umzukommen nur auf eine unvermuthete Art entgiengen. * Es machten nämlich einige Schiffe der Liparenſer bey den aroliſchen Inſeln auf ſie Jagd, und hielten ſie für Seeräuber. Durch Bitten und Flehn bewegten ſie zwar die Liparenſer, daß ſie ihnen keine Gewalt anthaten, aber das Schif nahmen ſie doch weg, führten es in ihren Hafen, erklärten es für ein ſeeräuberiſch Schif,

* Alle bisherigen Ueberſetzer haben dieſe Stelle, aus Unwiſſenheit eines griechiſchen Idiotismus, falſch verſtanden und überſetzt, wie Reiske gezeigt hat; Ed. Plut. in Animaduerſ. pag. 841. welchem ich gefolgt bin.

Schif, und boten Güter und Mannſchaft zum Verkaufe feil. Kaum wurden ſie durch die Menſchenliebe und das Anſehn ihres Anführers, Timeſitheus, bewogen, die Römer los zu laſſen, von dem die Römer auch mit ſeinen eignen Schiffen begleitet wurden. Er war ſogar bey der Uebergabe des Geſchenks gegenwärtig. Er erhielt zu Rom dafür die gebührenden Ehrenbezeigungen.

Da die Zunftmeiſter des Volks den Vorſchlag, nach Veji zu ziehen, von neuen vorbrachten, ſo gab der zu gelegener Zeit entſtehende Krieg mit den Faliſkern den Patriciern die Gewalt, nach ihrem Wunſche die Comitia zu halten. Sie erwählten den Camillus mit fünf andern zum Oberſten der Armee, weil die Umſtände einen Feldherrn erforderten, der Anſehn und Ruhm mit Erfahrung verband. Camillus brach, nach der Einwilligung des Volks, mit ſeinem Heere in der Faliſker Gebiet ein, und belagerte die Stadt Phalerii, welche ſtark befeſtigt und mit allen Kriegsbedürfniſſen verſehen war. Die Eroberung war zwar weder leicht noch bald zu vollenden, aber er wollte auch überdieß die Römiſchen Bürger dadurch beſchäftigen und abhalten, daß ſie nicht aus Langerweile in der Stadt unruhige

Bewegungen machten. Dieſes Mittel gebrauchte man beſtändig wie ein Arzneymittel, um die unruhigen Bewegungen der Bürgerſchaft auf auswärtige Oerter hin zu lenken.

Die Faliſker, auf ihre ſtarke Feſtungswerke ſich verlaſſend, verachteten die Belagerung ſo ſehr, daß ſie, die Wachen auf den Mauern ausgenommen, unbewafnet in der Stadt herum giengen, ihre Kinder ruhig in die Schule gehen, und ſie unter der Aufſicht ihres Lehrmeiſters um die Mauern herumſpatzieren, und ihre Uebungen machen lieſſen. Denn die Phalerier hatten, wie die Griechen, einen allgemeinen Stadtlehrer, um dadurch ihre Kinder von Jugend auf zum gemeinſamen freundſchaftlichen Umgange zu gewöhnen. Dieſer Lehrmeiſter ſuchte durch dieſe Kinder die Stadt zu verrathen: er führte ſie anfänglich alle Tage nahe an den Mauern ſpatzieren, und wenn ſie ihre Uebungen vollendet hatten, wieder zurück. Hierauf führte er ſie immer weiter, ſo, daß ſie ganz ſicher wurden, als wenn alles ohne Gefahr wäre. Endlich gieng er mit ihnen insgeſammt zu den Römiſchen Vorpoſten über, lieferte ſie ihnen, und verlangte zum Camillus geführt zu werden.

Als

Als er vor dem Camillus geſtellt wurde, ſagte er: „Ich bin der Lehrmeiſter aus der Stadt, ich ziehe deine Gnade meiner Pflicht vor, ich überliefere dir in dieſen Kindern hier die Stadt.„

Camillus hielt bey Anhörung dieſes Vortrags die Sache für abſcheulich. Er ſagte zu den Umſtehenden: „Der Krieg iſt ein Uebel, und mit vielen Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten verbunden, aber auch im Kriege giebts für rechtſchafne Männer gewiſſe Geſetze. Man muß den Sieg nicht auf ſolche Art zu erlangen ſuchen, daß man aus ſchändlichen und ungerechten Handlungen Vortheile ziehe. Ein Feldherr muß den Krieg durch eigne Tapferkeit, nicht durch fremde Bosheit führen.„ Er befahl hierauf den Gerichtsdienern, dem Menſchen die Kleider vom Leibe zu reiſſen, die Hände auf den Rücken zu binden, und den Kindern Stöcke und Geiſſeln zu geben, daß ſie den Verräther damit vor ſich in die Stadt hinein peitſchen ſollten.

Schon hatten die Phalerier die Verrätherey ihres Stadtlehrers erfahren. Die Stadt gerieth, wie leicht zu erachten, über einen ſolchen Unfall in Jammer und Klagen; die vornehmſten Männer und Weiber liefen, wie unſinnig, an die

Mauern und Thore, als eben die Kinder ihren Lehrmeiſter nackend und gebunden mit Schlägen vor ſich her wieder zurücktrieben, und den Camillus als ihren Erretter, und Gott, und Vater, ausriefen. Bewundrung und Liebe für den Camillus nahm jetzt nicht allein die Aeltern dieſer Kinder, ſondern alle Bürger ein, da ſie dieſes Schauſpiel ſahen. Sie liefen zuſammen, um eine Berathſchlagung zu halten: ſie ſchickten Abgeordnete an ihn, und übergaben ſich mit ihrer Stadt.

Camillus ſchickte die Abgeordneten nach Rom. Dieſe ſagten, als ſie vor den Senat geführt wurden: „Die Römer haben dadurch, daß ſie die Gerechtigkeit höher achteten als den Sieg, uns bewogen, lieber beſiegt als frey zu ſeyn, wir halten uns für nicht ſo ſehr von der Macht überwältigt, als wir geſtehen, von eurer Großmuth überwunden zu ſeyn.„ Der Senat bevollmächtigte hierauf den Camillus, die Friedensunterhandlungen zu ſchlieſſen, und dieſer nahm von den Phaleriern Contribution, und verließ ſie, nachdem er mit allen Faliſkern ein Bündniß gemacht hatte.

Aber die Soldaten, welche auf die Plünderung der Stadt Phalerii gehoft hatten, und nun mit leeren Händen nach Rom kamen, beſchwerten

ſich

ſich bey den andern Bürgern über den Camillus, als über einen Mann, der das Volk haſſe, und den Armen ihre Vortheile mißgönne. Als bald hernach auch die Zunftmeiſter wieder den Vorſchlag, wegen Wegziehung eines Theils der Einwohner von Rom nach Veji, vorbrachten, und das Volk darüber zur Stimmenſammlung berieſen, und Camillus dabey keine Feindſchaft achtete, und keine Freymüthigkeit ſcheute, ſo erſchien er als einer, der vor allen andern die Gewalt des Volks niederdrückte; der Vorſchlag wurde zwar ungern verworfen, aber das Volk wurde wider ihn ſehr aufgebracht. Dieß gieng ſo weit, daß es ſeinen Haß nicht einmal aus Mitleid fahren ließ, da er um eben dieſe Zeit durch den Tod ſeines zweyten Sohns, den er durch Krankheit verlor, ſehr niedergeſchlagen, und als ein empfindungsvoller, zärtlicher Mann, ſo betrübt war, daß er auch an dem Tage, da er vor Gericht gefodert wurde, nicht erſchien, ſondern für Traurigkeit in dem Zimmer der Frauen blieb.

Sein Ankläger war Lucius Apulejus: er beſchuldigte ihn eines Unterſchleifs bey der Hetruriſchen Beute: man wollte auch einige eherne Thüren von dieſer Beute in ſeinem Hauſe geſehen

haben. Das Volk war gegen ihn erbittert, und es war leicht einzuſehn, daß es ihn unter jedem Vorwande verdammen würde. Er ließ alſo ſeine Freunde, und die, welche neben and unter ihm im Kriege gedient, deren eine gute Anzahl war, zu ſich kommen, und bat ſie, nicht zuzugeben, daß er auf eine ſo ungerechte Weiſe unter ſo ſchimpflichen Beſchuldigungen verdammt, und ſeinen Feinden zum Spotte würde. Seine Freunde antworteten darauf, nach Berathſchlagungen und Ueberlegungen: ſie glaubten nicht, daß ſie in Abſicht des Urtheils ſelbſt ihm würden helfen können, aber ſie wollten die Strafe, zu der er verdammt werden würde, mit bezahlen helfen. Dieß ſchien ihm unerträglich: er beſchloß in der Hitze, freywillig die Stadt zu verlaſſen, und in der Verweiſung zu leben.

Er gieng, nachdem er ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn umarmt, aus ſeinem Hauſe ſtillſchweigend bis ans Thor. Hier blieb er ſtehen, wandte ſich um, und betete zu den Göttern, indem er die Hände gegen das Capitolium ausſtreckte, daß, wenn er unſchuldig durch Bosheit und Neid des Volks vertrieben würde, den Römern es bald gereuen möge, und alle Menſchen erkennen möchten,

ten, daß die Römer den Camillus nöthig hätten, und nach ſeiner Hülfe ſich ſehnten.

Er gieng alſo, nachdem er, wie Achilles, ſeine Mitbürger verwünſcht hatte, in eine freywillige Verweiſung. * Er mußte, unverhörter Sache, eine Geldſtrafe von funzehntauſend As erlegen, welche, nach Silbermünze zu rechnen, tauſend fünf hundert Drachmen betragen: denn nach zehn As rechnete man die Silbermünze, und zehn ſolche kupferne As machten einen ſo genannten Denarius aus. **

Es

* Vier Jahre nach Einnahme der Stadt Phalerii im erſten Jahre der 98 Olymp. im J. nach Erb. R. 365.

** Es iſt offenbar, daß die gewöhnliche Lesart des Textes falſch, und von Abſchreibern verdorben worden. Dacier hat flüchtig und falſch überſetzt. Hr. Kind folgt der Verbeſſerung des Scaliger und Ruald, welche durch die Lesart eines Codicis in der Reiskiſchen Ausgabe beſtätigt wird, und welcher ich auch, mit geringer Abweichung vom Hr. Kind, gefolgt bin. Die Verbeſſerung des ſeel. Reiske in Annot. pag. 842. dünkt mir zu gewagt, zu weitläuf-

tig

Es giebt keinen Römer, der nicht überzeugt wäre, daß die Verwünſchungen des Camillus bald in Erfüllung gegangen wären, und daß das ihm angethane Unrecht auf eine Art gerächt worden ſey, welche ihm zwar nicht angenehm, ſondern vielmehr ſchmerzhaft, aber für ſeine Ehre von ausgebreitetem Rufe geweſen. Ein ſo groſſer Zorn der Götter kam über Rom, und ſo viel Furcht und Gefahr und Schande brachte dieſer Zeitpunkt über die Stadt! entweder weil es Schickſal war, oder weil es das Geſchäft irgend eines Gottes iſt, eine mit Undank belohnte Tugend nicht ungerochen zu laſſen.

Für das erſte Zeichen eines bevorſtehenden groſſen Unglücks hielt man den Tod des Cenſors Julius; denn die Römer betrachten das Amt eines Cenſors als ein ſehr heiliges Amt. Ein anderes Zeichen hatte ſich noch vor der Flucht des Camillus ereignet. Ein Mann, der zwar weder von vornehmen Geſchlechte war, noch im Senate ſaß, aber für einen braven ehrlichen Mann gehalten

tig für den Plutarchiſchen Text. Die Strafe des Camillus betrug nach unſerm Gelde etwa 500 Rthaler. Sehr viel für die damalige Zeit.

halten wurde, Marcus Cedicius, eröfnete den Oberſten der Armee eine Sache, die Aufmerkſamkeit verdiente. Er erzehlte, als er in der Nacht vorher auf dem ſogenannten neuen Wege gegangen wäre, habe ihm jemand ſehr laut zugerufen, er habe ſich umgewandt und keinen Menſchen erblickt, aber von einer Stimme, die ſtärker als eine menſchliche geweſen ſey, dieſe Worte gehört: „Geh, Marcus Cedicius, ſage den Oberſten morgen früh, ſie ſollten in kurzer Zeit die Gallier erwarten.„ Die Oberſten lachten und ſpotteten über dieſe Erzehlung. Bald drauf erfolgte die Begebenheit mit dem Camillus.

Die Gallier, ein Volk der Celtiſchen Nation, ſollen ihr Land, welches für ihre Menge nicht zum Unterhalte hinreichte, verlaſſen, und neue Wohnplätze geſucht haben. Es waren Schaaren vieler tauſend junger ſtreitbaren Männer, und der Weiber und Kinder noch mehr, davon ein Theil an den Küſten der Nordſee hin über die riphäiſchen Gebürge gegangen, und die äuſerſten Länder von Europa in Beſitz genommen, ein ander Theil zwiſchen den Pyrenäen und Alpen ſich niedergelaſſen, und in der Nähe der Sennonen und

Celto=

Celtorien lange Zeit gewohnt hat. * Als ſie aber, lange Zeit hernach, den Wein koſteten, der zum erſtenmale aus Italien zu ihnen gebracht wurde, ſo geriethen ſie über dieſes Getränke ſo ſehr in Entzücken, daß ſie die Neuheit dieſes Vergnügens faſt unſinnig machte: ſie ergriffen die Waffen, zogen mit ihren Aeltern nach den Alpen zu, und ſuchten das Land, welches eine ſo ſchöne Frucht hervorbrächte, und hielten alle andre Länder dagegen für wild und unfruchtbar.

Derjenige, welcher ihnen zuerſt dieſen Wein bekannt machte, und ſie auch zum Einfalle in Ita-

* Dieſe Beſchreibung der Wanderung der Celten iſt freylich ziemlich ſchwankend und unzulänglich, ſich einen deutlichen Begrif zu machen. Aber die Griechen und Römer bekümmerten ſich um die fremden Nationen, die ſie Barbaren nannten, ſehr wenig, und kennen daher ihre Geſchichte nicht. Der Name der Celtorien, κελτοριων, iſt ganz unbekannt, und vielleicht ein Fehler der Abſchreiber. Die Sennonen waren ſelbſt auch Celten, ein früher angekommener Stamm, als der, von deren Wanderung Plutarch hier redet. Vergl. Liuii Hiſt. Libr. 5. cap. 34. ſequ.

Italien reitzte, ſoll Aruns, ein Hetrurier, geweſen ſeyn, ein Mann von gutem Stande, und keinem üblen Charakter, der aber durch einen gewiſſen Zufall verleitet wurde. Er war Vormund eines jungen Menſchen, Namens Lucumo, welcher ſowohl wegen ſeines Reichthums als wegen ſeiner ſchönen Geſtalt von jedermann geehrt und geliebt wurde. Dieſer genoß von Jugend auf der Koſt des Aruns in deſſen Hauſe, und wollte, als er ſchon mündig geworden war, das Haus des Aruns nicht verlaſſen, indem er vorgab, ohne deſſen Umgange nicht leben zu können. Er hatte aber ſchon lange mit der Frau des Aruns insgeheim einen unerlaubten Umgang geführt. Ihre Leidenſchaft gieng endlich gegen einander ſo weit, daß ſie ihre Begierden weder mäßigen noch länger verbergen konnten, und der junge Menſch unternahm ſo gar, die Frau öffentlich zu entführen. Aruns verklagte ihn; allein die Menge der Freunde und das aufgewandte Geld des Lucumo brachten es dahin, daß dem Aruns nicht Gerechtigkeit wiederfuhr. Er verließ ſein Vaterland, und begab ſich zu den Galliern, von denen er gehört hatte, und leitete ſie zu ihrem Einfalle in Italien.

Sie eroberten ſehr bald das ganze Gebiet, welches ehedem die Hetrurier inne hatten, und ſich von den Alpen an beyde Meere erſtreckte, wie noch der Name dieſer Meere beweiſt; denn das nordliche Meer wird von der Hetruriſchen Stadt Adria her das Adriatiſche Meer genannt, und das gegen Mittag das Hetruriſche Meer. Dieſes ganze Land iſt voller Bäume, hat ſchöne Viehweiden, und wird von vielen Flüſſen durchſtrömt. Es lagen achtzehn ſchöne und groſſe Städte darinnen, welche durch Induſtrie und Handel reich, und durch Pracht glänzend waren. Die Gallier nahmen ſie, nach Vertreibung der Hetrurier, in Beſitz. Dieſe Begebenheiten hatten ſich lange vor den Zeiten des Camillus zugetragen.

Damals belagerten die Gallier die Hetruriſche Stadt Cluſium. Die Cluſiner nahmen ihre Zuflucht zu den Römern, und baten ſie um Geſandten, und Vorſtellungen an die Barbaren. Die Römer ſchickten drey angeſehene Männer aus dem Geſchlechte der Fabier, welche groſſe Ehrenſtellen zu Rom bekleideten. Sie wurden von den Galliern, wegen des Ruhms der Stadt Rom, freundlich aufgenommen, die Belagerung wurde eingeſtellt, und eine Unterredung gepflogen. Auf

die Frage, durch welche Beleidigung die Gallier bewogen worden wären, gegen die Cluſiner zu Felde zu ziehen, antwortete der Galliſche König Brennus mit Lächeln: „Die Cluſiner thun uns Unrecht, daß ſie, da ſie nur wenig Land bauen können, doch ſo viel beſitzen, und uns fremden, zahlreichen, und bedürftigen Leuten nichts davon abgeben wollen. Auf ſolche Art thaten euch Römern vordem die Albaner, Fidenaten, und Ardeaten Unrecht, und jetzt noch die Vejier, Capenaten, und viele von den Faliſkern und Volskern. Wider dieſe Völker führt ihr Krieg, wenn ſie euch nichts von ihren Gütern mittheilen; führt ſie in die Sklaverey, plündert ſie, und zerſtört ihre Städte. Und ihr thut daran nichts ungerechtes, ſondern folgt dem älteſten Geſetze, welches von Gott anfängt und ſich bis auf die Thiere erſtreckt, und dem Stärkern die Güter des Schwächern zueignet. Denn auch die Thiere haben den Naturtrieb, daß die Stärkern mehr haben ſollen als die Schwächern. Unterlaſſet alſo, die Cluſiner bey ihrer Belagerung zu bemitleiden, damit ihr nicht die Gallier lehrt, auch mitleidig und freundſchaftlich gegen diejenigen zu werden, denen ihr Unrecht gethan habt.„

Aus dieſen Reden ſahen die Römer ein, daß Brennus an keinen Frieden denke. Sie begaben ſich in die Stadt Cluſium zurück, ſprachen den Einwohnern Muth ein, und reitzten ſie zu einem Ausfalle wider die Barbaren in ihrer Begleitung, um entweder die Tapferkeit der Barbaren kennen zu lernen, oder ihre eigne zu zeigen. Bey dem Ausfalle aus Cluſium und dem Gefechte an der Mauer ſprengte einer von den Fabiern, Quintus Ambuſtus, einem groſſen und ſchönen Gallier entgegen, welcher den andern weit voran geritten war, und wurde anfänglich in der Heftigkeit des Kampfes, und weil die glänzenden Waffen das Geſicht blendeten, nicht erkannt. Als er aber, nach erlangtem Siege, den Gallier niederwarf, und ihn ausplünderte, erkannte ihn Brennus, der die Götter zu Zeugen rief, daß dieſer Menſch wider die allgemeinen, und bey allen Menſchen heilig gehaltenen Rechte, ſich nicht als einen Geſandten, ſondern als einen Feind betragen. Er hob ſogleich die Feindſeligkeiten gegen Cluſium auf, und führte ſeine Armee auf Rom zu. Damit es aber nicht ſchiene, als wenn er die zugefügte Beleidigung gern geſehn hätte, um einen Vorwand zum Kriege mit den

Römern zu haben, ſo foderte er durch Geſandte zu Rom die Auslieferung des Mannes, um ihn zu beſtrafen. Indeſſen rückte er langſam fort.

In der zu Rom darüber gehaltenen Verſammlung des Senats bezeugten ſehr viele ihren Unwillen über die Fabier. Selbſt die Prieſter, welche Feciales heißen, hielten es für ein Verbrechen wider die Religion, und riethen, daß der Senat das begangne Unrecht den Urheber büſſen laſſen, und dadurch die andern davon befreyen ſollte. Dieſe Fecialen ſetzte Numa Pompilius ein, der ſanfteſte und gerechteſte der Könige Roms, um Hüter des Friedens zu ſeyn, und über die Urſachen zu erkennen und zu entſcheiden, welche mit Recht einen Krieg erfodern. Der Senat trug die Sache dem Volke vor: die Prieſter klagten ebenfals den Fabius an, aber der Pöbel verſpottete mit Frechheit die heiligen Geſetze, und ernannte ſogar den Fabius mit ſeinen Brüdern zu Oberſten.

Die Nachricht davon brachte die Gallier ſo ſehr auf, daß ſie ihren Marſch beſchleunigten. Ihre große Anzahl, ihre glänzenden Waffen, ihre Tapferkeit und ihre Erbitterung, ſetzten die Völkerſchaften, durch deren Gebiete ſie zogen, in

ſolche Beſtürzung, daß ſie Städte und Land für verloren hielten. Die Gallier aber fügten, wider alle Vermuthung, ihnen keinen Schaden zu, nahmen auch nichts von ihren Aeckern, ſondern zogen nahe bey ihren Städten vorbey, und lieſſen ausrufen, ſie zögen auf Rom zu, und führten bloß wider die Römer Krieg, und hielten die andern Völkerſchaften für ihre Freunde.

Indem die Barbaren mit ſolchem Eifer anrückten, führten ihnen die Oberſten die Römiſche Armee entgegen, welche der Anzahl nach ihnen gewachſen war, denn ſie beſtand aus mehr als vierzigtauſend Fußvölkern, aber die meiſten waren ungeübt, und führten zum erſtenmale die Waffen. Man vernachläßigte dabey auch gänzlich die Religion, es wurde weder zum glücklichen Fortgange der Waffen geopfert, noch fragte man die Wahrſager, wie es ſonſt bey einer Gefahr und einem Kriege zu geſchehen pflegte. Die Anzahl der Befehlshaber brachte dazu noch Verwirrung in alle Sachen. Und ſonſt hatten die Römer auch wohl bey geringern Kriegen oftmals unumſchränkte Befehlshaber gewählt, welche ſie Dictatorn nannten, indem ſie wohl wußten, wie nützlich es bey gefährlichen Umſtänden ſey, von

einer einzigen Stimme mit höchſter Gewalt, die alle Macht beſitzt, regiert zu werden. Nicht wenig Schaden brachte ihnen auch ihre Ungerechtigkeit gegen den Camillus, weil es dadurch gefährlich geworden war, ohne Gunſt und Schmeicheley die Herrſchaft zu führen.

Neunzig Stadien von Rom lagerte ſich die Römiſche Armee bey dem Fluſſe Allia, nicht weit davon, wo er in die Tiber fällt. Hier ſtellten ſich ihnen die Gallier entgegen, und ſchlugen ſie, wegen erſtandner Unordnung, auf eine ſchimpfliche Art in die Flucht. Der linke Flügel wurde ſehr bald in den Fluß gejagt, und litte eine vollkommne Niederlage: der rechte hatte weniger Schaden, weil er ſo gewichen war, daß er ſich aus der Ebene auf die Hügel gezogen hatte, und davon entkamen einige nach Rom. Die übrigen, die noch dem vom Würgen matten Feinde entronnen waren, flüchteten nach der Stadt Veji, und hielten ſchon Rom mit allen ſeinen Einwohnern für verloren.

Die Schlacht erfolgte währendem Vollmonde nach dem längſten Tage, * an eben dem Tage,

 an

* Am 16. Julius. Vergl. Liv. Hiſt. Libr. V. c. 28 et 36. ſequ.

an welchem vordem in der großen Niederlage gegen die Hetrurier dreyhundert aus dem Geſchlechte der Fabier umgekommen waren. Es iſt ſeitdem gebräuchlich geworden, dieſen Tag, wegen der zweyten Niederlage, bis jetzt noch, von dem Fluſſe her, den alliſchen Tag zu nennen.

Wir haben an einem andern Orte* unterſucht, ob man einige Tage für glücklich, andere für unglücklich halten ſolle, und ob Heraklitus mit Recht dem Heſiodus darüber den Vorwurf gemacht, daß er nicht gewußt, daß die natürliche Beſchaffenheit eines Tages ſo gut wie des andern ſey. Indeſſen wird es zu gegenwärtiger Stelle ſich wohl ſchicken, einige Beyſpiele anzuführen. So haben die Böotier am fünften Tage des Monats Hippodromius, oder Auguſt, den die Athenienſer Hekatombäon nennen, zwey herrliche Siege erfochten, durch welche ſie die griechiſche Freyheit behaupteten,

* In Quaeſtion. Rom. 25. Conf. Macrob. Saturnal. cap. 16. Heſiodus hat ſeinem Lehrgedichte, Opera et dies, ein beſondres kleines Gedicht, in welchem er die guten und böſen Tage bezeichnet, angehängt. Die Schrift des Heraklitus, auf welche ſich Plutarch bezieht, iſt verloren gegangen.

ten, den einen bey Leuktra, und den andern bey Geräſton, mehr als zweyhundert Jahre vorher,* da ſie den Lattamyas und die Theſſalier ſchlugen. Hingegen ſind die Perſer in demſelben Monate mehrmals geſchlagen worden, als am ſechſten Tage dieſes Monats von den Griechen bey Marathon, am dritten bey Platäa, und an eben dem Tage bey Mykale, am fünf und zwanzigſten bey Arbela. Die Athenienſer gewannen in eben dieſem Monate um die Zeit des Vollmonds, unter der Anführung des Chabrias das Seetreffen bey Naxos, und am zwanzigſten Tage deſſelbigen Monats die Schlacht bey Salamis, wie wir in der Schrift von den Tagen bemerkt haben. Der Monat Junius hat den Barbaren offenbar viel

* Plutarch hat ſich hier ſowohl in Abſicht der Zeit als der Sache ſelbſt geirrt. Die erwähnte Schlacht erfolgte kurze Zeit vor der bey Thermopylä, ohngefähr hundert Jahre vor der bey Leuktra, und nicht beym Vorgebürge Geräſt, ſondern bey Ceriſſus, einem Schloſſe in Theſſalien. Plutarch erzehlt es ſelbſt richtiger in lib. de Herod. malign. Opp. Moral. pag. 1592. M. ſ. auch die Reiskiſche Ausgabe des Plutarchs h. l. Tom. I. pag. 535.

Unglück gebracht: denn Alexander ſchlug in demſelben die Feldherrn des Perſiſchen Königs bey Granicus, und die Carthaginenſer wurden am vier und zwanzigſten Tage dieſes Monats bey Sicilien vom Timoleon geſchlagen, an welchem Tage auch Troja, nach den Berichten des Ephorus, Kalliſthenes, Damaſtes und Phylarchus, eingenommen worden iſt. Hingegen iſt der Monat September, den die Böotier Panemus nennen, den Griechen nicht günſtig geweſen. Denn am ſiebenten Tage dieſes Monats erlitten ſie vom Antipater bey Kranon eine gänzliche Niederlage, und vorher waren ſie, an demſelbigen Tage, vom Philippus bey Chäronea geſchlagen worden. Und an eben dieſem Tage, in eben dieſem Monate und Jahre, wurden die Völker, welche mit dem Archidamus nach Italien überſchiften, daſelbſt von den Barbaren erſchlagen. Die Carthaginenſer bemerken beſonders den zwey und zwanzigſten Tag dieſes Monats als einen, welcher ihnen ſehr viele und groſſe Unglücksfälle gebracht hat. Es iſt mir im Gegentheile auch nicht unbekannt, daß um eben die Zeit, da die Eleuſiniſchen Myſterien gefeyert wurden, Theben vom Alexander zerſtört worden, und, daß nachher die Athenienſer am

zwanzig=

zwanzigſten des Monats October, an welchem ſie die feyerliche Proceßion des Bacchusfeſtes halten, haben müſſen Macedoniſche Beſatzung einnehmen. So iſt auch ein Tag den Römern glücklich und unglücklich geweſen: denn ſie verloren vorher an demſelbigen Tage unter der Anführung des Caepio in der Schlacht mit den Cimbern ihre Armee, an welchem ſie nachher durch den Lucullus die Armenier und den Tigranes beſiegten. Auch ſtarben der König Attalus und Pompejus der groſſe an ihren Geburtstagen.

Man könnte noch viele anführen, denen einerley Tage ſowohl Glück als Unglück gebracht haben. Aber die Römer halten dieſen einzigen Tag, an welchem die Niederlage beym Fluſſe Allia erfolgt iſt, für unglücklich, und fügen ihm die zwey folgenden Tage jedes Monats aus eben dieſem Grunde bey, da, wie gewöhnlich, Einfalt und Aberglaube ſich weiter ausbreitete. Wir haben von dieſer Materie weitläuftiger in den ſo genannten Römiſchen Fragen gehandelt.

Wenn die Gallier, gleich nach der unglücklichen Schlacht beym Fluſſe Allia, die Flüchtigen verfolgt hätten, ſo hätte ſie nichts verhindert, Rom ſogleich zu zerſtören, und alle in der Stadt zu-

rück geblie̊bne nieder zu machen. So groß war die Furcht, in welche die Flüchtlinge die Einwohner der Stadt verſetzten, und ſo ſehr waren dieſe voller Verwirrung und Unbeſonnenheit. Aber die Barbaren glaubten ſelbſt nicht, daß ihr Sieg ſo groß ſey, und überlieſſen ſich auch aus Freude dem Wohlleben, und theilten die groſſe Beute, die ſie in dem Lager machten, wodurch denn die Menge, die die Stadt verließ, Zeit zur Flucht bekam, und die zurück blieben, ſich wieder faſſen und neue Zurüſtungen machen konnten. Dieſe verlieſſen die Stadt, und begaben ſich aufs Capitolium, welches ſie mit Waffen und Feſtungswerken verſahen.

Vor allen andern wurden die Heiligthümer aufs Capitolium gebracht. Das heilige Feuer der Veſta aber mit den dazu gehörigen Heiligthümern nahmen die Veſtaliſchen Jungfrauen, und begaben ſich damit auf die Flucht. Einige behaupten, ſie hätten ſonſt nichts in Verwahrung gehabt, als das heilige Feuer, deſſen Verehrung, als des Urſprungs aller Dinge, der König Numa eingeführt habe. Denn das Feuer hat die ſchnellſte Bewegung unter allen Dingen der Natur, und jede Zeugung iſt eine Art von Bewegung, oder

geſchieht

geſchieht doch mit Bewegung. Alle andern Theile der Materie liegen, wenn die Wärme fehlt, unwirkſam und wie todt, ſie verlangen die Kraft des Feuers gleichſam als ihre Seele; wenn dieſe hinzu kommt, ſo fangen ſie an, entweder zu wirken, oder fremde Wirkungen anzunehmen. Daher ſoll Numa, ein forſchbegieriger Mann, und von dem man wegen ſeiner Weisheit ſagte, daß er mit den Muſen Umgang habe, das Feuer geheiligt und aufzubewahren befohlen haben, als das Bild der alles belebenden ewigen Macht. Andere behaupten, daß das heilige Feuer als ein Reinigungszeichen vor den geheiligten Oertern brenne, daß aber doch in dem Innerſten des Tempels Heiligthümer verborgen würden, welche niemand, auſſer den ſo genannten Veſtaliſchen Jungfrauen, ſehen dürfe. Auch iſt es eine gemeine Sage, daß das Trojaniſche Palladium, welches Aeneas nach Italien mitgebracht, daſelbſt verwahrt würde. Einige erzehlen auch, daß Dardanus, als er Troja erbaut, die Heiligthümer aus Samothracien dahin gebracht, und für ſie gewiſſe heilige Ceremonien angeordnet, und daß Aeneas ſie, bey der Eroberung von Troja, entwandt, und wohlbewahrt nach Italien bey ſei-

ner

ner Niederlaſſung daſelbſt gebracht habe. Andere, welche davon beſondre Geheimniſſe wiſſen wollen, ſagen, es lägen daſelbſt zwey nicht groſſe Fäſſer, davon eines offen und leer, das andre voll und verſiegelt wäre, beyde aber dürften von niemanden ſonſt als den heiligen Jungfrauen geſehen werden. Andere behaupten, daß dieſes unwahr ſey, und ſagen, daß damals die heiligen Jungfrauen die meiſten Heiligthümer in zwey Fäſſer gelegt, und unter dem Tempel des Quirinus vergraben hätten, und daß daher noch jetzo der Ort den Namen von dieſen Fäſſern habe. *

Die heiligen Jungfrauen flüchteten mit den vorzüglichſten Heiligthümern an den Fluß herab. Auf dem Wege begegnete ihnen unter den andern Flüchtlingen Lucius Albinus, ein Mann von gemeinem Stande, welcher ſeine Frau und Kinder mit den nothwendigſten Bedürfniſſen auf einem Wagen führte. Wie dieſer ſah, daß die heiligen Jungfrauen die Heiligthümer in ihren Buſen trugen, und ganz ohne Begleitung und ermattet waren, ſo warf er ſogleich ſeine Güter mit ſeiner Frau und Kindern vom Wagen, und gab ihnen denſelben, daß ſie darauf in eine der

griechi=

* Er hieß Doliola.

griechiſchen Städte flüchten konnten. Dieſe Ehrfurcht des Albinus für die Religion, die ſich bey ſo bedrängten Umſtänden ſo glänzend zeigte, ſchien mir hier eines Andenkens nicht unwürdig zu ſeyn.

Die Prieſter der andern Götter, und die Alten, welche ſchon Conſuln geweſen waren, und Triumphe gehalten hatten, konnten ſich nicht entſchlieſſen, die Stadt zu verlaſſen. Sie zogen ihre feyerlichen beſten Kleider an, und beteten zu den Göttern, ſo wie ihnen der Oberprieſter Fabius vorbetete, ſie weyheten ſie ſelbſt zum Opfer fürs Vaterland, ſie ſetzten ſich geſchmückt auf elfenbeinernen Stühlen auf den Markt, und erwarteten ihr Schickſal.

Am dritten Tage nach der Schlacht erſchien Brennus mit ſeiner Armee vor der Stadt. Er fand die Thore offen, die Mauern ohne Soldaten: anfänglich erweckte ihm dieß Furcht vor einen Hinterhalt oder Kriegsliſt, weil er nicht glaubte, daß die Römer ſo gänzlich in Verzweifſung gerathen wären. Da er aber ſichre Nachricht bekam, zog er durch das Colliniſche Thor in die Stadt, und nahm Rom ein, welches von ſeiner Erbauung an etwas über dreyhundert und

ſechzig

ſechzig Jahre geſtanden hatte; wenn man der Genauigkeit der Chronologie jener Zeiten trauen kann, da ſogar von neuern Zeiten die Verwirrung derſelben verſchiednen Zweifeln unterworfen iſt.

Es ſcheint von dieſem Unglücksfalle und der Einnahme Roms ſogleich ein dunkles Gerücht nach Griechenland gekommen zu ſeyn. Denn Heraklides aus Pontus, der nicht lange nach dieſer Zeit gelebt hat, ſagt in ſeinem Buche von der Seele, es habe vom Abend her ein Gerücht ſich ausgebreitet, daß eine Armee, die aus dem fremden Lande der Hyperboräer gekommen, die griechiſche Stadt Rom am groſſen Meere erobert habe. Ich wundre mich nicht, daß Heraklides, der ſo viele Fabeln und Erdichtungen vorbringt, die wahre Nachricht von der Einnahme Roms durch die Hyperboräer und das groſſe Meer verſchönert hat. Der Philoſoph Ariſtoteles hatte, wie offenbar erhellt, von der Einnahme der Stadt durch die Celten Nachricht erhalten: er nennt aber ihren Erretter Lucius, da es doch nicht Lucius ſondern **Marcus Camillus** geweſen. Allein es iſt bloß dem Gerüchte nachgeſagt.

Brennus, ſobald er ſich der Stadt bemächtigt hatte, ſchloß das Capitolium ein, und gieng ſelbſt mit einem Theile ſeines Volks auf den Markt. Er gerieth in Verwunderung, da er hier die alten Männer in ihrem Schmucke und ganz ſtillſchweigend ſitzen ſah, die bey den ankommenden Feinden nicht aufſtunden, und weder Miene noch Farbe veränderten, ſondern unerſchrocken und ſorglos ſich auf ihre Stöcke lehnten und einander anſahen, ohne ein Wort zu ſprechen. Alle Gallier wurden über das ungewöhnliche Schauſpiel erſtaunt, und ſtunden lange Zeit an, ehe ſie es wagten, näher zu gehn, und dieſe Leute nur anzurühren, die ſie für höhere Weſen hielten. Einer von ihnen unternahm es, näher zum Papirius Manius zu gehen, berührte ſanft ſein Kinn, und ſtreichelte ſeinen langen Bart. Aber Papirius ſchlug ihn ſtark mit dem Stocke auf den Kopf; worauf der Gallier ſein Schwerdt zog, und ihn tödtete. Hierauf wurden auch die andern überfallen und umgebracht, und alles Lebendige, was ihnen begegnete, niedergemacht. Die Häuſer wurden viele Tage hindurch ausgeplündert, darauf angeſteckt und zerſtört, aus Zorn gegen diejenigen, welche das Capitolium inne hatten, und

ſich

ſich nach geſchehener Auffoderung nicht hatten ergeben wollen, ſondern ſich von ihren Mauern herab tapfer vertheidigten, und viele verwundeten. Dieß war auch die Urſache, daß ſie die ganze Stadt zerſtörten, und alle Gefangenen, die in ihrer Gewalt waren, ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechts, umbrachten.

Die verzögerte Belagerung verurſachte bey den Galliern einen Mangel am Proviante. Sie theilten ſich daher: ein Corps blieb bey dem Könige zur Belagerung des Capitoliums, ein anderes zog in die umliegenden Gegenden auf Raub, und verwüſtete alle Dörfer. Sie zogen nicht zuſammen, ſondern in verſchiedenen Haufen an verſchiedene Oerter, weil ſie, ſtolz auf ihr Glück, ganz ſicher waren. Der ſtärkſte und wohlgeordnetſte Haufen gieng gegen die Stadt **Ardea** zu, wo ſich **Camillus** aufhielt, welcher dort, nach ſeiner Flucht aus Rom, ein ruhiges, geſchäftloſes Leben führte. Jetzt gerieth er auf Entwürfe und Hofnungen, nicht, wie er in der Stille den Feinden entfliehen, ſondern wie er ſie bey Gelegenheit angreifen könnte. Da er ſahe, daß die Ardeaten zwar ſtark genug waren, aber keinen Muth hatten, weil ihre Anführer weichlich und unerfahren

waren, ſo redete er zuerſt den jungen Leuten zu, und ſagte ihnen, man müſſe das Unglück der Römer nicht der Tapferkeit der Gallier zuſchreiben, und die Niederlagen, die durch ſchlechte Maasregeln verurſacht worden wären, nicht für ein Werk der Feinde halten, die ihren Sieg ſich nicht ſelbſt erworben, ſondern durch den Zufall erhalten hätten: jetzt ſey es Ehre, auch mit Gefahr den Krieg auswärtiger barbariſcher Völker wegzutreiben, der ein Ende, wie das Feuer, nehmen würde, durch Vertilgung der überwundnen. Aber wenn ſie Muth und Entſchloſſenheit hätten, ſo wollte er ihnen einen Sieg ohne Gefahr zu gelegner Zeit verſchaffen. Da das junge Volk dieſen Vorſtellungen Beyfall gab, ſo gieng Camillus zu den obrigkeitlichen Perſonen der Ardeaten, und beredte ſie auch, ſeinen Vorſchlag anzunehmen. Er bewafnete nun alle junge Mannſchaft, aber behielt ſie innerhalb den Mauern der Stadt, damit die Feinde, die in der Nähe ſtanden, nichts davon erführen.

Dieſe kamen nach der Plünderung der Landſchaft einſtmals mit vieler Beute beladen zurück, und lagerten ſich ohne alle Ordnung und Vorſicht. Sie hatten ſich betrunken, als ſie die

Nacht überfiel, alles war im Lager in tiefer Ruhe. Camillus erfuhr dieſes durch ſeine Spionen. Er führte die Ardeaten in der Stille bis ans Lager. Um Mitternacht grif er den Wall an, mit groſſem Geſchreye, und von allen Orten her tönenden Kriegstrompeten, um die betrunknen Feinde zu erſchrecken. Sie erwachten kaum durch den Tumult aus dem Schlafe; und nur wenige wurden durch die Furcht wieder nüchtern, ſtellten ſich bewafnet zur Gegenwehr, und kamen fechtend um; die meiſten wurden in der Beſoffenheit und im Schlafe unbewafnet niedergemacht. Diejenigen, welche etwa noch in der Nacht vom Walle entrunnen waren, wurden von den ausgeſchickten Reutern in den Feldern herumirrend umgebracht.

Der Ruf von dieſer Begebenheit breitete ſich bald in die umliegenden Städte aus, und bewog viele junge Leute, ſich zum Camillus zu begeben; beſonders kamen die nun herbey, welche aus der Schlacht bey Allia entſlohen waren, und ſich zu Veji aufhielten. Sie bedauerten ſich jetzt untereinander. Welch einen General, ſagten ſie, hat das Schickſal der Stadt Rom genommen, und Ardea mit den Siegen des Camillus beehrt,

indem

indem die Stadt, die einen ſo groſſen Mann erzeugt und ernährt hat, verwüſtet und vertilgt wird. Und wir, weil wir keinen General haben, bleiben in dieſen fremden Mauern eingeſchloſſen ſitzen, und werden an Italien zu Verräthern. Wohlan, laßt uns zu den Ardeatern ſchicken, und unſern General wieder von ihnen uns ausbitten, oder laßt uns unſre Waffen ergreifen, und ſelbſt zu ihm gehn. Denn er iſt nicht mehr ein Verwieſener, und wir ſind nicht mehr Bürger, da wir kein Vaterland mehr haben, ſondern dieſes in der Gewalt der Feinde iſt.

Nach dieſem Entſchluſſe ſchickten ſie zum Camillus und lieſſen ihn bitten ihr General zu werden. Er aber antwortete, daß er die Stelle nicht eher annehmen würde, bis die Römiſchen Bürger auf dem Capitolium ihre Wahl geſetzmäßig würden beſtätigt haben: denn er erkenne in dieſen die Erhalter des Vaterlandes: auf deren Befehl wolle er willig die Feldherrnſtelle annehmen, ohne deren Willen aber ſich in keine öffentliche Geſchäfte miſchen.

Man bewunderte die Beſcheidenheit und Rechtſchaffenheit des Camillus: aber man wußte kein Mittel, aufs Capitolium davon Nachricht zu brin-

gen, es ſchien unmöglich, daß jemand aufs Schloß kommen konnte, da die Feinde die Stadt inne hatten.

Ein gewiſſer junger Römer, Pontius Cominius, von Geburt aus mitlerm Stande, aber nach Ruhm und Ehre begierig, dieſer übernahm die Gefahr freywillig. Er nahm zwar nichts ſchriftliches an die auf dem Capitolium mit, damit nicht, wenn er gefangen würde, die Feinde dadurch das Vorhaben des Camillus erführen. Er zog ein ſchlechtes Kleid an, und verſteckte darunter Stücke von Gorkbaumholze. Er kam bey Tage auf ſeinem Wege ſicher fort, und gelangte in der Abenddämmerung bey der Stadt an. Weil er wegen der feindlichen Wachen nicht über die Tiberbrücke gehen konnte, ſo wickelte er ſein kurzes und leichtes Kleid um den Kopf, und ſchwamm auf dem Gorkholze über den Fluß an die Stadt heran. Er vermied, durch Beobachtung der Feuer und des Geräuſches, die feindlichen Wachen, und gelangte an das Carmentaliſche Thor an, wo eine groſſe Stille herrſchte, wo der Hügel des Capitoliums am ſteilſten und mit einem groſſen ſchroffen Felſen umgeben war. Hier ſtieg er in der Stille heran, und kam end-

lich

lich mit der größten Gefahr und Mühe an die Römiſchen Vorpoſten auf die Mauer. Er wurde, nachdem er ſie gegrüßt und ſeinen Namen angegeben hatte, zu den Anführern gebracht.

Der Senat verſammelte ſich. Pontius verkündigte den Mitgliedern den Sieg des Camillus, von dem ſie noch nichts gehört hatten, und den Entſchluß der bewafneten jungen Mannſchaft. Er bat, dem Camillus die Feldherrnſtelle zu beſtätigen, weil alle Bürger, die ſich auſſer Rom befänden, niemanden anders als ihm gehorchen würden. Der Senat erklärte, nach gehaltner Berathſchlagung, den Camillus zum Dictator, und ſchickte den Pontius auf dem Wege, wie er gekommen war, wieder fort, der auch eben ſo glücklich wieder durch kam, den Feinden entgieng, und den auswärts ſich aufhaltenden Römern den Schluß des Senats überbrachte.

Sie empfiengen den Camillus mit vieler Freude, und dieſer Feldherr fand ſchon zwanzig tauſend Mann in Waffen, brachte noch mehr Hülfstruppen zuſammen, und machte Anſtalt, den Feind anzugreifen. So wurde nun Camillus zum zweytenmale Dictator. Er begab ſich nach Veji, wo er die Truppen verſammelte und mit frem-

den verſtärkte, um auf die Feinde anrücken zu können.

Zu Rom kamen indeſſen einige Gallier von ohngefähr an den Ort, wo Pontius in der Nacht aufs Capitolium geſtiegen war, und fanden da die Spuren von ſeinen Händen und Füſſen, wo er ſich angehalten oder hinaufgeklettert war, und an verſchiednen Stellen zertretnes Gras und abgefallne Stückchen Erde. Sie benachrichtigten den König davon. Dieſer beſahe es, und ſagte gleich anfänglich nichts: des Abends aber ließ er diejenigen von ſeinen Truppen zuſammenkommen, die am behendeſten von Körper und zu klettern gewohnt waren. Er ſagte zu ihnen: „Die Feinde haben uns ſelbſt einen unbekannten Weg zu ſich gezeigt, der weder unwegſam noch unerſteiglich iſt. Es wäre eine Schande für uns, wenn wir nach einem ſo gut gemachten Anfange nicht zum Ende eilten, und einen Platz als unüberwindlich verlaſſen wollten, bey dem uns ſelbſt die Feinde den Ort zeigen, wo er eingenommen werden kann. Denn da, wo einer hinanſteigen konnte, iſt es auch mehrern nach einander nicht zu ſchwer, die ſich einander Hülfe leiſten und beyſtehen können. Und ich will jeden, der den

Muth

Muth dazu haben wird, mit Ehre und Geſchenken belohnen.„

Die Gallier verſprachen auf dieſe Vorſtellung des Königs ihre willigen Dienſte. Um Mitternacht ſtiegen viele in größter Stille den Felſen heran, und hiengen ſich an den ſteilſten und gefährlichſten Stellen an einander, die ſie auch während dem Klettern viel leichter zu überſteigen fanden als ſie geglaubt hatten. Die erſten waren ſchon auf dem Gipfel, und ſtellten ſich in Ordnung, um ſich der Mauern zu bemächtigen, und die ſchlafenden Wachen zu überfallen. Sie wurden weder von Menſchen noch Hunden bemerkt, nur von den heiligen Gänſen, welche in dem Tempel der Juno unterhalten wurden, und ſonſt immer reichlich gefüttert worden waren, jetzt aber, bey dem Mangel des kaum für die Beſatzung hinreichenden Proviants, ſparſamer bedacht wurden. Dieſes Thier hat von Natur ein ſcharfes Gehör, und merkt das geringſte Geräuſche. Die Gänſe auf dem Capitolium aber waren aus Hunger noch wachſamer und unruhiger, und bemerkten ſehr bald die ankommenden Gallier, ſchrien und liefen flatternd zu den Römern, und weckten alles auf, indem nun ſchon die Feinde, da ſie ent-

deckt waren, mit Geſchrey und Ungeſtüm den Angrif thaten. Jeder ergrif in der Eile die erſten Waffen, die er in die Hände bekam, und ſtand dem andern bey. Der erſte von allen war Manlius, ein Mann, der ſchon Conſul geweſen, und einen ſtarken Körper und einen muthigen Geiſt beſaß, dieſer begegnete zweyen Feinden, davon er dem einen, welcher eben mit ſeiner Streitaxt aushohlte, mit dem Degen die rechte Hand abhieb, und dem andern ſein Schild ins Geſicht ſtieß, und ihn den Felſen herabſtürzte. Er ſtellte ſich hierauf mit den andern, die zu ihm herbey liefen, auf die Mauer, und warf die andern Feinde, deren noch nicht viele oben ſtanden, und die auch keinen ſtarken Widerſtand leiſteten, ebenfalls herab.

Am folgenden Morgen ſtürzten die auf ſolche Art erretteten Römer den Officier, der über die Wache geſetzt war, den Felſen herab zu den Feinden, dem Manlius aber ertheilten ſie eine Belohnung ſeines Sieges, die mehr Ehre als Nutzen für ihn war. Denn jeder brachte ihm ſo viel, als er den Tag über zu ſeinen Unterhalt bekam, nämlich ein halb Pfund Mehl, und ein Viertel einer griechiſchen Kotyle Wein.

Den

Den Galliern fieng nun an der Muth zu ſinken. Es äuſerte ſich ein Mangel am Proviante, weil ſie aus Furcht vor den Camillus nicht fouragiren konnten. Es riß auch eine Krankheit bey ihnen ein, die von der Menge der über einander geworfenen Todten, und aus dem Staube der Steinhaufen entſtand. Die häufige Aſche der Brandſtätten verderbte durch ihre Trockenheit und Schärfe die Luft, welche durch Hitze und Wind den Körpern einen ungeſunden Dunſt eintrieb. Sehr viel trug auch die Veränderung des Klima und der Lebensart bey, indem ſie aus einem ſchattigten und im Sommer durch kühle Oerter für die Sonne geſchützten Lande in ein niedriges Land gekommen waren, welches gegen den Herbſt ungeſund war. Nicht weniger ſchadete die Langwierigkeit der Belagerung des Capitoliums, denn ſie lagen nun ſchon den ſiebenten Monat davor. Das Sterben im Lager vermehrte ſich daher ſo ſehr, daß man auch, wegen der Menge, die Todten nicht mehr begraben konnte.

Die Umſtände der Belagerten waren nicht beſſer. Der Hunger riß unter ihnen ein, und der Mangel von Nachricht, was Camillus mache, verurſachte Muthloſigkeit. Es konnte niemand

zu ihnen gelangen, weil die Feinde alles ſorgfältig beſetzt hielten. Unter ſolchen beyderſeitigen üblen Umſtänden fiengen die Vorpoſten zuerſt an von Friedensbedingungen zu ſprechen. Hierauf dachten auch die Vornehmſten daran, und der Oberſte Sulpitius ließ ſich mit dem Brennus in mündliche Unterhandlung ein. Man wurde einig, daß die Römer tauſend Pfund Gold geben, und die Gallier, nach Empfang deſſelben, ſogleich die Stadt und das Land verlaſſen ſollten. Man beſchwor den Vergleich. Das Gold wurde herbeygebracht. Aber die Gallier betrogen erſt heimlich durch falſches Gewicht, dann offenbar, indem ſie die eine Wagſchale niederzogen, und dadurch den Ausſchlag der Zunge der Wage verhinderten. Die Römer wurden darüber unwillig. Hingegen Brennus hohnlächelte, machte ſein Schwerdt ab, und legte es mit dem Gurte noch zu dem Gewichte hinzu. Sulpitius fragte ihn: **Was ſoll das bedeuten?** — **Was ſonſt**, antwortete Brennus, **als Schmerz für die Ueberwundnen?** Man hat hernach ein Sprüchwort daraus gemacht. Einige Römer wurden dadurch ſo aufgebracht, daß ſie verlangten, das Gold wieder mit ins Capitolium zu nehmen, und die Belagerung

lagerung ferner auszuhalten. Andere aber woll- ten, daß man einem ſo geringen Unrechte nach- gäbe, weil es nichts ſchändliches ſey, mehr zu ge- ben, als man verſprochen, und man überhaupt dieſen Tribut nicht mit Ehre, ſondern durch die üblen Umſtände gezwungen, leiſtete.

Indem die Römer und Gallier ſich darüber ſtreiten, kommt Camillus vor ſeiner Armee her an die Thore der Stadt. Er erfährt, was vor- geht: er läßt die Truppen in guter Ordnung langſam fortrücken: er ſelbſt eilt mit den Tapfer- ſten zu den Römern. Dieſe weichen auf den Seiten aus, ihm Platz zu machen, und empfangen ihn als ihren unumſchränkten Befehlshaber mit Ehrfurcht und Stillſchweigen. Camillus nimmt das Gold aus der Wage weg, und giebts den beyſtehenden Gerichtsdienern; zu den Galliern aber ſagt er, ſie ſollten Wage und Gewicht neh- men und weggehn, denn, ſetzte er hinzu, die Rö- mer pflegen ihr Vaterland nicht mit Gold ſon- dern mit Eiſen zu erhalten.

Brennus wurde darüber aufgebracht, und be- ſchwerte ſich, daß man den beſchwornen Frieden breche. Aber Camillus antwortete, daß der Frie- de nicht rechtmäßig, und ungültig ſey, denn er

ſey

ſey damals ſchon zum Dictator geſetzt geweſen, und keiner habe alſo das Recht der Regierung gehabt, Brennus habe mit Perſonen einen Vergleich gemacht, die dazu nicht bevollmächtigt geweſen wären. Jetzt ſollte er ſagen, was die Gallier wollten, er, Camillus, komme als ein geſetzmäßiger Befehlshaber, denen Verzeihung zu ertheilen, die ihn darum bäten, und die Ungerechten, wenn ſie nicht Reue bezeugten, zu beſtrafen.

Hierüber gerieth Brennus in Wuth, und ließ die Waffen ergreifen. Das Gefecht fieng ſogleich von beyden Seiten an. Beyde Partheyen trieben einander herum, und ſtritten in vermiſchter Unordnung, wie natürlich, da ſie an den Häuſern, in engen Straſſen, und ſolchen Oertern fochten, wo ſie ſich nicht ſtellen konnten. Aber Brennus änderte bald ſeine Gedanken. Er führte die Gallier ohne groſſem Verluſte in ihr Lager zurück. Des Nachts darauf verließ er mit ſeinem Heere die Stadt, zog ſich ſechzig Stadien zurück, und lagerte ſich an dem Gabiniſchen Wege. *

Mit

* Obgleich Livius Libr. V. cap. 49. ſequ. mit dieſer

Mit Anbruch des folgenden Tages erreichte ſchon Camillus mit ſeiner wohlbewafneten Armee die Gallier. Alle Römer waren voller Muth. Sie griffen die Feinde an, und ſchlugen ſie in einer groſſen hartnäckigten Schlacht mit vielem Verluſte, und nahmen ihr Lager ein. Viele von den Flüchtlingen wurden ſogleich im Nachjagen niedergemacht, die meiſten aber, die ſich zerſtreut hatten, wurden von dem aus den umliegenden Flecken und Städten herbeylaufenden Volke umgebracht.

So wurde Rom auf eine ſonderbare Art eingenommen, und auf eine noch ſonderbarere Art errettet, nachdem es ganze ſieben Monate in der Gewalt der Feinde geweſen war. Denn ſie waren wenige Tage nach dem funfzehnten Julius in die

dieſer Erzehlung des Plutarchs von der Errettung Roms durch den Camillus übereinkommt, und die Römiſchen Hiſtoriker auf gleiche Art erzehlen, ſo iſt ſie doch manchem Zweifel unterworfen, wie ſchon Rualdus Animaduerſ. ad Plut. XI. Edit. Reisk. T. I. p. 177. ſequ. zeigt. Ueber den Livius habe ich in meinen hiſtoriſchen Zweifeln und Beobachtungen (Halle 1766.) verſchiedenes erinnert.

die Stadt eingerückt, und wurden gegen den dreyzehnten Februar wieder vertrieben.

Camillus hielt einen Triumph, wie ihm gebührte, er war der Erretter des verlornen Vaterlandes geworden, und brachte Rom nach Rom zurück. Denn die Einwohner der Stadt, die mit ihren Weibern und Kindern ſie verlaſſen hatten, folgten ſeinem Triumphwagen nach. Und diejenigen, die auf dem Capitolium belagert worden, und beynahe vor Hunger umgekommen waren, giengen jenen entgegen, umarmten ſich, und weinten vor Freude über dieſe unglaubliche Begebenheit. Die Prieſter und Tempelhüter brachten die Heiligthümer, die ſie entweder bey ihrer Flucht in Rom vergraben, oder mit ſich weggenommen hatten, wiederum gerettet hervor, und zeigten ihren Mitbürgern, die ſie mit Freuden empfiengen, den erwünſchteſten Anblick. Es ſchien, als wenn die Götter ſelbſt wieder nach Rom zurück kamen.

Camillus opferte den Göttern, und reinigte die Stadt nach den Vorſchriften der in dieſen Gebräuchen erfahrnen Männer. Er ſtellte die ehemals vorhandnen Tempel wieder her, und errichtete einen neuen dem Gotte Ajus Locutius,

an eben dem Orte, wo jene nächtliche göttliche Stimme dem Marcus Cedicius die Ankunft der Gallier verkündigt hatte. Es war ſehr ſchwer, die Stellen der eingeäſcherten Tempel wieder zu finden, und der Eifer des Camillus und die Mühe der Prieſter konnten ſie kaum entdecken.

Da man nun auch die Wiederaufbauung der gänzlich zerſtörten Stadt vornehmen mußte, ſo gerieth das Volk bey dieſer Arbeit auf eine Art von Muthloſigkeit und Trägheit, weil es an allen fehlte, und weil die Einwohner nach ſo vielen erlittenen Uebeln vielmehr eine Erholung und Ruhe nöthig zu haben ſchienen, als bey Armuth und geſchwächten Körpern beſchwerliche Arbeiten zu thun. Sie richteten ihre geheimen Wünſche alſo wieder auf die Stadt Veji, welche noch ſtand, und mit allen Bedürfniſſen verſehen war. Diejenigen, welche die Gunſt des Volks ſuchten, nahmen daher Gelegenheit, das Volk aufzuwiegeln, und allerhand aufrühreriſche Reden wider den Camillus auszubreiten, er mißgönne ihnen aus Ehrgeitz und Ruhmſucht eine vollkommen erbaute Stadt, und nöthige ſie, Ruinen wieder aufzubauen, und aus einem Aſchenhaufen eine Stadt zu machen, damit er nicht nur den Namen eines

Feld=

Feldherrn und Herrſchers von Rom, ſondern auch den Namen des Erbauers von Rom, mit Verdrengung der Ehre des Romulus, führen möge.

Der Senat, der darüber einen Aufruhr befürchtete, ließ nicht zu, daß Camillus, ſo wie er wollte, vor Ablauf eines Jahres die Dictatur niederlegte, obgleich ſonſt kein Dictator länger als ein halbes Jahr ſein Amt verwalten durfte. Die obrigkeitlichen Perſonen ſelbſt ſuchten durch Schmeicheleyen und Vorſtellungen das Volk zu beſänftigen und zu ermuntern. Sie zeigten ihm die Denkmale und Gräber ihrer Väter, ſie erinnerten es an die den Göttern geweihten Oerter, und Tempel, welche Romulus, Numa, und andere Könige ihm hinterlaſſen hatten. Vornehmlich wurde unter andern Heiligthümern der friſche Kopf gezeigt, welchen man bey Grundlegung des Capitoliums gefunden hatte, und welcher andeuten ſollte, daß dieſer Ort das Haupt Italiens ſeyn ſolle, ingleichen das Feuer der Veſta, welches nach dem Kriege wieder von den heiligen Jungfrauen angezündet worden ſey, und wieder verlöſchen müßte, wenn die Stadt verlaſſen würde. Man ſtellte auch die daraus entſtehende Schande vor, wenn dieſe Stadt von fremden Ankömmlingen

lingen ſollte bewohnt werden, oder wenn ſie ſo ganz verwildert zur wüſten Viehweide ſollte liegen bleiben.

Unter ſolchen Vorſtellungen, die man theils einzelnen Perſonen, theils auch dem Volke öffentlich machte, wurde der Senat auch ſehr gerührt, wenn das Volk über die gegenwärtige Unmöglichkeit klagte, und bat, daß man es als arme, nackende, aus einem Schifbruche errettete Perſonen nicht zwingen möchte, die Ruinen einer gänzlich zerſtörten Stadt wieder aufzubauen, da eine andere ſchon fertig ſtünde.

Camillus entſchloß ſich daher, den Senat in einer Verſammlung darüber um Rath zu fragen. Er hielt ſelbſt eine weitläuftige Rede, worinnen er für das Beſte des Vaterlandes Sorge zu tragen ermunterte, und nach ihm hielt jeder, wer da wollte, eine Rede. Hierauf bat er den Lucius Lucretius, welcher immer ſeine Stimme zuerſt zu geben pflegte, ſein Gutachten zu ſagen, welchem die andern in ihrer Ordnung nachfolgen ſollten. Lucretius wollte, bey erfolgter Stille, eben anfangen zu reden, als von ohngefähr der Hauptmann, der denſelben Tag die Wache hatte, ſie vorbeyführte, und dem, der die erſte Fahne führte, laut

zurief, er ſolle da, wo er wäre, ſtille ſtehen, und die Fahne aufſtellen, denn es ſey am allerbeſten, an dieſem Orte zu bleiben. Dieſe Worte, die in eben der Zeit, da Lucretius wegen des künftigen Schickſals beſorgt und ungewiß war, gehört wurden, bewogen ihn, zu beten, und zu ſagen, er trete mit ſeiner Meynung der eben gehörten von einer Gottheit geſchickten Stimme bey. Alle übrigen folgten einſtimmig dieſer Meynung. Auch das Volk änderte auf eine wunderbare Art ſeine Geſinnung: einer ermunterte den andern, und viele fiengen an zu arbeiten, ohne eine Eintheilung und Ordnung zu erwarten, ſondern wie jeder einen leeren Platz für ſich bequem fand, und ihn anbauen konnte. Daher ſie auch, aus Eifer und Eilfertigkeit, unordentlich und ſchlecht abgetheilte Gaſſen und Häuſer aufbauten; denn innerhalb einem Jahre war, wie man erzehlt, die Stadt wieder mit Mauern und Privathäuſern neuerbaut.

Diejenigen, welche vom Camillus zur Wiederaufſuchung und Abmeſſung der heiligen Oerter befehligt waren, weil alles in den Ruinen verſchüttet lag, kamen, da ſie um das Palatium herumwaren, an die Kapelle des Mars, und fanden

ſie,

ſie, wie alles andre, ganz von den Feinden verbrannt und zerſtört. Indem ſie den Platz reinigten, trafen ſie tief unter der Aſche verſteckt den Wahrſagerſtab des Romulus an, welcher an dem einen Ende krumm gebogen iſt, und Lituus genannt wird. Die Wahrſager brauchen dergleichen zur Bezeichnung der Gegenden des Himmels, wenn ſie den Vögelflug beobachten, und Romulus hatte denſelben als ein ſehr erfahrner Wahrſager gebraucht. Als Romulus aus den Augen der Menſchen verſchwand, hoben die Prieſter dieſen Stab, wie irgend ein andres Heiligthum, ſorgfältig auf. Da man ihn nun, bey dem Verluſte aller andern Sachen, ſo ganz unverſehrt wiederfand, ſo erweckte dieß die freudigſten Hoffnungen, daß durch dieſes Zeichen die ewige Wohlfahrt Roms verſichert werde.

Noch dauerte dieſe Beſchäftigung mit der Wiedererbauung der Stadt, als die Römer mit einem neuen Kriege angegriffen wurden. Die Aequer, Volsker und Lateiner fielen in ihr Land, und die Hetrurier belagerten zu gleicher Zeit Sutrium, eine mit den Römern verbündete Stadt. Die Generale, welche wider den Feind geſchickt worden, und ſich auf dem Berge Martius gelagert

hatten, wurden von den Lateinern umzingelt, und kamen in Gefahr, die ganze Armee zu verlieren; ſie ſchickten nach Rom, und verlangten Hülfe. Hier wurde Camillus zum drittenmale Dictator.

Von dieſem Kriege hat man zweyerley Erzehlungen: ich will die fabelhafte zuerſt anführen. Die Lateiner, entweder bloß zum Scheine, oder aus wahrer Abſicht, ihr Volk aufs neue mit den Römern zu verbinden, verlangten durch eine Geſandtſchaft von den Römern deren Töchter zu ihren Weibern. Die Römer geriethen in Verlegenheit. Für einen Krieg fürchteten ſie ſich, weil ſie ſich noch nicht in Ordnung gebracht und erholt hatten, und die Uebergabe ihrer Töchter hielten ſie für eine Geiſſelſchaft, der man nur den anſtändigen Namen der Ehe gäbe.

Hier rieth eine Magd, mit Namen Tutola, oder wie ſie andre nennen, Philotis, dem Senate, man ſolle ſie mit andern jungen und ſchönen Mägden wie freygeborne Bräute ſchmücken, und ſo zu den Feinden ſenden, für das übrige wolle ſie ſorgen. Der Senat nahm den Vorſchlag an: er las ſo viele Dienſtmägde aus, als Tutola für nöthig hielt, ſchmückte ſie mit Kleidern und Golde, und ſchickte ſie ſo zu den Lateinern, die nicht weit von

der

der Stadt ihr Lager hatten. In der Nacht darauf nahmen die andern alle den Feinden ihre Degen weg, Tutola oder Philotis aber ſtieg auf einen hohen wilden Feigenbaum, hieng hinter ſich ihr Kleid um den Baum, und gegen Rom zu hielt ſie eine leuchtende Fackel in die Höhe, welches das Zeichen war, das ſie dem Senate gegeben, wovon ſonſt niemand etwas wußte. Es war daher der Auszug der Soldaten aus dem Thore, den die Officiere in aller Eile veranſtalteten, ſehr verwirrt, einer rief den andern, und kaum konnten ſie in Schlachtordnung geſtellt werden. Sie ſtürmten den Wall, indem die Feinde, die ſie nicht erwartet hatten, noch ſchliefen, eroberten ihr Lager, und machten die meiſten nieder. Dieß geſchah am ſiebenten des Julius, den man damals Quintilis nannte. Das an dieſem Tage gewöhnliche Feſt ſoll zum Andenken dieſer That gefeyert werden. Sie laufen alsdenn unter einander zum Thore heraus, und rufen viele gebräuchliche und gemeine Namen, als Cajus, Marcius, Lucius und dergleichen, wodurch das damals ſo eilfertige Rufen vorgeſtellt werden ſoll. Hierauf gehen die Dienſtmägde herrlich geſchmückt um die Stadt, und ſcherzen ſpottend mit allen,

die ihnen begegnen: ſie halten auch eine Art von Gefechte mit einander, um anzuzeigen, daß ſie an dem damaligen Gefechte mit den Lateinern Antheil gehabt haben. Sie ſetzen ſich darauf unter ſchattigten Zweigen von Feigenbäumen, und werden daſelbſt geſpeiſet. Dieſer Tag führt den Namen Nonae Capratinae, wie man ſagt, von dem wilden Feigenbaume her, auf welchem Tutola die brennende Fackel zeigte: denn ein wilder Feigenbaum heißt Caprificus.

Andere behaupten, daß das meiſte, was bey dieſem Feſte vorgeht, ſich auf des Romulus Verſchwindung beziehe, welcher an eben dieſem Tage vor dem Thore aus den Augen der Menſchen hinwegkam, bey einem eben entſtandnen Sturmwinde und Nebel, oder wie andre wollen, während einer Sonnenfinſterniß. Davon führe der Tag den Namen Nonae Capratinae, denn die Ziege heißt capra, und Romulus verſchwand beym Ziegenſumpfe, wo er eben eine Verſammlung des Volks hielt, wie wir in dem Leben des Romulus erzehlt haben. *

Die

* S. S. 143 u. ff. 1. Th. dieſer Ueberſetzung, wo auch die ganze Geſchichte mit der Tutola ſchon erzehlt ſteht.

Die andre Erzehlung, welcher die meiſten Schriftſteller Glauben beymeſſen, iſt folgende: Als Camillus zum drittenmale Dictator war, und die Nachricht erhielt, daß die Armee der Römiſchen Generale von den Lateinern und Volskern eingeſchloſſen würde, ſo ſahe er ſich genöthigt, ſowohl die noch ganz junge Mannſchaft, als auch die alten Männer zu bewafnen. Er nahm einen weiten Umweg um den Berg Martius, hintergieng die Feinde, und ſchlug ſein Lager hinter ihrem Rücken auf. Er machte ſeine Ankunft durch eine Menge von Wachfeuern bekannt. Die eingeſchloßnen Römer bekamen dadurch Muth, und unternahmen es, den Feind anzugreifen. Die Lateiner und Volsker zogen ſich in ihre Verſchanzung zurück, da ſie nun von zweyen Seiten Feinde um ſich hatten, und umzäunten und befeſtigten mit vielen Palliſaden ihr Lager allenthalben. In dieſer Stellung wollten ſie eine neue Armee von Hauſe erwarten, und hoften auch auf den Beyſtand der Hetrurier.

Camillus, der dieſes gewahr wurde, und befürchten mußte, eben ſo von den Feinden eingeſchloſſen zu werden, wie er ſie eingeſchloſſen hatte, eilte zuvor zu kommen. Er ſahe, daß die

feindliche Verſchanzung aus Holz beſtand, und daß mit dem Aufgange der Sonne ein ſtarker Wind von den Bergen her wehete. Er ließ alſo viele Holzhaufen aufrichten, und führte ſeine Armee mit Anbruch des Tages aus: ein Theil mußte auf der einen Seite die Feinde mit Pfeilen angreifen, und ein großes Geſchrey erheben. Er ſelbſt führte diejenigen an, die die Holzhaufen anſtecken ſollten, und erwartete die Stunde, da der Wind am meiſten auf den feindlichen Wall hinwehete. Die Schlacht fieng mit dem Aufgange der Sonne an, es erhob ſich ein ſtarker Wind, Camillus gab das Zeichen zum Angriffe, und ließ eine Menge Feuerbrände auf den Wall werfen. Die Flamme nahm bald überhand, da ſie in den kreuzweiſe zuſammengefügten Palliſaden Nahrung antraf, und breitete ſich ringsherum aus, indem die Lateiner nichts hatten, wodurch ſie das Feuer abhalten oder löſchen konnten. Da ſchon ihr ganzes Lager im Feuer ſtand, ſtellten ſie ſich in einem engen Orte in Schlachtordnung, und thaten, von der Noth gedrungen, einen Ausfall auf die vor dem Walle in Ordnung geſtellten bewafneten Römer. Nur wenige von ihnen entkamen, und die, welche im Lager zurückgeblie=

geblieben waren, wurden von dem Feuer verzehrt, bis die Römer es ſelbſt auslöſchten, um die Beute zu erhalten.

Nach dieſem Siege ließ Camillus ſeinen Sohn Lucius im Lager, die Gefangenen und die Beute zu bewachen, er ſelbſt aber rückte mit dem übrigen Theile der Armee in des Feindes Land. Er nahm die Stadt der Aequer ein, er zwang die Volsker, ſich zu ergeben, er eilte darauf nach Sutrium, um den von den Hetruriern belagerten Einwohnern dieſer Stadt, deren Schickſal er noch nicht erfahren hatte, in ihrer äuſerſten Gefahr zu Hülfe zu kommen. Allein dieſe hatten ſchon ihre Stadt den Feinden übergeben müſſen: ſie hatten alles verloren, und bloß ihre Kleider behalten, ſie begegneten dem Camillus auf ſeinem Wege zu ihnen, mit ihren Weibern und Kindern, und beweinten ihr Schickſal.

Camillus wurde durch dieſen Anblick gerührt, und da er ſahe, daß die Römer, die die Sutrier umarmten und um Hülfe baten, auch vor Wehmuth und Zorn über dieſes Schickſal weinten, ſo beſchloß er, die Rache nicht aufzuſchieben, ſondern noch an demſelben Tage nach Sutrium zu ziehen, da es noch dazu leicht zu erachten war,

daß die Feinde, nach der Einnahme einer ſo begüterten reichen Stadt, in der nun kein Feind mehr war, und auſſer der auch keiner erwartet wurde, völlig ſorglos, und ohne Vorſicht ſeyn würden. Seine Vermuthung betrog ihn nicht. Er kam nicht nur, ohne bemerkt zu werden, durch das ganze Gebiet, ſondern auch ſo an die Thore, und erſtieg die Mauern, denn ſie wurden von niemanden bewacht: die Feinde lagen in den Häuſern bey Weine und Gaſtereyen zerſtreut. Als ſie es gewahr wurden, daß die Römer die Stadt inne hatten, waren ſie ſchon ſo voll und beſoffen, daß ſehr viele nicht einmal an die Flucht dachten, ſondern auf eine ſchändliche Art in den Häuſern entweder ſich umbringen lieſſen, oder ſich auf Gnade und Ungnade ergaben. So wurde die Stadt Sutrium zweymal an einem Tage eingenommen: diejenigen, die ſie erobert hatten, verloren ſie, und die ſie verloren hatten, bekamen ſie durch den Camillus wieder.

Der Triumph, den er dieſer Siege wegen hielt, hatte nicht geringern Glanz und Ruhm, als die beyden vorigen. Denn die gröſten Neider ſeiner Verdienſte, welche faſt alle groſſe Thaten von ihm mehr dem Glückszufalle als ſeiner Tapfer-

keit

keit zuſchreiben wollten, ſahen ſich jetzt gezwungen, die Ehre dieſer Thaten der Klugheit und Thätigkeit des Helden zuzueignen.

Unter ſeinen Gegnern und Neidern war Marcus Manlius der vornehmſte, eben derjenige, welcher zuerſt die Gallier von der Mauer des Capitoliums bey ihrem nächtlichen Ueberfalle herabgeſtürzt hatte, daher er auch den Zunamen Capitolinus erhalten. Er wollte der vorzüglichſte der ganzen Stadt ſeyn, und da er den Camillus auf keine gute Art an Ehre übertreffen konnte, ſo ſtrebte er auf die gewöhnliche und gemeine Art die unumſchränkte Oberherrſchaft an ſich zu reiſſen. Er ſuchte den Beyfall des Pöbels, beſonders derjenigen, die groſſe Schulden hatten, einige vertheidigte er vor Gerichte wider ihre Gläubiger, andre riß er mit Gewalt aus den Händen der Gerechtigkeit. Dadurch bekam er eine Menge von dürftigen Leuten zu ſeinem Anhange, welche durch ihre Frechheiten und Unruhen bey öffentlichen Verſammlungen auf dem Markte den Vornehmen anfiengen Furcht zu erwecken.

Man wählte dieſerwegen einen Dictator, den Quintus Capitolinus, welcher den Manlius in Verhaft nehmen ließ. Der Pöbel zog über dieſen

ſen Vorfall Trauerkleider an, welches nur bey den gröſsten öffentlichen Unglücksfällen zu geſchehen pflegte. Der Senat befürchtete einen Aufruhr, und ließ den Manlius wieder los. Dieſer aber wurde nach erhaltner Freyheit nichts beſſer, ſondern wiegelte durch immer gröſſre Frechheit das Volk in der Stadt auf.

Man wählte den Camillus von neuen zum Oberſten bey der Armee. Manlius wurde vor Gerichte verklagt; allein den Anklägern ſchadete der Anblick des Capitoliums. Denn man konnte vom Markte an den Ort hinſehen, wo Manlius in der Nacht gegen die Gallier gefochten, und ſie herabgeſtürzt hatte. Und er ſelbſt bewegte durch ſeine dahin ausgeſtreckten Hände und durch ſeine Erinnerung mit Thränen an jenes Gefecht alles zum Mitleiden, ſo daß die Richter ſelbſt zweifelhaft wurden, und ihr Urtheil öfters aufſchoben, weil ſie weder ſo ganz offenbare Frevelthaten unbeſtraft laſſen wollten, noch ſich, im Anblicke des Ortes, wo er die Heldenthat verrichtet, der Schärfe der Geſetze zu bedienen, entſchlieſſen konnten. Camillus verlegte deswegen das Gericht auſſerhalb der Stadt in den Petiliniſchen Wald. Hier, wo man das Capitolium nicht

nicht ſehen konnte, brachte der Kläger von neuen ſeine Klage vor: die Richter vergaſſen die Erinnerung an jene That, und geriethen in einen gerechten Zorn über die begangnen Verbrechen. Manlius wurde zum Tode verdammt, auf das Capitolium geführt, und vom Felſen herabgeſtürzt. So wurde einerley Ort zum Denkmale ſeiner glücklichſten Thaten und ſeines größten Unglücks. Die Römer riſſen ſein Haus nieder, baueten auf der Stelle einen Tempel der Göttin Moneta, und ſetzten durch ein Verbot feſt, daß keiner von den Patriciern auf dem Schloſſe wohnen ſollte.

Als Camillus zum ſechſten male die Stelle eines Oberſten bey der Armee erhalten ſollte, verbat er es, theils wegen ſeines hohen Alters, theils weil er bey ſeiner groſſen Ehre, und ſo vielen glücklichen Thaten ſich für den Neid und den Wechſel des Glücks fürchtete. Die offenbarſte Entſchuldigung war die Schwächlichkeit ſeines Körpers, denn er war um eben dieſe Zeit krank. Allein das Volk wollte es nicht zugeben, daß er die Herrſchaft ausſchlüge, ſondern ſchrie, man verlange nicht, daß er als Reuter oder Soldat in den Gefechten Dienſte thue, ſondern bloß, daß

er

er ihnen Rath gäbe, und ſie anführe. Er mußte alſo das Commando der Armee wieder übernehmen, und mit einem der andern Oberſten, dem Lucius Furius, ſogleich gegen die Feinde zu Felde gehen.

Dieſes waren damals die Präneſtiner und Volsker, welche mit einer ſtarken Macht das Land der Römiſchen Bundsgenoſſen verwüſteten. Camillus rückte auf ſie los, und ſchlug ſein Lager neben dem Feinde auf, in der Abſicht, den Krieg in die Länge zu ziehen, damit, wenn es zur Schlacht käme, er mit ſtärkern Kräften fechten könnte. Allein ſein Nebenoberſter Lucius verlangte aus Ruhmſucht mit Ungeſtüm ein Treffen, und reitzte auch die andern Officiere dazu, daher Camillus, damit es nicht ſchiene, als wenn er aus einer Art von Neide den jungen Männern die Gelegenheit des Sieges und der Ehre entzöge, das Heer zur Schlacht zu ſtellen, wiewohl ungern, erlaubte, er ſelbſt aber blieb, wegen ſeiner Schwächlichkeit, mit weniger Mannſchaft im Lager zurück. Lucius, der ſich unvorſichtig bey der Schlacht betrug, war unglücklich. Wie Camillus hörte, daß die Römer die Flucht nähmen, konnte er ſich nicht halten, ſondern ſprang aus dem Bette, und

rückte

rückte mit ſeiner Begleitung an die Eingänge des Lagers, wo er durch die fliehenden Römer hindurch auf die verfolgenden Feinde drang. Da kehrten denn die Fliehenden ſogleich wieder um, und folgten ihm nach, und diejenigen, die von auswärts her nach dem Lager zu flüchteten, ſtellten ſich vor ihm wieder in Ordnung, und ermunterten einander, ihren Feldherrn nicht zu verlaſſen. So wurden denn dießmal die Feinde noch von weitern Andringen abgehalten.

Am folgenden Tage führte Camillus ſeine Armee ſelbſt wider die Feinde an, lieferte ihnen eine Schlacht, und ſchlug ſie aufs Haupt. Er drang mit den Flüchtigen zugleich in ihre Verſchanzung, nahm ſie ein, und machte den größten Theil der Truppen nieder. Er erfuhr bald darauf, daß die Hetrurier die Stadt Satrium eingenommen, und die Einwohner niedergehauen hätten, welche alle Römer waren. Er ſchickte alſo nur die ſchweren Truppen ſeines Heeres nach Rom zurück, er ſelbſt aber gieng mit der jungen und leichteſten Mannſchaft gegen die Hetrurier, die die Stadt inne hatten. Er ſchlug ſie, tödtete einen Theil von ihnen, und trieb die andern zur Stadt heraus.

Seine

Seine Rückkunft mit vieler Beute nach Rom zeigte, daß diejenigen ſehr klug geweſen waren, welche ſich von der Schwachheit und dem Alter eines Feldherrn, der Erfahrung und Herzhaftigkeit beſaß, nicht hatten furchtſam machen laſſen, und ihn, ohnerachtet ſeiner Krankheit und Abneigung, lieber zum Befehlshaber erwählt hatten, als die jungen Männer, die mit Eifer dieſe Stelle geſucht hatten. Deswegen trugen ihm auch die Römer, auf die Nachricht, daß die Tusculaner abgefallen wären, den Feldzug wider ſie auf, wobey er einen von den fünf andern Oberſten der Armee an ſeine Seite nehmen ſollte. Alle wünſchten und verlangten dieſe Ehre; er nahm aber, mit Vorbeygehung der übrigen, den Lucius Furius, wider aller Vermuthung, mit, welcher wider den Rath den Camillus, aus allzugroſſem Eifer jene Schlacht, in der er unglücklich geweſen war, gehalten hatte. Es ſchien, als wenn er deswegen dieſen Mann den andern vorzöge, um jenen Fehler zu verdecken, und die Schande von ihm abzuwenden.

Die Tusculaner ſuchten ihr Vergehen auf eine liſtige Art zu verbeſſern, als Camillus gegen ſie anrückte. Sie ſchickten alle Ackersleute und Hirten

ten aufs Feld, wie mitten im Frieden, ſie lieſſen ihre Thore offen, und ſchickten ihre Kinder, wie ſorglos, in die Schule. Die Handwerksleute unter den Bürgern ſaſſen in ihren Werkſtätten bey der Arbeit, die andern waren in ihren ordentlichen Kleidern auf dem Markte, die Rathsperſonen giengen herum, und beſtellten für die Römer Quartiere, als wenn ſie nichts übles befürchteten, noch ſich dergleichen bewußt wären.

Dieſe Vorkehrungen benahmen zwar nicht dem Camillus den Verdacht wegen ihrer Verrätherey, aber erweckten doch Mitleiden bey der Reue über ihr Verbrechen. Er befahl, daß ſie durch Abgeordnete den Senat um Verzeihung bitten ſollten. Er bat ſelbſt für ſie mit, und brachte es dahin, daß die Stadt die Befreyung von der Strafe, und das Römiſche Bürgerrecht erhielt. Dieſes waren die vorzüglichſten Thaten des Camillus in ſeiner zum ſechſtenmale bekleideten Feldoberſtenſtelle.

Einige Zeit hernach erregte Licinius Stolo einen groſſen Aufruhr zu Rom. Das Volk ſuchte durch eine Empörung wider den Senat es mit Gewalt durchzuſetzen, daß von den zweyen Conſuln der eine aus dem Volke gewählt würde, und

nicht beyde Patricier ſeyn ſollten. Es wurden Zunftmeiſter des Volks erwählt, aber die Wahl der Conſuln konnte wegen der rebelliſchen Menge nicht zu Stande kommen. Da die Unruhe, indem keine Oberhäupter waren, gröſſer zu werden anfieng, ſo wurde Camillus, wider Willen des Volks, zum viertenmale zum Dictator vom Senate erwählt. Er ſelbſt nahm dieſe Würde ungern an, denn er wollte ſich nicht denen Leuten widerſetzen, die wegen ſo vieler und wichtiger Kriegsunternehmungen ihm frey ſagen konnten, daß er mit ihnen im Felde weit gröſſre Dinge ausgerichtet habe, als mit den Patriciern in Civilgeſchäften. Und er wußte auch wohl, daß er ſelbſt vom Senate aus Neid zu dieſer Stelle erwählt worden war, damit er entweder, wenn er glücklich wäre, das Volk ganz unterdrückte, oder, wenn er unglücklich wäre, ſelbſt unterdrückt würde. Gleichwohl ſuchte er die damaligen Uebel abzuwenden, und ſetzte auf eben den Tag, an welchem die Zunftmeiſter das Geſetz wegen der Wahl der Conſuln dem Volke vortragen wollten, die Muſterung des Kriegsheers an, berief das Volk vom Markte auf das Marsfeld, und drohete denjenigen mit harten Strafen, welche nicht Gehor-

ſam

ſam leiſten würden. Aber die Zunftmeiſter erwiederten dieſe Drohungen mit andern, und ſchwuren, ihn um funzigtauſend Drachmen zu ſtrafen, wenn er nicht aufhörte das Volk zu hindern, daß es über das Geſetz ſeine Stimmen gäbe. Entweder fürchtete er ſich nun vor einer zweyten Verweiſung und Strafe, die ihm für ſein hohes Alter und viele herrliche Thaten ſchimpflich ſchien, oder er hielt ſich für unvermögend, die unbezwingliche Gewalt des Volks zu überwinden: er gieng an demſelben Tage nach Hauſe. Am folgenden Tage legte er, unter dem Vorwande der Schwächlichkeit, die Dictatur nieder.

Der Senat erwählte einen andern Dictator. Dieſer erklärte den Stolo, den Urheber der Rebellion, zu ſeinem Generale der Reuterey, und ließ es geſchehen, daß ein Geſetz gemacht wurde, welches den Patriciern ſehr zuwider war, nach welchem niemand mehr als fünfhundert Hufen Land beſitzen ſollte. Anfänglich war Stolo ſehr ſtolz darauf, daß die Mehrheit der Stimmen dieſen Vorſchlag, den er gethan, genehmigt hatten, aber bald hernach wurde er verklagt, daß er ſelbſt mehr Land beſaß, als er andern verſtattet, und nach ſeinem eignen Geſetze beſtraft.

Noch war die Streitigkeit wegen der Wahl der Conſuln übrig, welche der Grund und die ſchlimmſte Sache bey der Empörung war, die auch dem Senate bey ſeinem Zwiſte mit dem Volke die mehrſte Unruhe verurſachte, als ſichre Nachrichten ankamen, daß die Gallier aufs neue vom Adriatiſchen Meere her mit einem Heere von vielen tauſenden gegen Rom in Anzuge wären. Mit dem Gerüchte zugleich erſchienen ſchon die Folgen des Krieges, die Gegenden wurden verwüſtet, und diejenigen, die nicht hatten nach Rom fliehen können, zerſtreuten ſich auf den Gebürgen. Die Furcht darüber ſtillte die Rebellion. Der Adel vereinigte ſich mit den Bürgern, der Senat mit dem Volke: alle wählten den Camillus zum fünften male zum Dictator. Er war ſchon ſehr alt, und es fehlte ihm wenig zu achtzig Jahren. Aber in Betracht der dringenden gefährlichen Umſtände dachte er weder an eine Strafe, wie vordem, noch an irgend einen Vorwand, ſondern übernahm ſogleich die Oberbefehlshaberſchaft, und ließ die Truppen zuſammenkommen. Da er bemerkt hatte, daß die größte Stärke der Barbaren in ihren Schwerdtern beſtünde, welche ſie auf eine wilde Art, ohne

alle

alle Kunſt, ſo führten, daß ſie den Kopf oder die Schulter ſpalteten, ſo ließ er ſeinen meiſten Soldaten eiſerne Helme machen, welche auswärts glatt waren, daß die Schwerdter daran entweder zerbrächen oder abſprängen: eben deswegen ließ er auch ihre Schilde mit eiſernen Blechen überziehen, weil das Holz gegen die Hiebe nicht gut aushielt. Er lehrte auch ſelbſt ſeine Soldaten, wie ſie mit langen Spieſſen die Schwerdter der Feinde abhalten und die Hiebe auffangen ſollten.

Wie die Gallier nahe an dem Fluſſe Anio ſich mit einer ſchweren und reichen Beute gelagert hatten, ſo führte Camillus ſeine Truppen ihnen entgegen, und nahm ſein Lager auf einem ſich allmählig erhebenden Hügel, der viele eingeſchloſſene Thäler hatte. Dadurch wurde der größte Theil ſeiner Armee verſteckt, und der, den man ſahe, ſchien ſich aus Furcht auf die Anhöhe gezogen zu haben. Um die Gallier in dieſer Meynung zu beſtärken, ſo verwehrte er es ihnen nicht, als ſie die Gegenden unter ihm verwüſteten, ſondern hielt ſich in ſeiner Verſchanzung ſtille, bis er gewahr wurde, daß ein Corps der Feinde, um zu fouragiren, ſich entfernt hatte, und die andern

Truppen im Lager den ganzen Tag ſich mit Eſſen und Trinken überladen hatten. Da ſchickte er noch in der Nacht die leichten Truppen voran, um die Barbaren zu verhindern, daß ſie ſich nicht in Schlachtordnung ſtellen könnten, und ſobald ſie ſich zeigten, ſie in Verwirrung zu bringen. Er ſelbſt zog bey Anbruch des Tages mit den ſchwer bewafneten Truppen in die Ebene vor den Feind, und ſtellte ſie in weit gröſſrer Anzahl, und mit weit kühnerm Muthe, als die Feinde geglaubt hatten, in Schlachtordnung.

Das erſte, was den Galliern den Muth benahm, war, daß ſie glaubten, es ſey ihnen unanſtändig, zuerſt angegriffen zu werden. Dazu kam, daß die leichten Truppen ſie anfielen, ehe ſie ſich nach ihrer gewöhnlichen Art in Ordnung ſtellen konnten, und durch beſtändiges Scharmuzieren ſie nöthigten, aufs ungefähr ohne alle Ordnung ſich ins Treffen einzulaſſen. Camillus erſchien mit den ſchwerbewafneten Truppen indeſſen. Die Gallier eilten mit ihren Schwerdtern entgegen, denen aber die Römer ihre lange Spieſſe vorhielten, und mit dem eiſernen Theile derſelben die Hiebe auffiengen, ſo daß die Galliſchen weichen und dünngeſchmiedeten Klingen ſich umbeugten

beugten oder ſchadhaft wurden. So durchſta=chen auch die Römer mit ihren langen Spieſſen die Galliſchen Schilde, oder ſtieſſen ſie dadurch deſto ſtärker. Die Gallier warfen deswegen ihre eigne Waffen weg, und ſuchten die Spieſſe mit den Händen den Römern zu entreiſſen. Wie die Römer aber die Feinde ohne Waffen ſahen, ſo griffen ſie zu ihren Schwerdtern, und hieben ſehr viele von den vorderſten nieder, die andern entflohen auf die Ebene allenthalben hin; denn die Hügel und Anhöhen hatte Camillus ſchon vorher beſetzen laſſen, und da ſie aus Uebermuth ihr Lager gar nicht befeſtigt hatten, ſo wußten ſie, wie leicht man es würde einnehmen können.

Dieſe Schlacht ſoll dreyzehn Jahre nach der Einnahme der Stadt Rom vorgefallen ſeyn. Die Römer ſollen dadurch ihren Muth gegen die Gallier beſtärkt haben, vor welchen ſie ſich ſonſt ſehr fürchteten, weil ſie glaubten, daß die Gallier das erſte mal mehr durch Krankheiten und ungewöhnliche Zufälle, als durch die Macht der Waffen wären beſiegt worden. Und dieſe Furcht war ſo ſtark, daß durch ein Geſetz die Prieſter von allen Kriegsdienſten frey erklärt wurden, auſſer wenn gegen die Gallier Krieg geführt würde.

Dieß war die letzte der kriegriſchen Thaten des Camillus: denn die Einnahme der Stadt Velitrå verrichtete er in dieſem Feldzuge als eine Nebenſache, indem die Stadt ſich ohne Schwerdtſtreich ergab. Aber der gröſte und ſchwerſte politiſche Streit war noch übrig, den er wider das Volk führen mußte. Dieſes war durch den Sieg frecher geworden, und verlangte, wider den bisher geſetzlichen Gebrauch, daß einer von den Conſuln aus dem Volke genommen werden ſollte. Der Senat, der ſehr dagegen arbeitete, ließ nicht zu, daß Camillus ſeine Dictatur niederlegte, weil er durch dieſes Mannes groſſes und mächtiges Anſehn am beſten die Herrſchaft der Vornehmen behaupten zu können glaubte.

Aber als einſtmals Camillus auf dem Markte Gerichtstag hielt, ſo ſchickten die Zunftmeiſter des Volks einen ihrer Gerichtsdiener an ihn, und lieſſen ihm befehlen, demſelben zu folgen. Der Gerichtsdiener legte ſchon Hand an, ihn wegzuführen. Es entſtand ein Geſchrey und Tumult auf dem Markte, dergleichen man noch nie gehört hatte. Die um den Camillus herum ſtanden, trieben den Gerichtsdiener weg, das Volk unten an der Gerichtsſtätte ſchrie mit groſſem

Lermen,

Lermen, er ſolle den Camillus herabziehen. Camillus, der darüber in die größte Verlegenheit kam, legte dennoch ſeine Würde nicht ab, ſondern begab ſich mit den Senatoren auf das Rathhaus. Ehe er da eintrat, wandte er ſich gegen das Capitolium, und flehte die Götter an, der gegenwärtigen Gefahr das beſte Ende zu verleihen. Er that auch das Gelübde, nach glücklich geſtilltem Aufruhre der Göttin **Eintracht** (Concordia) einen Tempel zu erbauen.

In der Verſammlung des Senats ſtritt man wegen der gegenſeitigen Meynungen hart mit einander. Dennoch behielt die gelindere Meynung, die dem Volke nachgab, die Oberhand, und man verſtattete, daß einer von den beyden Conſuln aus dem Volke ſollte gewählt werden. Da der Dictator dieſe Entſchlieſſung des Senats dem Volke verkündigte, ſo entſtand, wie leicht zu erachten, eine groſſe Freude, die Unzufriedenheit gegen den Senat wurde aufgehoben, das Volk begleitete den Camillus mit Freudengeſchrey und Händeklatſchen nach Hauſe.

Den Tag darauf wurde in einer allgemeinen Verſammlung beſchloſſen, der Göttin **Eintracht**, dem Gelübde des Camillus gemäß, einen Tempel

an einem Orte zu errichten, den man zugleich auf dem Markte und auf dem Verſammlungsplatze des Volks ſehen könnte, zum Andenken der Begebenheit. Man ſetzte auch zu dem ſogenannten lateiniſchen Feſte einen Feyertag hinzu, ſo daß es nun aus vier Feyertagen beſtand, und alle Römer mußten ſich ſogleich bekränzen und Opfer bringen. In dem vom Camillus gehaltenen Wahltage der Conſuln würde Marcus Aemilius aus den Patriciern, und, das erſtemal aus dem Volke, der andre Conſul Lucius Sextius erwählt.

Dieß war die letzte der Thaten des Camillus. In dem darauf folgenden Jahre entſtand zu Rom eine Peſt, an welcher eine unzählige Menge Volks und die meiſten der Senatoren ſtarben. Auch Camillus ſtarb. Sein Alter und ſein glorreiches Leben hatten ihn mehr als irgend einen andern Menſchen zum Tode reif gemacht, aber die Römer bedauerten ſeinen Verluſt ſtärker als alle andre, welche um dieſelbige Zeit von der Peſt hingeriſſen wurden.

Perikles.

Cäſar ſahe zu Rom einige reiche Fremdlinge, welche junge Hunde und Affen am Buſen trugen und liebkoſeten. **Gebähren denn die Weiber bey dieſen Leuten keine Kinder?** fragte er, und gab dadurch denjenigen eine erhabene Lehre, welche den Trieb der Neigung und Liebe, den man den Menſchen ſchuldig iſt, auf die Thiere verwenden.

Unſere Seele hat von Natur einen Trieb immer etwas zu ſehen und zu hören, und diejenigen ſind daher mit Recht zu tadeln, welche dieſen Trieb auf Dinge anwenden, welche nicht werth ſind, von uns geſehen und gehört zu werden, und darüber das angenehme und nützliche vernachläſſigen. * Unſere Sinne verhalten ſich zwar bey

dem

* In den gemeinen Ausgaben ließt man nach den Worten ἄρ οὖν, ἐπει noch dieſe Worte, κυνῶν τε καὶ πιθήκων ἔκγονα — Φιλομαθες κ.τ.λ.

welche

dem Eindrucke jeder Erſcheinungen leidend, und ſehen und empfinden alſo alle Gegenſtände, ſie mögen nützlich oder unnützlich ſeyn. Aber jedermann kann, wenn er will, ſeinen Verſtand gebrauchen, und ſeine Aufmerkſamkeit nach Gefallen anwenden oder abwenden. Daher muß man nach dem Beſten ſtreben, nicht bloß um es zu betrachten, ſondern auch um es mit Nutzen zu betrachten. Und wie dem Auge diejenige Farbe nützlich iſt, die durch ihre Lebhaftigkeit und Anmuth das Geſicht zugleich ermuntert und ſtärkt, ſo muß man ſeine Gedanken auf ſolche Erſcheinungen lenken, welche mit dem angenehmen zugleich uns zum eignen Nutzen antreiben. Dieß iſt die Wirkung der Thaten der Tugend: ſie erregen durch ihre Darſtellung eine Nacheiferung, und einen lebhaften Hang zur Nachahmung.

In andern Dingen folgt nicht gleich auf die Bewundrung eines Werks der Trieb eben das zu thun. Oft erfolgt das Gegentheil, wir bewundern

welche offenbar eine Varietät der Lesart κυνῶν τέκνα καὶ πιθήκων, die einige Zeilen vorher ſtehen, ſind, auch den Zuſammenhang mehr hindern als befördern, und daher mit Recht in der Reiskiſchen Ausgabe weggeblieben ſind.

dern das Werk und verachten den Meiſter. So achten wir die künſtlichen Salben und den Purpur ſehr hoch, die Färber und Salbenkrämer aber achten wir als Handwerker für geringe Leute. Daher ſagte Antiſthenes von einem geſchickten Flötenſpieler, Iſmenias, nicht übel: „Es muß doch ein ſchlechter Menſch ſeyn, denn ſonſt wäre er kein ſo geſchickter Flötenſpieler.„ — Und Philippus ſagte zu ſeinem Prinzen, als er bey einem Gaſtmale ſehr gut und kunſtmäßig ſang: „Schämſt du dich nicht ſo ſchön zu ſingen? Es iſt genung, wenn ſich ein König abmüßigt, den Sängern zuzuhören; und er ehrt die Muſen ſchon genung, wenn er denen, die in dergleichen Künſten wetteiſern, ſeine Gegenwart gönnt.„

☞ Wer ſich aber mit niedrigen Künſten beſchäftigt, macht die auf unnütze Werke angewandte Arbeit zum Zeugen ſeiner Sorgloſigkeit in edlern Beſchäftigungen. Kein Jüngling von edler Geburt hat, wenn er die Statüe des Jupiters zu Piſa * ſah, Begierde bekommen, ein Phidias zu werden;

* Welche Stadt nachher den Namen Olympia bekam. Der Olympiſche Jupiter vom Phidias iſt als das höchſte Meiſterſtück der Bildhauerkunſt bekannt.

werden; oder ein Polyklet zu werden, wenn er die Juno zu Argos ſah, oder ein Anakreon, Philemon, Archilochus zu werden, wenn er ſich an den Meiſterſtücken dieſer Dichter ergötzte. Denn es iſt nicht nöthig, wenn man an einem Werke Vergnügen findet, dem Meiſter nachzuahmen. Daher die Betrachtung ſolcher Dinge wenig Nutzen bringt, bey welchen kein Trieb zur Nachahmung entſteht, und keine Art von Erhebung der Seele, denen, die ſich darinnen hervorgethan haben, ähnlich zu werden.

Die Tugend hingegen wirkt durch ihre Handlungen ſo auf uns, daß wir, indem wir die Werke bewundern, den Meiſtern nacheifern. Wir ſchätzen bey den Gütern des Glücks ihren Beſitz und ihren Gebrauch, bey der Tugend ihre Handlungen, und wir wollen jene von andern erhalten, dieſe aber andre von uns erhalten laſſen. Denn das Edle reißt uns durch ſeine Thaten zu ſich, erweckt ſelbſt ſchnelle Thätigkeit, und bildet den Betrachtenden nicht durch Nachahmung, ſondern indem es durch die Darſtellung ſeines Werks Eifer einflößt.

Aus dieſem Grunde haben wir uns auch entſchloſſen, unſre Lebensbeſchreibungen fortzuſetzen,

und

und dieſes zehnte Buch verfertigt, welches das Leben des Perikles und des Fabius Maximus, der den Krieg gegen den Annibal geführt, enthält, zweyer Männer, die ſowohl in andern vorreflichen Eigenſchaften einander ähnlich waren, als auch beſonders in der Sanftmuth, Gerechtigkeit, und der Gabe, die Unbilligkeit des Volks und ihrer Gehülfen bey den oberſten Stellen zu ertragen, die auch beyde ihrem Vaterlande ſehr nützlich wurden. Ob wir hierbey unſrer Pflicht Genüge geleiſtet haben, kann man aus unſern Biographien ſelbſt beurtheilen.

Perikles war aus dem Stamme Akamas, und aus der Cholargenſiſchen Gemeinde, und ſtammte von väterlicher und mütterlicher Seite aus den vornehmſten Geſchlechtern her. Xanthippus, welcher bey Mykale die Feldherrn des Königs von Perſien ſchlug, heyrathete die Agariſte, die Enkelin des Kliſthenes, welcher die Piſiſtratiden vertrieb, die unumſchränkte Herrſchaft mit Muth aufhob, und Geſetze und eine Staatseinrichtung einführte, welche zur Einigkeit und allgemeinen Wohlfahrt vortreflich abgefaßt war. Dieſer Agariſte träumte, ſie gebähre einen Löwen, und wenige Tage darauf kam ſie mit dem Perikles

nieder,

nieder, welcher zwar ſonſt einen wohlgeſtalten Körper, aber einen ſehr langen und unförmlichen Kopf hatte: daher auch faſt alle ſeine Bildniſſe, um den Fehler zu verdecken, mit einem Helme umgeben ſind. Die attiſchen Dichter nannten ihn einen Meerzwiebelkopf. Von den komiſchen Dichtern ſagt Cratinus in ſeinem Luſtſpiele Chirones: „Der alte Saturn zeugte mit der Zwietracht den gröſten Tyrannen, den die Götter Kephalegeret nennen:„ * Und in dem Stücke Nemeſis: „Komm Jupiter, du Gaſtrechtsgott, du glückſeliger Groſskopf.„ ** Teleklides ſagt: „Perikles ſäſſe zuweilen von vielen Geſchäften zerſtreut mit ſchwerem Kopfe in der Stadt, zuweilen

* Eine Anſpielung auf den Homeriſchen Beynamen des Jupiters νεφεληγερέτα, Wolkenſammler; κεφαληγερέτα heißt: der die Köpfe ſammelt, und ſoll andeuten, des Perikles Kopf ſey aus mehr als einem Kopfe zuſammengeſetzt.

** μακκαριε. Eine ziemlich ſchale Zweydeutigkeit! μακκαριος heißt glückſelig, hier aber ſoll es auch auf des Perikles groſſen Kopf gehen, und zuſammengeſetzt ſcheinen, aus μα, einer Vergröſſerungspartikel, und καρα, der Kopf.

weilen errege er aus ſeinem Kopfe, worinnen eilf Perſonen Raum hätten, einen groſſen Tumult. In dem Luſtſpiele Demi fragt Eupolis nach jedem von den aus dem Orkus herausſteigenden Aufrührern des Volks, und als zuletzt auch Perikles genannt wird, ſagt er: Du führſt alſo auch das Haupt der untern Ungeheuer herauf.

Die mehrſten Nachrichten ſagen, Damon, von deſſen Namen man die erſte Sylbe kurz ausſprechen müſſe, habe den Perikles in der Muſik unterrichtet. Ariſtoteles aber erzehlt, er habe die Muſik von dem Pythoklides gelernt. Damon war ein ſtarker Philoſoph, und ſcheint unter dem Namen eines Muſikus ſeine Weisheit vor dem Volke verborgen gehalten zu haben. Er unterrichtete den Perikles in der Staatskunſt, und war bey dieſem Staatsmanne das, was der Salber und Fechtmeiſter bey einem öffentlichen Kämpfer iſt. Aber Damon blieb unter der Decke der Leyer nicht verborgen, ſondern wurde als ein unruhiger Kopf und Freund der Tyranney verwieſen, und gab den komiſchen Dichtern Materie zum Spotte. Der komiſche Dichter Plato führt einen auf, der den Damon fragt: „Sage mir

doch zuerſt, ich bitte dich, biſt du nicht der Chiron * des Perikles geweſen, und haſt ihn erzogen?„

Perikles genoß auch den Unterricht des Zeno, des Eleaten, welcher, wie Parmenides, die Naturlehre trieb, und ſich eine beſondre Fertigkeit erworben hatte, andre zu widerlegen, und durch Einwürfe ſie in die Enge zu treiben, wovon Timon, der Phliaſier, folgende Ausdrücke hat: „Mächtig iſt die untrügliche Stärke des Zeno, er rede mit welcher der beyden Zungen er wolle, er ſiegt in aller Wiſſenſchaft.„

Der vornehmſte Freund des Perikles aber war Anaxagoras aus Klazomene, welcher ihm auch beſonders den Stolz und den hohen Sinn, ſich das Volk ergeben zu machen, beybrachte, und überhaupt ſein ganzes Betragen zu einer majeſtätiſchen Würde erhob. Dieſer Anaxagoras hatte den Beynamen **Nus, Verſtand**, bekommen, entweder

* Chiron, ein Centaure, war ein berühmter Hofmeiſter vieler Helden ſeiner Zeit, aber er erzog auch den Actäon, der von ſeinen eignen Hunden zerriſſen wurde, worauf wohl der komiſche Dichter angeſpielt, und dadurch auf die Rache des Volks gegen den Perikles gezielt hat.

weder weil man ſeine groſſen und hellen Einſichten in die Naturlehre bewunderte, oder deswegen, weil er der erſte war, der die Schöpfung und Einrichtung der Natur nicht dem blinden Zufalle, oder dem Verhängniſſe, ſondern einem verſtändigen reinen Geiſte zuſchrieb, der aus den vermiſchten mannichfaltigen Theilen des Ganzen, die gleichartigen Theile geſondert hätte.

Dieſen Mann bewunderte Perikles ganz ungemein. Er lernte von ihm die Lehre von den Erſcheinungen am Himmel und in der Natur, und bekam eine hohe Denkungsart. Er hatte nicht nur eine erhabene, von aller pöbelhaften und argliſtigen Schwatzhaftigkeit, freye Beredtſamkeit, ſondern es erweckten auch ſeine zum Lachen unbewegliche Miene, ſein beſcheidner Gang, ſeine Sittſamkeit in der Kleidung und den redneriſchen Bewegungen, die durch keinen heftigen Affect geſtört wurde, die angenehme ſanfte Stimme, und andre dergleichen Vorzüge, ein bewundrungsvolles Erſtaunen.

Er wurde einſtmals von einem frechen niederträchtigen Menſchen den ganzen Tag hindurch mit Schimpfreden überhäuft, und ertrug es ſtillſchweigend, indem er eben auf dem Markte noth-

wendige Geſchäfte hatte. Als er gegen Abend ganz gelaſſen nach Hauſe gieng, folgte ihm der Menſch nach, und ſchüttete alle nur mögliche Läſterungen wider ihn aus. Perikles befahl, indem er in ſein Haus trat, einem ſeiner Bedienten, weil es ſchon finſter geworden war, dieſem Menſchen nach Hauſe zu leuchten. Der Dichter Jon ſagt, Perikles ſey im Umgange ſtolz und anmaſſend geweſen, und hätte in ſeinen Pralereyen viel Verachtung gegen andre bezeigt: er lobt dagegen des Cimons feine Artigkeit und Höflichkeit im Umgange. Aber was geht uns Jon an, welcher bey der Tugend ſo wie beym Schauſpiele verlangt, daß ſie etwas ſatiriſches habe? Zeno ermahnte diejenigen, welche die edle Erhabenheit des Perikles Hochmuth und Eigendünkel nannten, ſie ſollten auch einen ſolchen Eigendünkel zeigen, weil durch die Annehmung deſſelben unvermerkt ein Eifer nach edlen Thaten und eine Bekanntſchaft mit denſelben bewirkt werde.

Dieß war nicht der einzige Nutzen, den Perikles aus dem Umgange mit dem Anaxagoras zog. Er wurde auch dadurch über den Aberglauben erhoben, welchen die Furcht bey Lufterſcheinungen in denjenigen wirkt, die die Urſachen davon nicht

wiſſen,

wiſſen, und bey göttlichen Dingen aus Unverſtand zittern und beſtürzt werden. Davon befreyt die Naturlehre, ſie bewirket, an ſtatt eines furchtſamen ängſtlichen Aberglaubens, eine ſichre mit guten Hofnungen verbundne Ehrfurcht gegen die Götter.

Dem Perikles wurde, wie man erzehlt, einſtmals von ſeinem Landgute der Kopf eines Widders mit einem einzigen Horne gebracht. Als der Wahrſager Lampo dieſes aus der Mitte der Stirne hervorgewachſene harte und ſtarke Horn beſahe, ſo ſagte er, es werde von den damals mächtigen zweyen Partheyen, des Thucydides und Perikles, derjenige eine die Oberherrſchaft erhalten, zu welchen dieſes Wunderzeichen gebracht ſey. Allein Anaxagoras ließ den Scheitel zerhauen, und zeigte, daß das Gehirn die Hirnſchale nicht völlig ausgefüllt und wie ein Ey geformt, aus der ganzen Schale an denjenigen Ort ſich hingeſenkt habe, wo die Wurzel des Horns entſtanden war. Damals bewunderten den Anaxagoras alle Anweſende, bald hernach aber, da Thucydides verbannt wurde, und die Verwaltung aller Geſchäfte des Staats in des Perikles Händen war, wurde der Wahrſager Lam-

po bewundert. Nach meiner Meynung hatte ſowohl der Naturlehrer als der Wahrſager Recht: der eine wußte den Grund, der andre die Beſtimmung der Sache geſchickt anzugeben. Die Pflicht des einen war, zu unterſuchen, woher die Sache käme, die Pflicht des andern, vorherzuſagen, weswegen die Sache geſchehen ſey, und was ſie anzeige. Wer aber behauptet, daß durch die Erfindung der Urſache die Vorbedeutung aufgehoben ſey, der bedenkt nicht, daß er mit Aufhebung der göttlichen Andeutungen auch die aufhebe, die durch die Kunſt geſchehen, dergleichen das anzeigende Zuſammenſchlagen der Wurfſcheiben, die Laternen, die Sonnenuhren ſind, davon jedes ſeine Urſache und Zubereitung hat, und doch etwas anzeigt. Allein dieß gehört für eine andre Schrift als die gegenwärtige.

III. In ſeiner Jugend hatte Perikles Furchtſamkeit vor dem Volke. Denn er ſchien dem Piſiſtratus, der die Oberherrſchaft an ſich geriſſen hatte, ähnlich zu ſehen. Durch ſeine angenehme Stimme und ſchnelle fertige Beredtſamkeit wurde dieſe Aehnlichkeit vermehrt, welche die alten Athenienſer in Erſtaunen ſetzte. Da er überdem reich, von vornehmer Geburt war, und mächtige

Freunde

Freunde hatte, ſo fürchtete er ſich vor einer Verweiſung, und miſchte ſich in keine Staatsſachen, aber im Kriege zeigte er ſich als einen herzhaften braven Mann. Als aber Ariſtides geſtorben, Themiſtokles verbannt, und Cimon wegen ſeiner Feldzüge die meiſte Zeit auſſerhalb Griechenlands war, ſo widmete er ſich dem Volke, und wählte alſo, wider ſeinen Charakter, der gar nicht dem Volke günſtig war, die Parthey der Armen, deren es viele gab, wider die Parthey der Reichen, deren wenige waren. Und es ſcheint, daß er auch, um den Verdacht zu vermeiden, als wenn er nach der Oberherrſchaft ſtrebe, und weil er ſahe, daß Cimon, der die Parthey der Vornehmen hielt, von denſelben ſehr begünſtigt wurde, die Parthey des Volks ergrif, wodurch er ſich Sicherheit und Schutz wider den Cimon verſchafte.

Sogleich ſahe man auch ſeine ganze Lebensart verändert. Man ſahe ihn keinen andern Weg in der Stadt gehn, als den auf den Markt und das Rathhaus. Er kam zu keinen Gaſtereyen und allen dergleichen Ergötzlichkeiten und Geſellſchaften mehr. Die ganze lange Zeit hindurch, in welcher er ſich dem Staate widmete, kam er zu keinem von ſeinen Freunden zu Gaſte, auſſer

auf die Hochzeit ſeines Vetters Euryptolemus, wo er doch nicht långer blieb, als bis das Trinken nach Tiſche angieng. Denn luſtige Ergötzlichkeiten ſind dem Stolze gefåhrlich, und es iſt ſchwer, in muntern Geſellſchaften eine wůrdige Erhabenheit zu behaupten. Obgleich bey der wahren Tugend das am meiſten glånzt, was ſich am meiſten zeigt, und bey edeldenkenden Månnern nichts ſo ſehr, denen, die ſie wenig kennen, bewundernswůrdig iſt, als ihre tågliche Lebensart ihren Vertrauten wird. Aber Perikles vermied auch, beſtåndig unter dem Volke zu ſeyn, und dadurch demſelben gewöhnlich zu werden, er kam nur nach gewiſſen Zwiſchenzeiten in die Verſammlung. Auch hielt er nicht bey jedem Vorfalle Reden, noch trat er ſtets in die Geſellſchaft des Volks, ſondern ſparte ſich, wie Kritolaus ſagt, gleich dem ſalaminiſchen Schiffe, zu den wichtigſten Angelegenheiten auf, die andern Geſchåfte ließ er durch Redner, welche ihm ergeben und ſeine Freunde waren, betreiben. Einer von dieſen ſoll Ephialtes geweſen ſeyn, welcher die Gewalt des Areopagitiſchen Senats unterdrůckte, und, nach des Plato Ausdrucke, den ſtårkſten Wein der Freyheit dem Volke reichlich einſchenkte,

ſchenkte, davon es, ſagen die komiſchen Dichter, wie ein Pferd unbändig wurde, Euböa biß, und auf die Inſeln ſprang.

Perikles, welcher die Beredtſamkeit zum Werkzeuge für den Plan ſeines Lebens und ſeines hohen Geiſtes vervollkommnete, bediente ſich öfters der Hülfe des Anaxagoras, und gab ſeinen Reden durch ſeine phyſiſchen Kenntniſſe gleichſam ein neues Colorit. Indem er die durch die Phyſik erlangten hohen Einſichten und wirkſamen Kräfte mit ſeinem vortreflichen Genie verband, wie der göttliche Plato ſagt, und das Nützliche davon in die Kunſt zu reden übertrug, ſo that er es allen weit zuvor. Daher er auch den Zunamen, der Olympier, erhielt, obgleich einige glauben, er habe dieſen Namen wegen der herrlichen Gebäude bekommen, mit denen er die Stadt ſchmückte, andere, er habe ihn wegen der Gewalt bekommen, die er in Kriegsgeſchäften und der Staatsverwaltung ſich erworben hatte. Man kann annehmen, daß alles dieſes zuſammengenommen ihm jenen ehrenvollen Beynamen zuwege brachte.

Die Komödien der damaligen Zeit, welche viele bittre und lächerliche Satyren auf ihn enthielten, ſind ein Beweis, daß er wegen ſeiner Beredt-

ſamkeit dieſen Namen erhielt; ſie ſagen, er habe in ſeinen Reden an das Volk gedonnert und geblitzt, und er trage einen ſchrecklichen Donnerkeil auf ſeiner Zunge. * Man erzehlt auch einen gewiſſen witzigen Einfall des Thucydides, des Sohns des Mileſias, über die hinreiſſende Beredtſamkeit des Perikles. Dieſer Thucydides, einer von den vorzüglichſten Männern, und ein faſt beſtändiger Gegner des Perikles in den politiſchen Angelegenheiten, wurde vom Könige der Lacedämonier, Archidamus, gefragt, ob er oder Perikles beſſer ringen könne? — Wenn ich ihn auch zu Boden werfe, antwortete er, ſo ſiegt er doch, denn er ſagt, er ſey nicht zu Boden geworfen, und überredet es auch allen Zuſchauern.

Nichts deſto weniger war Perikles bey ſeinen Reden ſehr beſorgt, ſo, daß er, wenn er auf den Rednerſtuhl gieng, die Götter bat, daß ihm auch nicht wider Willen irgend ein Wort entfahren möchte, das ſich zu ſeiner Abſicht nicht ſchicke.

Schrift=

* S. Cic. Orator. c. 4. c. 9. und meine Anmerk. darüber in meiner Ausgabe des Orat. Cic. (Halae 1766.) Ariſtophan. Acharn. verſ. 529 ſequ. auf welche Stelle des Ariſtophanes ſich ohnſtreitig hier Plutarch bezieht.

Schriftliches hat er von ſich nichts hinterlaſſen, auſſer den öffentlichen Decreten. Man weiß auch nur ſehr wenige Einfälle von ihm. Z. B. er ſoll einſtmals das Urtheil gefällt haben: **Man müſſe die Inſel Aegina dem Hafen Piräeus als eine Augenſchuppe abziehn.** Ingleichen: er ſähe ſchon **den Krieg aus Peloponnes auf Athen herziehen.** Zum Sophokles ſagte er, als dieſer mit ihm zugleich auf eine Unternehmung zu Schiffe gieng, und einen ſchönen Knaben lobte: **Sophokles, ein Feldherr muß nicht allein reine Hände, ſondern auch reine Augen haben.** Steſimbrotus erzehlt, daß er in ſeiner öffentlichen Trauerrede auf die in Samos gebliebenen Athenienſer, ſie unſterblich, wie die Götter, genannt, und hinzugeſetzt habe: **Denn die Götter ſehen wir nicht, aber aus den Ehrenbezeigungen, die ihnen wiederfahren, und aus den Wohlthaten, die ſie uns erzeigen, ſchlieſſen wir, daß ſie unſterblich ſind; und eben ſo iſts mit denjenigen beſchaffen, die fürs Vaterland ſterben.**

Thucydides beſchreibt die Staatsverwaltung des Perikles als eine Ariſtokratiſche, die nur den Namen einer Democratiſchen geführt habe, und wobey die Gewalt eigentlich in den Händen

eines

eines einzigen Mannes geweſen ſey. Viele andre hingegen erzehlen, daß das Volk zuerſt durch den Perikles Ländereyen, Geld aus der öffentlichen Kaſſe der Schauſpielhäuſer, und Lohn für geleiſtete Dienſte erhalten habe, wodurch es üble Sitten angenommen, und an ſtatt der vorigen Mäßigkeit und Thätigkeit ſich zur Pracht und Uebertretung der Geſetze gewöhnt habe. Aus den Begebenheiten ſelbſt kann man den Grund dieſer Veränderung erkennen.

Anfänglich ſtellte ſich Perikles, wie ſchon bemerkt worden iſt, dem Anſehn des Cimons entgegen, und bewarb ſich um die Gunſt des Volks. Aber er wurde durch den Reichthum und das Vermögen des Cimons übertroffen, welcher viel auf die Armen verwendete, täglich die dürftigen Athenienſer ſpeiſete, die Alten kleidete, und auf ſeinen Landgütern ſogar die Zäune wegreiſſen ließ, damit, wer nur wollte, frey Früchte holen konnte. Da Perikles deswegen nur die mindre Gunſt des Volks erhalten konnte, ſo fiel er, auf Anrathen des Demonides von Oeon, wie Ariſtoteles berichtet, auf die Mittheilung der öffentlichen Gelder. Durch dieſe Mittheilung von dem, was vom Theater und den Gerichten einkam, und durch

andre

andre Belohnungen und Geſchenke gewann er ſehr bald den Pöbel, und bediente ſich deſſelben wider den Areopagitiſchen Senat, in welchem er keine Stelle hatte, weil ihn das Loos weder zu einen Archonten, noch Vorſteher der Geſetze, noch Aufſeher der Feyerlichkeiten, noch auch zum Stadtrichter gemacht hatte. Dieſe obrigkeitlichen Aemter wurden von alten Zeiten her durch das Loos beſetzt, und die ſich darinnen wohl verhalten hatten, wurden in den Areopagitiſchen Senat aufgenommen. Perikles, der immer mehr und mehr Anſehn beym Volke bekam, unterdrückte die Macht dieſes Senats durch ſeine Parthey ſo ſehr, daß demſelben durch den Ephialtes die meiſten richterlichen Urtheilsſprüche entzogen wurden, und Cimon ſogar, als ein Freund der Lacedämonier und Feind des Volks, aus der Stadt verbannt wurde, er, der von dem vornehmſten Geſchlechte war, den größten Reichthum beſaß, die ſchönſten Siege wider die Feinde erfochten hatte, die Stadt Athen mit Geld und vieler Beute erfüllt hatte, wie das Leben dieſes Helden umſtändlicher beweiſet. So ſtark war die Gewalt des Perikles bey dem Volke.

Diejenige Art von Verbannung, welche den Cimon traf, und Oſtrakismus hieß, beſtimmte den Verbannten nur zehn Jahre Entfernung, nach deren Verlauf er wiederkommen konnte. Als die Hälfte dieſer Zeit bey dem Cimon verfloſſen war, fielen die Lacedämonier mit einer ſtarken Armee in die Tanagraiſche Landſchaft, und die Athenienſer ſtellten ihnen ſogleich eine Armee entgegen. Hier kam Cimon aus ſeiner Verbannung zurück, und ſtellte ſich bewafnet zu den Soldaten ſeines Stammes, um ſich werkthätig von der Beſchuldigung, als wenn er es mit den Lacedämoniern hielte, zu befreyen, indem er mit den Athenienſern wider ſie die Waffen führte. Aber die Freunde des Perikles verbanden ſich mit einander, und jagten ihn als einen Verbannten fort. Aus dieſem Grunde ſcheint auch Perikles in der Schlacht mit den Lacedämoniern auſſerordentliche Tapferkeit bewieſen, und, ohne ſich zu ſchonen, es allen zuvorgethan zu haben. Es kamen auch in dieſem Gefechte alle Freunde des Cimons um, welche Perikles ebenfalls einer Neigung für die Lacedämonier beſchuldigte. *

Allein

* Sie fochten ſehr tapfer, um ſich von der Beſchul-

Allein die Athenienſer empfanden eine lebhafte Reue über ihr Verfahren gegen den Cimon, und ein Verlangen nach ihm, als ſie an den Grenzen von Attica waren geſchlagen worden, und auf den künftigen Frühling einen harten Feldzug befürchteten. Wie Perikles dieſe Neigung gewahr wurde, ſäumte er nicht, ſich dem Volke gefällig zu machen, ſondern fertigte ſelbſt ein Decret aus, wodurch er den Cimon zurück berief. Dieſer machte bey ſeiner Rückkunft zwiſchen beyden Staaten Friede: denn die Lacedämonier waren ihm eben ſo ſehr gewogen, als ſie den Perikles und die andern Günſtlinge des Volks haßten.

Einige erzehlen, Perikles habe nicht eher das Zurückberufungsſchreiben an den Cimon ausgefertigt, bis Elpinike, die Schweſter des Cimons, zwiſchen dieſen beyden Männern einen geheimen Vertrag zu Stande gebracht hätte, welchem zu Folge Cimon verſprochen, mit zweyhundert Schiffen abzuſegeln, und in den Ländern des Königs von Perſien Krieg zu führen, dem Perikles aber die

ſchuldigung des Perikles zu befreyen, und giengen ſo zu ſagen in ihren Tod. Ihre Anzahl belief ſich auf hundert, wie in Cimons Leben umſtändlich erzehlt wird.

die Herrſchaft in der Stadt zu laſſen. Es ſcheint auch, daß Elpinike ſchon vorher dem Perikles günſtigere Geſinnungen gegen den Cimon beygebracht habe, als dieſer auf Leib und Leben angeklagt wurde. Denn Perikles war einer von denen vom Volke aufgeſtellten Anklägern. Als Elpinike zu ihm kam, und für ihren Bruder Vorſtellungen that, lächelte er, und ſagte: **Elpinike, du biſt ſchon zu alt, um ſo wichtige Geſchäfte zu treiben.** Indeſſen ſtand Perikles vor Gerichte, um doch der Schuldigkeit eines Anklägers Gnüge zu thun, nur einmal zur Anklage auf, und brachte ganz leichte Beſchuldigungen wider den Cimon vor, worauf er gleich wieder weg gieng. — Wie kann man nun dem Idomeneus Glauben beymeſſen, welcher den Perikles beſchuldigt, daß er den Ephialtes, ſeinen Freund, und gemeinſchaftlichen Gehülfen in der Staatsverwaltung, aus Eiferſucht und Neid über ſein Anſehn beym Volke, heimlich umgebracht habe? Ich weiß nicht, woher er dieſe Beſchuldigung genommen, womit er einen Mann befleckt, der zwar nicht ganz ohne Tadel war, aber eine erhabne Denkungsart und einen ehrliebenden Geiſt beſaß, in welchem keine ſo grauſame und thieriſche Leidenſchaft erzeugt

wird.

wird. Ephialtes war den Vornehmen, die nach der Regierung ſtrebten, furchtbar, und in Anklagen und Verfolgen der Feinde des Volks unerbittlich: ſeine Feinde ſtellten ihm alſo nach, und lieſſen ihn, wie Ariſtoteles erzehlt, durch den tanagraiſchen Ariſtodikus heimlich umbringen.

XI. Cimon ſtarb auf dem Feldzuge in Cypern. Der Adel, welcher den Perikles ſich über alle erheben ſahe, und gern wollte, daß doch jemand wäre, der ſich ihm entgegen ſtellte, und ſeine Gewalt in der Stadt ſchwächte, damit er nicht gar Monarch im Staate würde, ſetzten ihm den Thucydides aus Alopeke entgegen, einen klugen Mann, und Anverwandten des Cimons. Er war zwar kein ſo groſſer Officier wie Cimon, aber in der Politik und der Kunſt mit dem Volke umzugehn weit geſchickter: er blieb beſtändig in der Stadt, und widerſetzte ſich dem Perikles in Reden an das Volk, und brachte den Staat ſehr bald ins Gleichgewicht. Er gab nicht zu, daß der Adel mit dem Volke vermiſcht wurde, wie bis dahin geſchehen war, da das gemeine Volk alles Anſehn des Standes verdunkelt hatte. Er ſonderte die beyden Stände ab, und vereinigte beyder Gewalt in eins, ſo daß ſie einander gleichſam die Wage hielten.

Denn anfänglich war ihr Abſtand ſo wie etwa ein Riß im Eiſen, und zeigte nur den Unterſchied zwiſchen dem Stande der Edlen und des Volks an. Aber die Streitigkeiten und der Ehrgeitz dieſer beyden Männer machte den Riß weit tiefer, und verurſachte, daß man den einen Stand das Volk, den andern die Edlen nannte. Daher ließ damals Perikles ganz vorzüglich dem Volke die Zügel ſchieſſen, und richtete die Staatsverwaltung nach deſſen Gunſt ein, gab bald ein öffentliches Schauſpiel, bald eine öffentliche Mahlzeit, bald eine andre Feyerlichkeit, und unterhielt die Stadt mit ausgeſuchten Ergötzlichkeiten.

Jedes Jahr ließ er ſechzig Kriegsſchiffe abſegeln, auf denen ſich viele aus dem Volke einſchiften, die acht Monate Sold bekamen, und ſo das Seeweſen lernten, und ſich darinnen übten. Auſſerdem ſchickte er tauſend Coloniſten nach Cherſones, fünfhundert nach Naxos, halb ſo viele nach Andros und tauſend nach Thracien, die ſich bey den Biſalten anbauen ſollten. Noch andre Coloniſten giengen nach Italien, wo die Stadt Sybaris wieder erbaut wurde, welche ſie Thurium nannten. Alles dieſes bewirkte Perikles, um die

Stadt Athen von dem müßigen und aus Mangel an Beſchäftigung unruhigen Volke zu befreyen, die Bedürfniſſe der Armen zu ſtillen, und den Bundsgenoſſen gleichſam eine Beſatzung neben an zu bauen, die ſie in Furcht hielte, und den Abfall verhinderte.

Was aber den Athenienſern das größte Vergnügen und der Stadt die größte Zierde machte, die Auswärtigen aber in Erſtaunen ſetzte, und allein ſchon ein Beweis von der damaligen, nicht mit Unrecht ſo geprieſenen, Macht und Glückſeligkeit Griechenlands iſt, war die Erbauung öffentlicher Gebäude. Und eben dieſes beneideten die Feinde des Perikles unter ſeinen Veranſtaltungen am meiſten, und läſterten darüber in den Verſammlungen des Volks: — „Es ſey der Ehre und dem guten Rufe des Athenienſiſchen Volks nachtheilig, daß es die gemeinen Gelder aus Delos zu ſich genommen habe, und Perikles die ſchicklichſte Entſchuldigung gegen die unzufriednen Bundesgenoſſen wegen dieſes nach Delos gebrachten gemeinſchaftlichen Geldes, daß es nämlich aus Furcht vor den Perſern an einen ſichern Ort in Verwahrung gebracht worden, vernichtet habe. Es ſcheine, daß man gegen Griechenland

höchſtungerecht und tyranniſch verfahre, da es ſehen müſſe, daß die Athenienſer die Summen, die gemeinſchaftlich zum äuſerſten Bedürfniſſe des Krieges zuſammengebracht worden wären, dazu anwendeten, daß ſie ihre Stadt damit vergoldeten und ſchmückten, wie ein freches Weib, das ſich mit koſtbaren Steinen behänge, und Statüen und Tempel erbauten, die tauſend Talente koſteten.„

Perikles machte dem Volke Gegenvorſtellungen. — „Wir ſind nicht ſchuldig, ſagte er, den Bundsgenoſſen von ihrem Gelde Rechnung abzulegen, weil wir ſie wider die Feinde ſchützen, und ſie uns kein Pferd, kein Schif, und keinen Mann ſondern blos Geld dazu geben, welches nicht mehr denen gehört, die es gegeben haben, ſondern denen, die es empfangen, wenn ſie die dafür verſprochnen Dienſte leiſten. Da unſre Stadt nun mit allen Kriegsbedürfniſſen verſehen iſt, ſo müſſen wir den Ueberfluß auf ſolche Dinge verwenden, von deren Ausführung wir ewigen Ruhm haben, und welche, ſelbſt indem ſie bearbeitet werden, guten Unterhalt verbreiten, weil dazu allerhand Handwerker und Künſtler erfodert werden, wodurch die Künſte empor gebracht und die müſ-

ſigen

ſigen Hände gebraucht werden, faſt die ganze Stadt eine Art von Beſoldung erhält, und ſich alſo durch ſich ſelbſt ſchmückt und ernährt. Denn diejenigen, welche Alter und Kräfte dazu haben, bekommen ihren Unterhalt für Kriegsdienſte aus der öffentlichen Kaſſe. Damit aber das dazu unbrauchbare gemeine Handwerksvolk auch etwas erhalte, und dabey nicht ohne Beſchäftigung ſey, ſo nahm ich mir vor, jene groſſen Gebäude und Werke, welche viel Zeit und vielerley Künſte erfodern, durch das Volk ſelbſt aufführen zu laſſen, um ſowohl den See- und Landſoldaten, als auch den Inwohnern der Stadt Gelegenheit zu verſchaffen, daß ſie von den öffentlichen Geldern Nutzen ziehen, und ſich etwas verdienen könnten. Man braucht Materialien, Steine, Erzt, Elfenbein, Gold, Ebenholz, Cypreſſen, man braucht zu deren Bearbeitung Künſtler, Zimmerleute, Bildhauer, Gieſſer, Steinſchneider, Färber, Goldſchläger, Elfenbeinſchneider, Mahler, Sticker, Drechsler; ferner andre Leute, die die Materialien herbeyſchaffen und herführen, als Kaufleute, Schiffer; zu Lande haben die, die Wagen verfertigen, die Pferde halten, die Fuhrleute, Seiler, Steinbrecher, die Leder verarbeiten, die auf den

Straſſen oder in den Metallgruben Dienſte thun, ihren Nutzen davon. Jeder Künſtler hat, ſo wie ein Officier, ſeine Leute unter ſich, nämlich das Tagelöhner-Volk, welches Handlanger-Dienſte thut. Auf dieſe Art erhält, ſo zu ſagen, jedes Alter, und jeder Stand ſeinen vollkommnen Unterhalt durch dieſe Dienſte.„

XIII. Bey dieſen mit einer ſtolzen Gröſſe und unnachahmlichen Pracht und Schönheit ſich erhebenden Werken, bey denen die Künſtler wetteiferten, die Kunſt durch die Schönheit der Kunſt zu übertreffen, war die Geſchwindigkeit, mit der ſie aufgeführt wurden, das bewundernswürdigſte. Denn alle dieſe Werke, deren jedes kaum in vielen Regierungen und Menſchenaltern aufgeführt werden zu können ſchien, wurden insgeſammt in den erſten Zeiten einer einzigen Regierung vollendet; obgleich eben damals Zeuxis dem Mahler Agatarchus, der ſeine Geſchwindigkeit und Fertigkeit im Mahlen rühmte, zur Antwort gab: **Er rühme ſich ſeiner Langſamkeit im Mahlen.** Denn eine ſchnelle Fertigkeit in Arbeiten von Kunſtwerken giebt ihnen nicht eine bleibende Dauer, noch eine ſorgfältig ausgearbeitete Schönheit; die auf die Bearbeitung verwandte Zeit verſchaft Stärke

zur

zur Erhaltung. Um ſo viel mehr verdienen die Werke des Perikles Bewundrung, da ſie in kurzer Zeit auf eine lange Dauer vollendet wurden. Denn der Schönheit nach war damals ſchon jedes alt, ihre Anmuth aber macht, daß ſie jetzt noch friſch und neu ſind. Es glänzt an ihnen eine gewiſſe Neuheit, welche den ſchönen Anblick, von der Zeit unverſehrt, erhält, gleichſam als wenn ein muntrer nie alternder Geiſt in ihnen lebte.

Phidias hatte die Oberaufſicht über alle Werke, obgleich groſſe Baumeiſter und Künſtler mit dazu gebraucht wurden. So erbaueten Kallikrates und Iktinus den hundert Fuß langen Tempel der Minerva, welcher den Namen **Parthenion** bekam. Die Kapelle zu Eleuſis fieng Koroebus an zu bauen, er ſetzte die untere Säulenordnung, und verband ſie mit den Säulenknöpfen, aber er ſtarb darüber, und Metagenes aus Xypetus ſtellte den Mauerkranz mit der obern Säulenordnung auf; das Gewölbe, wodurch das Licht in den Tempel fällt, führte Xenokles von Cholarge auf. Die lange Mauer, von deren Erbauung Sokrates den Perikles ſelbſt reden gehört hat, übernahm Kallikrates, aber ſie wurde langſam aufgeführt, daher

Kratinus darüber ſpottete: „Lange ſchon, ſagt er, führt Perikles jenes Werk mit den Worten auf, in der That aber regt ſichs noch nicht.„

Das **Odeum**, oder das Theater für die Sänger und Dichter, welches inwendig viele Säulen und Sitze hat, und deſſen Giebel immer ſchmäler und endlich ſpitzig zuläuft, iſt ebenfalls auf des Perikles Veranſtaltung, und, wie man ſagt, nach dem Modelle des Gezelts des Königs von Perſien erbaut. Kratinus ſpottet in ſeinem Luſtſpiele, die Thracierinnen, auch darüber. — „Der Meerzwiebelkopf Zevs Perikles tritt da einher, und hat das Odeum auf ſeiner Scheitel, froh, daß er der Verbannung entgangen iſt.„ Durch des Perikles Bemühung wurde auch damals zuerſt durch eine Verordnung feſtgeſetzt, daß an dem Feſte Panathenäa Singeſpiele gehalten werden ſollten. Er wurde ſelbſt zum Oberaufſeher dabey geſetzt, und gab die Regeln, nach welchen auf der Flöte und Cither geſpielt und geſungen werden mußte. Dieſe muſikaliſchen Spiele wurden nicht allein an dieſem Feſte, ſondern in der Folge auch zu andrer Zeit in dem Odeum gehalten. — Die Vorhöfe am Schloſſe zu Athen wurden innerhalb fünf Jahren von dem Baumeiſter Mneſikles zu Stande gebracht.

Ein

Ein wunderbarer Zufall, der ſich bey dieſem Baue ereignete, gab einen Beweis, daß die Göttin Minerva ihn nicht mißbilligte, ſondern ihn auch in der That mit ihrem Beyſtande begünſtigte. Der arbeitſamſte und eifrigſte Künſtler fiel ſo gefährlich herab, daß die Aerzte ihn aufgaben. Perikles, der darüber unruhig wurde, hatte im Traume eine Erſcheinung der Göttin Minerva, die ihm ein Hülfsmittel verordnete, welches er ſo glücklich gebrauchte, daß er den Mann ſehr bald und leicht wieder herſtellte. Wegen dieſer Begebenheit ſetzte er auch der Minerva Hygiea eine eherne Statüe auf dem Schloſſe bey einem Altare, der ſchon vorher, wie man ſagt, da geſtanden haben ſoll. Phidias verfertigte das goldne Bild der Göttin, und an dem Piedeſtal ſteht des Künſtlers Name eingegraben. Dieſer Mann hatte faſt alles unter ſeiner Aufſicht, und war, wie wir ſchon bemerkt haben, der Oberaufſeher aller Künſtler, wegen ſeiner Freundſchaft mit dem Perikles. Dem Künſtler wurde dadurch Neid, und dem Perikles Verläumdung zugezogen: man ſagte, Phidias führe dem Perikles das Frauenzimmer zu, welches ſeine Arbeiten zu beſehen käme. Die Komödienſchriftſteller ergriffen dieſes

Gerücht, und breiteten wider den Perikles viele unanſtändige Sachen aus, wobey ſie die Frau des Menippus verleumdeten, eines guten Freundes des Perikles, der ſein Nebengeneral war. Eben ſo beſchuldigten ſie den Pyrilampes, den Vertrauten des Perikles, daß er von den ſchönen Vögeln, die er aufzöge, die Pfauen heimlich denjenigen Frauen zuſchickte, mit welchen Perikles unerlaubten Umgang pflegte. Und wer ſollte ſich wundern, daß ſolche privilegirte Spötter dem Neide des Pöbels, wie einem böſen Dämon, Läſterungen wider die vornehmſten Perſonen widmen, da es ſogar Steſimbrotus, der Thaſier, wagte, ein abſcheuliches, obgleich erdichtetes, Verbrechen dem Perikles mit der Frau ſeines eignen Sohnes Schuld zu geben. Daher wird es der Geſchichte ſo ſchwer, die Wahrheit allenthalben ausfündig zu machen, wenn den Nachkommen die Kenntniß der Begebenheiten der vergangnen Zeiten ſo verdunkelt wird, und die zu eben den Zeiten lebenden Schriftſteller, theils aus Haß und Neid, theils aus Gunſt und Schmeicheley, die Wahrheit unterdrücken und entſtellen.

XIV Die Redner, welche Anhänger des Thucydides waren, ſchrieen wider den Perikles, er verſchwen-

de die öffentlichen Gelder, und wende die Einkünfte des Staats unrecht an. Er fragte alſo das Volk in einer Verſammlung: **Ob ihnen die Ausgaben zu viel dünkten?** Da das Volk antwortete, **ja, es ſey ſehr viel;** ſo erwiederte er darauf: **Nun ſo ſoll alles auf meine Koſten, und nicht auf die eurigen gehen: aber ich will auf alle Werke meinen eignen Namen ſetzen laſſen.** Sobald Perikles dieſes geſagt hatte, ſchrie das Volk, entweder aus Bewundrung ſeiner Großmuth, oder aus Eiferſucht über die Ehre dieſer Werke, er ſolle das Geld zu den Ausgaben aus dem öffentlichen Schatze nehmen, und keine Koſten ſparen. Endlich gerieth er mit dem Thucydides in eine öffentliche Klage, ſo daß entweder er oder Thucydides auf zehn Jahre verbannt werden ſollte: aber er trieb den Thucydides aus der Stadt, und zerſtörte gänzlich die ihm widrige Parthey.

XV. Als nun die Streitigkeiten völlig aufgehört hatten, und die Stadt zu einer ruhigen Einigkeit gekommen war, machte er Athen, und alles, was Athen angieng, von ſich gänzlich abhängig, die öffentlichen Einkünfte, die Armeen, die Schiffe, die Inſeln, die Seeangelegenheiten, die groſſe

Macht

Macht und Gewalt, welche der Atheniensiſche Staat über die Griechen und ſelbſt über die Barbaren hatte, die ihm unterwürfigen Völker und Bündniſſe mit Königen und Fürſten ſicherte, alles war vom Perikles abhängig. Aber nun war er auch nicht mehr der vorige, nicht mehr ſo gefällig gegen das Volk, er gab nicht mehr dem Verlangen der Menge, ſo leicht wie ſonſt, da er ſich gleichſam nach dem Wehen der Luft richtete, nach. Im Gegentheile ſtrebte er jene gelinde und dem Volke zu nachſichtige Regierung, die eine zu ſanfte weichliche Harmonie war, in eine ariſtokratiſche und königliche abzuändern. Er ſelbſt zeigte ſich immer der allgemeinen Wohlfahrt rechtſchaffen und untadelhaft ergeben, und brachte das Volk zu vielen Sachen durch ſeine Vorſtellungen gutwillig; aber zuweilen mußte er es auch mit Widerwillen zu nützlichen Dingen zwingen, ſo wie ein Arzt bey einer mannichfaltigen und langwierigen Krankheit, zuweilen wohl angenehme Arzneyen, zuweilen aber auch bittre und ſcharfe gebraucht.

Er verſtand allein die Kunſt, die mancherley Leidenſchaften des Volks, das eine ſo groſſe Gewalt hatte, immer geſchickt zu behandeln: er bediente

diente ſich dabey vorzüglich der Furcht und der Hofnung, wie zweyer Steuerruder, wodurch er entweder den Uebermuth des Volks niederdrückte, oder die Feigheit ermunterte und erhob. Er bewies, daß, wie Plato ſagt, die Beredtſamkeit die Herrſcherin der Seelen ſey, und ihre größte Kunſt, die Neigungen und Leidenſchaften der Menſchen, welche gleichſam die Saiten der Seele ſind, und eine ſehr künſtliche Rührung erfodern, geſchickt zu behandeln. Allein die Urſache davon war nicht blos ſeine Beredtſamkeit, ſondern, wie Thucydides bemerkt, ſein ehrenvolles und allgemeines Zutrauen erweckendes Leben, da man ſahe, daß er unbeſtechlich und über Bereicherungsſucht erhaben war. Er, der eine groſſe Stadt zur größten und reichſten machte, und an Macht und Anſehn es vielen Königen und Tyrannen zuvorthat, deren einige ihre Herrſchaft auf ihre Kinder brachten; dieſer Mann hinterließ nicht um eine Drachme mehr Vermögen, als er von ſeinem Vater geerbt hatte.

XV. Thucydides ſchildert ſeine Regierungsgewalt umſtändlich; die Komödienſchriftſteller aber zeichnen boshafte Züge davon. Sie nennen ſeine Freunde die neuen Piſiſtratiden, und befehlen ihm,

ihm, die Tyranney abzuſchwören, da er eine der Demokratie gar nicht proportionirte und allzu ſtarke Gewalt beſäſſe. Teleklides ſagt, die Athenienſer hätten ihm die Einkünfte der Städte übergeben, und die Städte ſelbſt, mit ihnen nach Willkühr zu verfahren, Mauern aufzubauen, und ſie wieder nieder zu reiſſen; Bündniſſe, Macht und Gewalt, Friede, Reichthum und Glückſeligkeit, hiengen von ihm ab. Und dieſes dauerte nicht etwa nur eine kurze Zeit, und ſo lange die neue Staatsverwaltung in ihrer erſten angenehmen Blüthe war, ſondern vierzig Jahre hindurch: unter den Ephialten, Leokraten, Myroniden, Cimonen, Tolmiden und Thucydiden blieb er immer der erſte in der Republik. Noch nach der Verbannung des Thucydides blieb er es funfzehn Jahre, aber, ob er gleich das einzige unter allen andern jährlich abwechſelnden Aemtern beſaß, ſo war er doch ſtets von Geitz und Geldſucht frey.

Indeſſen vernachläßigte er auch nicht ſein Vermögen, ſondern führte über ſeinen vom Vater ererbten rechtmäßigen Reichthum eine ſolche Verwaltung ein, welche ihm die leichteſte und genaueſte ſchien, und wodurch ſein Vermögen nicht verringert, er aber bey ſeinen vielen andern Geſchäf-

ten nicht ſo ſehr geſtört würde. Er verkaufte ſeine jährlichen Früchte alle auf einmal, und dann ließ er das nothwendige wieder einzeln vom Markte kaufen, was ſeine Haushaltung erfoderte. Daher hielt er auch ſeine Kinder und Gemahlinnen ſo wenig koſtbar, daß ſie ſich über dieſe auf jeden Tag ſo genau abgemeſſene Wirthſchaft beklagten, wobey nichts, wie in andern vornehmen und reichen Häuſern, übrig blieb, ſondern alle Ausgaben und alle Kleinigkeiten zugezählt und zugemeſſen waren. Der Verwalter dieſer genauen Haushaltung war ſein Diener Evangelus, der entweder von Natur ſich dazu ſchickte, oder vom Perikles zur Oekonomie war abgerichtet worden.

Alles dieſes war das Werk der Philoſophie des Anaxagoras, welcher ſelbſt aus einer Art von enthuſiaſtiſcher Großmuth ſein Haus verlaſſen hatte, und ſeine Aecker unbearbeitet und wüſte liegen ließ. Aber mich dünkt, es iſt zwiſchen dem Leben eines Philoſophen und eines Staatsmannes ein Unterſchied. Jener richtet ſeine von äuſerlichen Umſtänden freye Gedanken auf die Betrachtung edler erhabner Gegenſtände; dieſer aber muß ſeine guten Eigenſchaften den menſchlichen

Bedürfniſſen widmen, und der Reichthum iſt ihm nicht allein nothwendig, ſondern er gereicht ihm auch zur Ehre; wie denn ſelbſt Perikles von ſeinem Vermögen vielen Armen Gutes gethan hat. Und vom Anaxagoras erzehlt man, daß er in ſeinem Alter von allen verlaſſen gelegen habe, und ſich ſchon entſchloſſen gehabt habe, zu verhungern. Wie aber Perikles, der wegen ſeiner vielen Geſchäfte an den Anaxagoras nicht denken konnte, dieſe Nachricht von ihm hörte, lief er gleich, ganz erſchrocken, zu ihm hin, und bat ihn äuſerſt, ſich zu erhalten, indem er nicht ſowohl ihn als ſich ſelbſt bedauerte, wenn er einen ſo vortreflichen Rathgeber bey ſeiner Staatsverwaltung verlieren ſollte. Anaxagoras deckte darauf ſein verhülltes Geſicht auf, und ſagte: Perikles, wer eine Leuchte braucht, der gießt Oel drauf.

Schon fiengen die Lacedämonier an, über den Wachsthum des Athenienſiſchen Staats eiferſüchtig zu werden, als Perikles den Geiſt ſeiner Mitbürger noch mehr erhob, und ihnen groſſe Ausſichten verſchafte, indem er eine öffentliche Einladung im Namen des attiſchen Staats an alle Griechen in Europa und Aſien ausfertigte, wodurch ſie erſucht wurden, aus allen groſſen und

kleinen

kleinen Städten, und wo ſich Griechen aufhalten möchten, öffentliche Abgeordnete nach Athen zu einer allgemeinen Verſammlung zu ſenden, in welcher man über die Wiederherſtellung der von den Feinden zerſtörten griechiſchen Tempel, über die Opfer, die man den Göttern für die Erhaltung Griechenlands angelobt, und noch nicht dargebracht hätte, über die Sicherheit der Schiffahrt, und über einen allgemeinen Frieden Berathſchlagung pflegen wollte. Es wurden dieſer Abſicht wegen zwanzig Männer, die über funfzig Jahr alt waren, verſendet. Fünfe von ihnen ladeten die Jonier und Dorier in Aſien, und die Einwohner der Inſeln bis nach Lesbos und Rhodus ein, fünf andre die Völker am Hellespont und in Thracien bis nach Byzanz, und wieder fünf andre giengen zu den Einwohnern von Böotien, Phocis, und Peloponnes, von daher ſie durch Lokris in das angrenzende feſte Land bis nach Akarnanien und Ambracien reiſeten. Die übrigen giengen durch Euböa zu den Octäern, an den Maleiſchen Meerbuſen, zu den Phtioten, Achäern, und Theſſaliern. Sie ermahnten alle dieſe Völker, nach Athen zu kommen, und an den Berathſchlagungen Antheil zu nehmen, welche man

wegen des allgemeinen Friedens und der Angelegenheiten Griechenlandes anſtellen wollte. Es kam nichts zu Stande, und die Städte ſchickten keine Abgeordnete, weil die Lacedämonier, wie man ſagt, entgegen waren, und auch zuerſt in Peloponnes dieſer Vorſchlag verworfen wurde. Ich habe dieſes nur erzehlt, um dadurch den hohen Geiſt und die weitſehenden Abſichten des Perikles anzuzeigen.

XVIII. Im Kriege erwarb er ſich vornehmlich den Ruhm der Behutſamkeit. Er ließ ſich nicht gern in eine Schlacht ein, wobey viel Unſicherheit und Gefahr war, und hielt diejenigen Feldherrn nicht für nachahmungswürdig, welche mit Wagen ein glänzendes Glück erhalten hatten, und darüber als groſſe Männer bewundert wurden. Er ſagte immer zu ſeinen Mitbürgern: „So viel auf ihn ankäme, ſollten ſie ſtets unſterblich bleiben.„ Als Tolmides, des Tolmäus Sohn, voll Zuverſicht wegen ſeines vorigen Glücks, und des im Kriege ſich erworbenen vorzüglichen Ruhms, zu einer ungelegnen Zeit einen Einfall nach Böotien unternehmen wollte, und auſſer der übrigen Mannſchaft tauſend der tapferſten und ruhmbegierigſten Jünglinge beredet hatte, als Freywilli-

ge dem Feldzuge beyzuwohnen, ſo ſuchte er durch eine öffentliche Rede ihn davon abzuhalten, und ſagte dabey jene berühmten Worte: **Wenn Tolmides dem Perikles nicht folgen will, ſo wird er doch wohl thun, wenn er die Zeit, die weiſeſte Rathgeberin, erwartet.** Man rühmte ihn damals wegen dieſes Ausdrucks nur wenig, aber einige Tage drauf, als Nachricht ankam, daß Tolmides in einer Schlacht bey Koronea geſchlagen, ſelbſt auf dem Platze geblieben, und eine groſſe Anzahl tapfrer Bürger dabey getödtet ſey, ſo erlangte Perikles, als ein weiſer und patriotiſcher Mann, wegen ſeiner Rede groſſen Ruhm und Liebe des Volks.

VII. Von ſeinen Feldzügen wurde der nach Cherſonnes am meiſten geſchätzt, welcher den daſelbſt wohnenden Griechen ſehr vortheilhaft war. Denn er verſtärkte nicht nur die Städte durch tauſend zu ihnen geführte Athenienſiſche Coloniſten mit neuer Macht, ſondern er führte auch zur Beſchüzzung des Iſthmus von einem Meere zum andern Verſchanzungen auf, und hielt durch die lange Mauer die Einfälle der um Cherſonnes herum wohnenden Thracier ab. Er ſetzte einem beſtändigen und beſchwerlichen Kriege ein Ende, wo-

durch dieſes Land immer war beunruhigt worden, welches barbariſche Völker zu Nachbarn hatte, und mit einheimiſchen und neben an wohnenden Räubern erfüllt war.

Bey Auswärtigen erlangte er durch jene Schiffahrt groſſen Ruhm, da er mit hundert Schiffen von der Megariſchen Stadt Pegä aus den Peloponnes umſchifte. Er verwüſtete nicht bloß die Städte an der Seeküſte, wie Tolmides vordem gethan hatte, ſondern wagte ſich auch tiefer ins Land hinein, und trieb mit ſeinen ausgeſchiften Soldaten verſchiedene feindliche Partheyen hinter ihre Mauern, wo ſie mit Furcht ſeinen Angrif erwarteten. Bey Nemea, wo ſich die Sikyonier ihm entgegen ſtellten, und ein Treffen lieferten, jagte er ſie in die Flucht, und errichtete eine Trophäe. Von Achaja aus, welche Landſchaft mit den Athenienſern im Bündniſſe ſtand, gieng er wieder mit ſeiner Mannſchaft zu Schiffe, ſegelte an das gegen über gelegne feſte Land, fuhr am Fluſſe Achelous herunter, landete wieder in Akarnanien, und durchſtreifte das Land; er trieb hierauf die Oeneaden hinter ihre Mauern, plünderte und verwüſtete ihr Land, und gieng nach dieſen Unternehmungen nach Athen zurück, mit dem

Ruhme eines für die Feinde fürchterlichen, für ſeine Mitbürger aber behutſamen und thätigen Feldherrn. Denn ſeine Truppen hatten keinen, auch nicht einmal durch einen Zufall verurſachten, Schaden erlitten.

Er that auch mit einer groſſen herrlich ausgerüſteten Flotte einen Seezug nach Pontus, und gewährte den Griechiſchen Städten alle ihre Bitten, und viele Gefälligkeiten. Den angrenzenden barbariſchen Völkern hingegen, und ihren Königen und Fürſten zeigte er die groſſe Macht der Athenienſer, ihre Furchtloſigkeit und Kühnheit, mit welcher ſie allenthalben hinſchiften, und die Oberherrſchaft auf dem Meere behaupteten. Den Sinopenſern ließ er unter den Befehlen des Lamachus dreyzehn Schiffe nebſt Soldaten wider den Tyrannen Timeſileus. Da dieſer mit ſeinen Anhängern vertrieben war, verfertigte er eine öffentliche Erlaubniß, daß ſechshundert freywillige Athenienſer nach Sinope ſchiffen, und ſich die Häuſer und Aecker zueignen ſollten, welche die Anhänger des Tyrannen beſeſſen hatten, und alſo eine neue Colonie unter den Sinopenſern gründen konnten.

In andern Sachen folgte er nicht den Einfällen der Athenienſer, und ihrem Uebermuthe, der wegen ihrer Macht und groſſen Glücks ſie auf die Gedanken brachte, Aegypten zu erobern, und die Perſiſchen Länder an der See anzugreifen. Viele waren auch ſchon von jener unglücklichen Begierde nach Sicilien eingenommen, welche nachher die Anhänger des Alcibiades wieder erweckten. Einige träumten gar von der Einnahme Hetruriens und Karthagos, und ſtärkten ihre Hofnungen mit der Macht ihrer damaligen Staatsverfaſſung, und dem glücklichen Laufe aller ihrer Unternehmungen.

XI. Aber Perikles hielt dergleichen Ausſchweifungen zurück, und unterdrückte die weitläuftigen Entwürfe. Er wendete den größten Theil der damaligen Macht zur Befeſtigung und Verſicherung der ſchon vorhandnen Beſitzungen an, und hielt es ſchon für ein groſſes Geſchäft, die Lacedämonier in Schranken zu halten, gegen die er am feindſeligſten geſinnt war, wie er auf vielfache Art und beſonders in dem ſo genannten heiligen Kriege zeigte. Nämlich die Lacedämonier waren mit Truppen nach Delphos gegangen, und hatten den Tempel, den die Phocenſer beſaſſen, den

den Delphern eingeräumt: kaum waren ſie weg, als Perikles mit Truppen dahin kam, und den Tempel wieder den Phocenſern übergab. Und als die Lacedämonier das Vorrecht, welches ſie von den Delphern erhalten hatten, das Orakel immer zuerſt fragen zu dürfen, auf die Stirne des am groſſen Altare ſtehenden ehernen Wolfes eingegraben hatten, ſo nahm er dieſes Vorrecht für die Athenienſer, und ließ es auf der rechten Seite eben dieſes Wolfes eingraben.

XXII. Wie weiſe Perikles daran handelte, daß er die Macht der Athenienſer in Griechenland behielt, bewieſen die folgenden Begebenheiten. Denn erſtlich fielen die Euböer ab, wider welche er einen Feldzug unternehmen mußte. Bald darauf erhielt man Nachricht, daß die Megarenſer die Waffen ergriffen, * und daß eine feindliche Armee unter der Anführung des Lacedämoniſchen Königs Pliſtonax an den Attiſchen Grenzen ſtünde. Perikles wandte ſich alſo ſogleich aus Euböa gegen das feindliche Heer in Attica. Er wagte

* ἐκπεπολεμωμένοι; in den andern, auſſer der Reiskiſchen, Editionen ſteht ἐκπεπολεμημενοι, welches ganz falſch iſt.

es zwar nicht, mit ſo zahlreichen und tapfern Feinden ſich in ein Treffen einzulaſſen, aber da er bemerkte, daß der noch ſehr junge König Pliſtonax vorzüglich den Rathſchlägen des Kleandrides folgte, welchen auch die Ephoren als einen Rathgeber dem Könige, wegen ſeines Alters, an die Seite geſetzt hatten, ſo ſuchte er dieſen insgeheim zu beſtechen: er hatte ihn in kurzer Zeit durch Geld gewonnen, und beredet, die Peloponneſiſche Armee aus Attica abzuführen. Als die Armee das Attiſche Gebiet verlaſſen hatte, und in die umliegenden Städte aus einander gegangen war, ſo wurden die Lacedämonier darüber ſo aufgebracht, daß ſie ihrem Könige eine ſo ſtarke Geldſtrafe auflegten, daß er ſie nicht bezahlen konnte, und daher ſelbſt Lacedämon verließ, den Kleandrides aber, welcher entwichen war, verdammten ſie zum Tode. Dieß war der Vater des Gylippus, der die Athenienſer in Sicilien ſchlug. Es ſcheint aber, als wenn die Geldgierde bey ihm eine angeborne Krankheit geweſen wäre, denn er wurde, wegen eben ſolcher ſchändlichen Verbrechen verdammt, Sparta zu verlaſſen; wovon in dem Leben des Lyſanders umſtändlichere Nachricht gegeben worden.

In der Rechnung dieſes Krieges ſetzte Perikles eine Ausgabe von zehn Talenten unter der Rubrik, **für nothwendigen Aufwand**, an, und das Volk ließ es gelten, ohne eine Erinnerung wegen dieſer unbeſtimmten Ausgabe zu machen, oder darnach zu fragen. Einige, unter denen auch Theophraſtus, der Philoſoph, iſt, erzehlen, daß Perikles jährlich zehn Talente nach Sparta geſchickt habe, wodurch er die Vornehmſten gewonnen, und den Krieg von Attica abgehalten habe, nicht um den Frieden zu erkaufen, ſondern die Zeit, in welcher er ungeſtört zu einem deſto lebhaftern Kriege Zurüſtungen machte.

Bald nach dem Abzuge der Lacedämoniſchen Armee aus Attica zog er gegen die abgefallenen Völker zu Felde. Er gieng mit funfzig Schiffen und fünftauſend Mann nach Euböa über, und brachte die daſigen Städte zum Gehorſam. Aus Chalcis vertrieb er die ſo genannten Hippoboten, welches die reichſten und vornehmſten Einwohner waren; die Hiſtiäer verjagte er insgeſammt aus dem Lande, und ſchickte dafür Athenienſiſche Coloniſten dahin: welche Härte daher kam, weil die Hiſtiäer ein Athenienſiſches Schif weggenommen und alle Mannſchaft darauf umgebracht hatten.

Nach der Rückkunft des Perikles wurde zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern ein Waffenſtillſtand auf dreyßig Jahre geſchloſſen; worauf Perikles den Krieg wider Samos unternahm, unter der Urſache, daß die Samier nicht dem Antrage der Athenienſer gemäß den Krieg mit den Mileſiern aufgehoben hätten. Allein, da er dieſen Krieg wahrſcheinlicher weiſe der Aſpaſia zu gefallen unternahm, ſo iſt hier der gelegenſte Ort, zu zeigen, wie viel Kunſt und Gewalt über die Menſchen dieſes Frauenzimmer gehabt hat, welches nicht nur die erſten Männer des Staats regierte, ſondern auch den Philoſophen ſo viel Materie zum rühmlichen Andenken von ſich gab.

Sie war, nach einſtimmigen Berichten, von Geburt eine Mileſierin, eine Tochter des Axiochus. Sie ſoll eine gewiſſe Thargelia, eine der alten Ionierinnen, nachzuahmen, und die Gunſt der mächtigſten Menſchen ſich eigen zu machen, geſtrebt haben. Die Thargelia war von ſchöner Geſtalt, ſehr angenehm, und dabey klug, ſie hielt mit vielen Griechen vertraulichen Umgang, und brachte allen ihren Liebhabern eine Neigung für den König in Perſien bey, wodurch ſie, da es die

vor=

vornehmſten und angeſehenſten Männer waren, die erſten guten Geſinnungen gegen die Perſer ausbreitete. Aſpaſia hingegen wurde, wie man erzehlt, vom Perikles als ein ſtaatskluges und weiſes Frauenzimmer verehrt. Auch Sokrates gieng zuweilen mit ſeinen Freunden zu ihr, und die Männer, die ſie beſuchten, brachten auch ihre Frauen mit, um ihre weiſen Geſpräche zu hören, ob ſie gleich kein anſtändiges und rühmliches Gewerbe trieb, ſondern junge buhleriſche Mädchen unterhielt. Aeſchines erzehlt, daß Lyſikles, ein Schaafhändler, der nach dem Tode des Perikles mit der Aſpaſia in Umgang kam, aus einem von Natur ungeſchickten und niederträchtigen Menſchen, einer der vornehmſten unter den Athenienſern geworden ſey. In des Plato Geſpräche, Menexenus, findet man, obgleich der Anfang ſcherzhaft iſt, ſo viel ſichre Nachricht von ihr, daß ſie in dem Rufe ſtand, wegen der Kunſt ihrer Beredtſamkeit von vielen Athenienſern beſucht zu werden.

Aber die Liebe des Perikles gegen die Aſpaſia ſcheint doch eine wärmere Zuneigung geweſen zu ſeyn. Denn er hatte eine Anverwandtin zur Frau, die vorher den Hypponikus gehabt hatte, und die

Mutter

Mutter des reichen Kallias war. Perikles zeugte mit ihr den Xanthippus und Paralus, aber ihre Ehe war nicht vergnügt, und er überließ ſie, mit ihrem Willen, einem andern, und heyrathete die Aſpaſia, die er zärtlich liebte. Denn er ſoll niemals ausgegangen, oder wieder zurückgekommen ſeyn, ohne ſie umarmt und geküßt zu haben. In den Komödien nannte man ſie die neue Omphale, und Dejanira, und auch Juno. Kratinus ſcheute ſich nicht, ſie offenbar eine Buhlerin zu nennen: — „Sie gebar, ſagt er an einem Orte, die Juno Aſpaſia, die unkeuſche, unverſchämte Buhlerin.„ — Man ſagte auch, das Perikles einen natürlichen Sohn von ihr habe, deßwegen Eupolis in ſeiner Komödie **Demi**, ihn alſo redend eingeführt: — „Lebt denn mein Baſtart noch?„ — und Myronides antwortet ihm: „Der wäre ſchon längſt ein Mann geworden, wenn er ſich nicht vor der Schande der Buhlſchaft fürchtete.„ —

Der Ruf der Aſpaſia ſoll ſo ausgebreitet und groß geworden ſeyn, daß Cyrus, welcher mit dem Könige von Perſien um den Thron Krieg führte, diejenige unter ſeinen Beyſchläferinnen, die er am liebſten hatte, und welche **Milto** hieß, **Aſpa**-

ſia

ſia nannte. Sie war aus Phocis gebürtig, eine Tochter des Hermotinus, und wurde nach der Schlacht, in welcher Cyrus blieb, zum Perſiſchen Könige gebracht, bey dem ſie ſehr viel gegolten hat. — Dieſe Nachrichten fielen mir, bey Verfertigung dieſer Lebensbeſchreibung, ein, und ich hielt es für ungerecht, ſie ganz mit Stillſchweigen zu übergehen.

25. Man giebt vor, daß Perikles den Krieg wider die Samier wegen der Mileſier auf Bitte der Aſpaſia beſchloſſen habe. Dieſe beyden Völkerſchaften führten wegen der Stadt Priene mit einander Krieg. Die Samier behielten die Oberhand, und wollten den Athenienſern nicht Folge leiſten, welche ihnen befahlen, die Waffen niederzulegen, und ihre Streitigkeit mit den Mileſiern durch die Athenienſer gerichtlich entſcheiden zu laſſen. Perikles ſegelte daher nach Samos, und hob die daſige ariſtokratiſche Regierung auf, er nahm funfzig der Vornehmſten, und eben ſo viele Kinder zu Geiſſeln, und ſchickte ſie nach Lemnos. Einige erzehlen, jeder von den Geiſſeln habe ihm ein Talent für ſich, und diejenigen, welche keine demokratiſche Regierung hätten haben wollen, noch vielmehr angeboten: auch ſoll der Perſer

Piſ=

Piſſuthnes, welcher den Samiern wohlwollte, ihm tauſend Goldſtücke geſchickt, und für die Stadt eine Fürbitte eingelegt haben. Aber Perikles nahm von allem dem nichts an, ſondern blieb bey ſeinem Entſchluſſe gegen die Samier, und kehrte nach der Errichtung einer demokratiſchen Regierung zu Samos, nach Athen zurück.

Die Samier empörten ſich bald darauf wieder, nachdem Piſſuthnes den Geiſſeln ihre Freyheit verſchaft hatte, und rüſteten ſich zum Kriege. Perikles ſchifte zum zweyten male wider ſie ab: ſie erwarteten ihn bewafnet und unerſchrocken, in der Abſicht, ihm das Meer ſtreitig zu machen. Es erfolgte bey der Inſel Tragiä eine harte Schlacht, in welcher Perikles mit vier und vierzig Schiffen über die feindlichen ſiebzig Schiffe, davon zwanzig Kriegsſchiffe waren, einen herrlichen Sieg davon trug.

Er verfolgte ſeinen Sieg, machte ſich im Nachjagen der Feinde Meiſter vom Hafen, und belagerte die Stadt. Die Samier wagten dennoch in einem kühnen Ausfalle ein Treffen unter ihren Mauern. Es kam darauf noch eine andre gröſſere Flotte von Athen, und die Samier wurden völlig eingeſchloſſen, worauf Perikles mit ſechzig

Kriegs=

Kriegsſchiffen weiter in die See gieng, entweder, den Nachrichten der meiſten Schriftſteller zufolge, den Phönicischen Schiffen, die den Samiern zu Hülfe kommen wollten, entgegen zu gehn, und ſich mit ihnen in der Ferne zu ſchlagen, oder, wie Steſimbrotus ſagt, Cypern anzugreifen, welches jedoch nicht wahrſcheinlich iſt. Er mag aber was er wolle für eine Abſicht gehabt haben, ſo begieng er einen Fehler. Denn als er weggeſegelt war, beredte Meliſſus, ein Sohn des Ithagenes, ein Philoſoph, der damals Feldherr der Samier war, ſie zu einem Angriffe der Athenienſer, weil er entweder die geringe Anzahl der Schiffe oder die Unerfahrenheit der Generale verachtete. Die Samier ſchlugen die Athenienſer, nahmen viele gefangen, verdarben viele Schiffe, und nutzten ihre Freyheit zur See ſo gut, daß ſie ſich weit mehr Kriegsbedürfniſſe anſchaften, als ſie vorher gehabt hatten. Ariſtoteles ſagt, daß Perikles ſelbſt vorher ſchon vom Meliſſus in einem Seetreffen ſey geſchlagen worden.

Die Samier übten an den gefangenen Athenienſern das Vergeltungsrecht aus, und beſchimpften ſie durch eine in ihre Stirne eingebrannte Nachteule, denn die Athenienſer hatten

den gefangenen Samiern eine Samäna eingebrannt. Samäna war ein Schif, deſſen Vordertheil niedrig, das Mittel aber breiter war, ſo daß es leichter und behender auf der hohen See gebraucht werden konnte. Es hatte ſeinen Namen von Samos bekommen, weil dort zuerſt dergleichen Schiffe von dem Tyrannen Polykrates waren erbaut worden. Auf dieſe Brandmale ſoll ſich der Vers des Ariſtophanes beziehen: **O wie iſt das Samiſche Volk ſo zeichnungsreich!** *

Sobald Perikles die Niederlage ſeiner Flotte erfuhr, eilte er ihr zu Hülfe. Er überwand den ihm entgegengeſtellten Meliſſus, und zog, nach der Flucht der Feinde, eine Schanze um die Stadt, denn er wollte lieber langſam und mit einem gröſſern Aufwande als mit Gefahr und Wunden ſeiner Mitbürger ſiegen, und die Stadt erobern. Da aber die Athenienſer über dieſes Zaudern unwillig wurden, und ihr Muth zu einem Angriffe ſchwer konnte zurück gehalten werden, ſo theilte er ſein ganzes Heer in acht Haufen, und ließ ſie loſen.

* Ein Wortſpiel. πολυγραμματος heißt einer, der viel Wiſſenſchaft hat, ſehr gelehrt iſt, und auch einer, der mit vielen Zeichen oder Buchſtaben bezeichnet iſt.

loſen. Derjenige Hauſe, welcher eine weiſſe Bohne bekam, konnte feyern und luſtig ſeyn, indem die andern die Kriegsdienſte verrichteten. Daher ſoll es kommen, daß von dieſer weiſſen Bohne her ein Feſttag, den man luſtig zubringt, ein weiſſer Tag genannt wird.

Ephorus erzehlt, daß Perikles bey dieſer Belagerung gewiſſe Maſchinen gebraucht habe, deren neue Erfindung er bewundert, und den Werkmeiſter derſelben, Artemon, bey ſich gehabt habe, welcher lahm geweſen, und ſich zu den Werken der Belagerung in einer Sånfte habe můſſen tragen laſſen, deswegen er auch Periphoretus ſey genannt worden. Aber Heraklides aus Pontus widerlegt dieſes mit einigen Verſen des Anakreons, in welchen Artemon Periphoretus vorkommt, der alſo lange Zeit vor dem Samiſchen Kriege und dieſen Begebenheiten muß gelebt haben. Anakreon beſchreibt dieſen Artemon als einen weichlichen Mann, der furchtſam und erſchrocken geweſen, die mehrſte Zeit zu Hauſe zugebracht, und einen ehernen Schild von zwey Sklaven ſich über dem Kopfe habe halten laſſen, damit ihm nichts auf den Kopf fallen möchte; wenn er aber ausgehen můſſen, ſo habe er ſich in

einer hängenden Sänfte tragen laſſen, und dahe den Beynamen Periphoretus bekommen.

18. Im neunten Monate der Belagerung ergaben ſich die Samier. Perikles ließ ihre Stadtmauren niederreiſſen, nahm ihnen ihre Schiffe, und foderte eine ſtarke Contribution von ihnen, davon ſie ſogleich einen Theil bezahlten, das übrige auf einen gewiſſen Termin zu zahlen verſprachen, und dafür Geiſſeln gaben. Duris, ein Samiſcher Schriftſteller, beſchreibt noch viele Grauſamkeiten, die die Athenienſer und Perikles ſollen begangen haben, davon aber weder Thucydides, noch Ephorus, noch Ariſtoteles etwas erwähnt. Es ſcheint nicht wahr zu ſeyn, wenn er erzehlt, daß Perikles die Schifshauptleute und Matroſen der Samier auf dem Marktplatz der Mileſier hätte bringen, ſie dort zehn Tage lang auf Bretter binden, und unter dieſen Martern ihnen endlich mit hölzernen Werkzeugen die Köpfe abſchlagen, und ihre Körper unbegraben liegen laſſen. Allein Duris, welcher auch da, wo er kein Intereſſe hat, ſeine Erzehlung über die Grenzen der Wahrheit hinweg zu führen pflegt, ſcheint hier beſonders das Unglück ſeines Vaterlandes zur Beſchuldigung der Athenienſer vergröſſert zu haben.

Wie Perikles nach der Eroberung von Samos wieder nach Athen zurück gekommen war, ließ er den in dieſem Kriege gebliebenen ein herrliches Leichenbegängniß halten, und wurde bey der von ihm ſelbſt auf ſie gehaltenen gewöhnlichen Trauerrede ungemein bewundert. Die Frauenzimmer empfiengen ihn, als er vom Rednerſtuhle herabſtieg, und behiengen ihn, wie einen ſiegenden Wettkämpfer, mit Kränzen und Bändern. Aber Elpinice trat ganz nahe zu ihm und ſagte: „Perikles, iſt das wohl der Bewundrung und Kränze werth, daß du uns ſo viele tapfre Männer verloren haſt, und nicht in einem Kriege wider die Phönicier und Meder, wie mein Bruder Cimon gethan hat, ſondern in der Zerſtörung einer Stadt, die mit uns im Bündniſſe und Verwandtſchaft war.„ Perikles hörte ihr ganz gelaſſen lächelnd zu, und antwortete ihr bloß mit jener Stelle des Archilochus. „Du biſt zu alt um dich zu ſchmücken.„ —

Jon erzehlt, Perikles habe ſich auf die Ueberwindung der Samier auſſerordentlich viel eingebildet, und ſie mit der Eroberung von Troja verglichen, Agamemnon habe in zehn Jahren eine barbariſche Stadt erobert, er aber in neun Mo-

naten das vornehmſte und mächtigſte Volk unter den Joniern bezwungen. Indeſſen rühmte er ſich nicht mit Unrecht, denn der Samiſche Krieg war wirklich zweifelhaft und gefährlich, wenn anders, wie Thucydides ſagt, wenig daran gefehlt hat, daß Samos den Athenienſern die Herrſchaft zur See entriſſen hätte.

29. Schon war der Peloponneſiſche Krieg zu erwarten, als Perikles das Athenienſiſche Volk überredte, den Korcyräern, welche mit Korinth Krieg führten, Hülfe zu ſchicken, um ſich dadurch dieſe zur See mächtige Inſel, bey dem mit den Peloponneſiern bevorſtehenden Kriege, ergeben zu machen. Das Volk beſchloß, dieſe Hülfe zu ſchicken, und Perikles ſendete den Lacedämonius, den Sohn des Cimons, bloß mit zehn Schiffen, gleichſam zum Spotte ab. Das Haus des Cimons ſtand mit den Lacedämoniern in groſſer Freundſchaft, die Abſicht bey der Verſendung des Lacedämonius war daher, ihn, wenn er auf ſeiner Unternehmung nichts groſſes und merkwürdiges ausführte, einer Neigung für das Intereſſe der Lacedämonier zu beſchuldigen; deswegen auch bekam er ſo wenig Schiffe mit, und wurde wider ſeinen Willen verſendet. Ueber-

haupt

haupt war Perikles den Söhnen des Cimons beſtändig ungünſtig geſinnt, als welche auch nicht einmal einheimiſche, ſondern fremde Namen hatten, denn der eine hieß Lacedämonius, der andre Theſſalus, und der dritte Eleus, und ſie waren insgeſammt von einer arkadiſchen Frau gebohren.

Da Perikles wegen dieſer zehn Schiffe viel Vorwürfe hören mußte, daß er denen, die Beyſtand hätten haben ſollen, zu wenig geſandt, den Feinden aber einen Vorwand der Beſchuldigung gegeben, ſo ſchickte er noch mehr andre Schiffe nach Korcyra ab, welche aber ankamen, da das Treffen ſchon vorbey war. Die Korinther beſchwerten ſich wegen der den Korcyräern geleiſteten Hülfe über die Athenienſer bey den Lacedämoniern; die Megarenſer verbanden mit dieſer Beſchwerde eine andre, daß ſie nämlich von allen Handelsplätzen und Häfen, wo die Athenienſer nur etwas zu befehlen hätten, wider die allgemeinen Gerechtſame, und unter den Griechen errichteten Verträge, ausgeſchloſſen und abgehalten würden. Die Aegineten, welche auch glaubten von den Athenienſern unrecht behandelt und beeinträchtigt zu werden, brachten ihre Beſchwerden in Lacedämon heimlich an, weil ſie kei-

ne öffentliche Klage wider die Athenienſer wagten.

Ueberdieſes beſchleunigte die Belagerung der Stadt Potidäa den Krieg, welche zwar eine Korinthiſche Colonie, aber den Athenienſern unterwürfig, und von ihnen abgefallen war. Indeſſen, da Lacedämoniſche Geſandten nach Athen kamen, und der Spartaniſche König Archidamus viele Beſchwerden beyzulegen und die misvergnügten Bundesgenoſſen zu Frieden zu ſtellen ſuchte, ſo würde doch wohl nicht wegen der andern Urſachen der Krieg entſtanden ſeyn, wenn die Athenienſer das Decret wider die Megarenſer hätten aufheben und ſich mit ihnen verſöhnen wollen. Weil Perikles ſich dagegen am meiſten ſetzte, und das Volk zur Fortſetzung der Feindſeligkeit gegen Megara bewog, ſo hielt man ihn für die einzige Urſache dieſes Krieges.

Man erzehlt, als die Lacedämoniſchen Geſandten dieſerwegen nach Athen gekommen, und Perikles vorgeſtellt habe, es ſey durch ein Geſetz verboten, eine Tafel mit einem öffentlichen Decrete wieder wegzunehmen, ſo habe Polyarces, einer von den Geſandten, geantwortet: **Gut, ſo nimm die Tafel nicht weg, ſondern kehre nur die Tafel**

um

um: das verbietet doch kein Geſetz. Dieſe witzige Antwort gefiel zwar, aber Perikles gab deswegen nicht nach.

Es ſcheint auch, daß Perikles gegen die Megarenſer einen Privathaß gehabt hat. Zur allgemeinen öffentlichen Anklage aber wider ſie gab er an, daß ſie das der Eleuſiniſchen Ceres gewidmete Feld eingenommen hätten, und brachte es bey dem Volke zu Athen dahin, daß ein Herold an ſie geſchickt wurde, der auch nach Lacedämon gehn und dort über ſie Beſchwerde führen ſollte. Die Anklage des Perikles war billig und ganz gelinde. Als aber der weggeſandte Herold, Anthemokritus, umkam, und wie man glaubte, auf Veranſtaltung der Megarenſer, ſo brachte Charinus ein Decret wider ſie zu Stande, daß zwiſchen beyden Städten eine unverſöhnliche Feindſchaft ſeyn ſolle, und daß jeder Megarenſer, der das Attiſche Gebiet betreten würde, getödtet werden ſollte: die Athenienſiſchen Feldherrn ſollten zu ihrem gewöhnlichen Eydſchwure noch den hinzuthun, daß ſie jährlich zweymal in das Megarenſiſche Gebiet einfallen wollten, und Anthemokritus ſolle bey dem thriaſiſchen Thore, welches jetzo Dipylon heißt, begraben werden.

Die Megarenſer leugneten, daß ſie an des Anthemokritus Ermordung Schuld wären, und beſchuldigten deswegen vielmehr den Perikles, und die Aſpaſia, wobey ſie jene ſo bekannte und berühmte Stelle aus des Ariſtophanes Luſtſpiele, die Acharnenſer, * anführten: — „Trunkne Jünglinge giengen nach Megara, und raubten da die berüchtigte Buhlerin Simätha: Die Megarenſer, dadurch aufgebracht, raubten dafür der Aſpaſia zwey Buhlerinnen.„ —

Es iſt ſchwer, den wahren Grund dieſer Umſtände anzugeben; daß aber das Decret wider die Megarenſer nicht aufgehoben worden, davon geben alle den Perikles als die Urſache an. Allein verſchiedene behaupten, er habe aus edlem Stolze und Vorſicht fürs gemeine Beſte ſich dagegen geſetzt, indem er den Antrag der Lacedämonier für einen Verſuch, ob Athen nachgeben würde, und das Nachgeben der Athenienſer für ein Bekenntniß ihrer Schwäche gehalten habe; andere, er habe aus Eigenſinne und Ehrgeitze, die Athenienſiſche Macht zu zeigen, die Lacedämoniſche Zumuthung mit Verachtung verworfen.

* Act. II. Scen. 5. Vergl. Gell. N. A. Libr. VI. c. 10.

Die ſchlechteſte Urſache unter allen, die aber die meiſten angeben, ſoll dieſe geweſen ſeyn. Der Bildhauer Phidias verfertigte die Statüe der Minerva, wie ſchon gemeldet worden. Als der Freund des Perikles, der am meiſten bey ihm galt, hatte er eben deswegen heftige Neider, welche an ihm bey dem Volke einen Verſuch machen wollten, wie es wohl eine Anklage des Perikles ſelbſt aufnehmen würde. Sie überredeten einen gewiſſen Meno, einen Mitarbeiter des Phidias, daß er ſich als ein Schutzflehender auf dem Markte hinſetzte, um ſicher eine Anzeige und Anklage wider den Phidias vortragen zu können. Das Volk nahm den Menſchen in Schutz: es wurde eine gerichtliche Unterſuchung angeſtellt, aber der angegebene Diebſtahl des Phidias wurde nicht dargethan. Denn Phidias hatte gleich anfänglich, nach dem Rathe des Perikles, das Gold an der Statüe der Minerva ſo gearbeitet und angebracht, daß es gänzlich wieder konnte abgenommen und abgewogen werden, welches auch Perikles die Ankläger damals thun hieß. Aber der Neid über den erlangten Ruhm drückte den Phidias, und vorzüglich deswegen, weil er in der auf dem Schilde der Minerva abgebildeten Amazo-

nen=Schlacht ſein eignes Bild, in der Geſtalt eines alten Kahlkopfs, der mit beyden Händen einen Stein empor hielt, und auch das herrlich getroffene Bild des Perikles, der mit einer Amazone ſtritt, angebracht hatte. Die Stellung der Hand des Perikles, ſo wie ſie die Lanze vor das Geſicht hielt, war ſo künſtlich gemacht, daß ſie die von beyden Seiten hervorſcheinende Aehnlichkeit zu verdecken ſchien. Phidias wurde ins Gefängniß gebracht, wo er an einer Krankheit ſtarb, oder, wie einige melden, am Gifte, welches ihm ſeine Feinde, um den Perikles verläumden zu können, beybrachten. Der Ankläger Meno erhielt, auf dem Vortrage des Glyko, die Freyheit von allen öffentlichen Abgaben von dem Volke, und wurde noch beſonders dem Schutze der Stadtrichter anbefohlen.

32. Um eben dieſe Zeit wurde Aſpaſia von dem Komödienſchreiber Hermippus angeklagt, daß ſie die öffentliche Religion beleidigte, und auch diejenigen freygebornen Frauenzimmer zu ſich nehme, die mit dem Perikles verbotne Liebe pflegten. Und Diopithes brachte auch ein öffentliches Decret zu Stande, in welchem befohlen wurde, alle die anzugeben, welche die Religion läſterten, oder

von

von den Erſcheinungen am Himmel Unterricht gäben, wodurch Perikles wegen des Anaxagoras in Verdacht gebracht werden ſollte. Da das Volk dieſes billigte, und den Verleumdungen geneigtes Gehör gab, ſo wurde durch des Drakontides Veranſtaltung ein Decret vom Volke beſtätigt, daß Perikles die Rechnungen der von ihm ausgegebnen Gelder den Prytanen übergeben ſollte, und daß dieſe Rechnungen von beſtimmten Richtern durch Urtheile am Altare in der Stadt ſollten unterſucht werden. Agnon ließ zwar dieſes letztere aus dem Decrete weg, aber er verordnete darinnen, daß dieſes Gericht von tauſend fünfhundert Richtern ſollte gehalten werden, und daß jedermann bey dieſem Gerichte alle Anklagen wegen Diebſtahls, Beſtechungen, oder andern Unrechts, anbringen könnte.

Die Aſpaſia errettete Perikles von der Verdammung, wie Aeſchines meldet, mit vielen Thränen und Bitten bey den Richtern. Für den Anaxagoras aber war er ſo beſorgt, daß er ihn ſelbſt aus der Stadt weg brachte. Weil er aber doch durch den Phidias das Volk unzufrieden gemacht hatte, und ſich für gerichtliche Unterſuchungen fürchtete, ſo entzündete er den ſchon unter der

Aſche

Aſche glimmenden Krieg, in der Hofnung, die Beſchuldigungen zu zerſtreuen, und den Neid zu demüthigen, weil Athen bey ſo wichtigen Angelegenheiten und Gefahren ſich keinem andern als ihm, wegen ſeines Anſehns und ſeiner Macht, überließ. So werden die Urſachen angegeben, warum er nicht zugelaſſen, daß das Athenienſiſche Volk den Lacedämoniern ihr Begehren erfüllt habe: aber das wahre bey dieſen Umſtänden iſt nicht gewiß zu beſtimmen.

30. Die Lacedämonier, welche einſahen, daß die Athenienſer, wenn Perikles unterdrückt wäre, ſich viel billiger würden finden laſſen, lieſſen ſie erſuchen, ihre Stadt von den unheiligen Menſchen zu reinigen, die noch mit der Verſündigung gegen die Götter bey dem Kyloniſchen Aufruhre befleckt wären, welche Beſchuldigung eben den Perikles von ſeiner Mutter her traf, wie Thucydides erzehlt. * Allein dieſer Verſuch der Lacedämoniſchen

* Die Mutter des Perikles ſtammte vom Megakles ab, welcher ſich an den in den Schutz der Minerva begebenen Mitverſchwornen des Kylons vergangen hatte, wovon ſchon Plutarch in Solons Leben erzehlt hat. S. 1. Th. d. Ueberſ. S. 326. und ſſ.

ſchen Geſandten wirkte das Gegentheil. Anſtatt daß Perikles dadurch hätte ſollen in Verdacht und Verleumdung gerathen, bekam er nur deſto mehr Zutrauen und Anſehn bey ſeinen Mitbürgern, als einer, den die Feinde am meiſten haßten und fürchteten. Daher er auch, ehe noch Archidamus mit der Peloponneſiſchen Armee in Attica einfiel, ſich öffentlich gegen das Volk erklärte, daß, wenn Archidamus der andern Beſitzungen verwüſten, und die ſeinigen etwa, wegen des unter ihnen errichteten Gaſtrechts, oder um dadurch den Feinden Anlaß zur Verleumdung zu geben, verſchonen würde, er alsdenn der Stadt ſeine Aecker und Beſitzungen ſchenken wollte.

30) Die Lacedämonier brachen mit einem ſtarken Heere und ihren Bundesgenoſſen unter Anführung ihres Königs Archidamus in Attica ein. Sie verwüſteten das Land, und rückten bis nach Acharnä, wo ſie ein Lager bezogen, in der Meynung, daß die Athenienſer dieſes nicht leiden, ſondern aus Wuth und Ehrgeitz ſie angreifen würden. Aber Perikles hielt es für zu gefährlich, mit ſechzigtauſend gut bewafneten Peloponneſiern und Böotiern, denn ſo ſtark war die erſte Armee, die den Einfall that, eine Schlacht, mit Gefahr

der Stadt Athen ſelbſt, zu wagen. Er bemühte ſich, diejenigen, welche aus Unwillen über die Begebenheiten eine Schlacht verlangten, zu beſänftigen, indem er ihnen vorſtellte, daß abgehauene Bäume bald wieder aufwüchſen, getödtete Menſchen aber nicht ſobald wieder zu erſetzen wären. Er ließ auch das Volk keine öffentliche Verſammlung halten, weil er ſich fürchtete, wider ſeinen Entſchluß zur Schlacht genöthigt zu werden. So wie ein Schifshauptmann in der See, bey entſtandnem Sturme, nachdem er alle gehörige Werkzeuge herbeygeſchaft, und alles angeordnet hat, ſich ſeiner Kunſt bedient, und die Thränen und Bitten der zitternden und furchtſamen Schifsleute nicht achtet, ſo bediente ſich Perikles, nachdem er die Thore der Stadt verſchloſſen, und allenthalben die gehörigen Wachen zur Sicherheit angeordnet hatte, ſeines eignen Verſtandes, ohne das Schreyen und Murren der Bürger zu achten, ob ihm gleich viele von ſeinen Freunden mit Bitten anlagen, und viele von ſeinen Feinden ſich über ihn beſchwerten und ihm droheten. Viele ſangen auf ihn Pasquille ab, und ſpotteten über ihn, als einen furchtſamen Feldherrn, der die Republik den Feinden Preis gäbe. Dieſes that auch

Kleon,

Kleon, der ſchon damals durch den Haß wider den Perikles ſich den Weg zur Gunſt des Volks zu bahnen ſuchte, wie dieſe Verſe des Hermippus bezeugen. — „Du König der Waldteufel, warum willſt du denn nicht die Lanze tragen, ſondern führſt nur immer herrliche Reden vom Kriege, und verſprichſt den Geiſt des Teles zu zeigen? Aber wenn du die ſcharfe Spitze eines kleinen Degens gezuckt ſiehſt, ſo zitterſt und zagſt du, ſo ſehr dich auch der beiſſende Kleon angreift.„ *

Aber Perikles wurde durch alle dergleichen Dinge nicht irre gemacht, ſondern ertrug den Schimpf und den Haß mit ſtiller Gelaſſenheit, und ſchickte eine Flotte von hundert Schiffen nach Peloponnes: er ſelbſt aber blieb in der Stadt, und erhielt ſie ſo lange unter der Herrſchaft, bis die Peloponneſier abgezogen waren. Um ſich die Gunſt des Volks zu erwerben, welches immer noch über den Krieg unzufrieden war, ließ er zuweilen Geld austheilen, und gab den Athenien-

ſern

* Ich folge in dieſer dunkeln und verderbten Stelle der Leſeart des Dacier: κἀγχειρίδιε δ' ἀκονῆς σκληρᾶς Παραθηγομένης βρύχεις, κοπιᾶς.

ſern auch neue Beſitzungen: denn er verjagte alle Aegineten und theilte die Inſel durchs Loos unter die Bürger von Athen. Die Zufälle, welche die Feinde erlitten, gaben auch einigen Troſt. Denn die nach Peloponnes geſchickte Flotte landete an den Küſten, und verwüſtete viele Aecker, Flecken, und kleine Städte. Perikles ſelbſt unternahm einen Einfall ins Megarenſiſche Gebiet, und verheerte es gänzlich.

Es war höchſt wahrſcheinlich, daß die Lacedämonier, die zwar den Athenienſern vielen Schaden zufügten, aber auch wieder vielen Verluſt zur See erlitten, den Krieg nicht ſo lange würden fortgeſetzt haben, ſondern, wie auch Perikles anfänglich verſicherte, deſſelben bald würden müde geworden ſeyn, wenn nicht ein höheres Verhängniß die menſchlichen Muthmaſſungen zunichte gemacht hätte. Denn es entſtand eine verderbliche Peſt, welche die junge und ſtarke Mannſchaft hinriß. Die Athenienſer wurden dabey nicht allein an ihrem Körper, ſondern auch an ihrem Gemüthe krank, und ihre Erbitterung gegen den Perikles gieng ſo weit, daß ſie, wie unſinnig gewordne Kranke ihren Arzt oder Vater, ihn öffentlich anzugreifen wagten. Sie wurden von ſeinen

Feinden überredet, die Peſt käme von der Menge des Landvolks her, welches ſich jetzt in der Stadt zuſammen gehäuft hätte, und in der Sommerhitze unter einander in engen dumpfigten Gebäuden ſäſſe, und eine müßige träge Lebensart führen müßte, da es vorher in der reinen Luft munter geweſen wäre. Daran ſey Perikles Schuld, der in dieſem Kriege das Volk vom Lande in die Stadt zuſammen gezogen hätte, und nun alle dieſe vielen Menſchen zu nichts brauchte, ſondern ſie wie das Vieh eingeſchloſſen hielte, und ſich einander anſtecken lieſſe, ohne ihnen eine Verändrung oder Erfriſchung zu gewähren.

35. Dieſem Uebel abzuhelfen, und dem Feinde Schaden zu thun, ſchifte er auf hundert und funfzig Schiffen eine ſtarke Anzahl Fußvolk und Reuterey ein, und wollte ſelbſt mit ihnen abſegeln, wodurch die Athenienſer groſſe Hofnung bekamen, und die Feinde vor einer ſo groſſen Macht in nicht geringe Furcht geriethen. Aber, da ſchon die Mannſchaft in den Schiffen war, und Perikles in ſein Schif ſtieg, ereignete ſich eine Sonnenfinſterniß, wobey es ſo ſehr dunkel wurde, daß alle, wie vor einem Wunderzeichen, erſchracken. Als Perikles gewahr wurde, daß der Steuermann

darüber ſo furchtſam und ängſtlich that, hielt er ihm ſeinen Mantel vors Geſicht, bedeckte ihn damit und fragte: Hältſt du dieß für ein Unglück oder für ein Zeichen eines Unglücks? Da der Steuermann mit Nein antwortete, ſo fuhr Perikles fort: Was iſt denn nun für ein Unterſchied, als daß etwas gröſſres, als mein Mantel iſt, die Finſterniß verurſacht? — Dergleichen Sachen werden in den Schulen der Philoſophen erklärt.

Perikles verrichtete auf dieſer Schiffahrt nichts, was ſeiner Zurüſtung würdig geweſen wäre. Er belagerte die heilige Stadt Epidaurus, und hatte Hofnung, ſie zu erobern, aber die Peſt vereitelte ſeine Hofnung; denn ſie grif nicht allein ſeine Truppen an, ſondern auch alle, die ſich ihnen nur einigermaſſen näherten. Nun wurden die Athenienſer ſehr unwillig über ihn. Er ſuchte ſie zu tröſten und zu beſänftigen, allein er konnte ihre Wuth nicht ſtillen. Sie wurden nicht eher ruhig, bis ſie zu einer Stimmenſammlung über ihn geſchritten waren, durch welche ſie ihm ſeine Feldherrnſtelle nahmen, und eine Geldſtrafe auferlegten. Die die geringſte Summe angeben, ſagen, es wären ihm funfzehn Talente Strafe zuerkannt worden; die am meiſten angeben, ſagen

funf=

funfzig Talente. Sein Ankläger bey dem Gerichte über ihn war, dem Idomeneus zufolge, Kleon, nach dem Theophraſtus, Simmias, und, nach dem Heraklides aus Pontus, Lakratidas.

36. Die öffentliche Ruhe erlangte nun Perikles ſehr bald; das Volk hatte, wie die Biene den Stachel, mit dem Stiche zugleich die Wuth fahren laſſen. Aber ſeine häuslichen Umſtände waren ſchlecht beſchaffen, denn er hatte viele Anverwandten durch die Peſt verloren, und war mit andern ſchon längſt in Streitigkeiten. Xanthippus, der älteſte ſeiner ehelichen Söhne, der von Natur verſchwendriſch war, und dazu noch eine prachtliebende Gemahlin geheyrathet hatte, die Tochter des Iſanders, und Enkelin des Epilykus, war über die genaue Oeconomie ſeines Vaters ſehr unzufrieden, der ihm nur in kleinen Summen nach und nach Geld gab. Er borgte alſo bey einem Freunde Geld auf ſeines Vaters Namen. Da dieſer es wiederfoderte, ſo verklagte Perikles dieſen Gläubiger vor Gericht. Darüber wurde der junge Xanthipp ſo aufgebracht, daß er ſeinen Vater verläſterte, und anfänglich ſeine Beſchäftigungen zu Hauſe, und Unterredungen mit den Sophiſten lächerlich machte.

Denn er erzehlte, als der Athlethe Epitimius aus Pharſalien aus Verſehen in dem Wettſpiele ein Pferd mit einem Wurfſpieſſe getroffen und getödtet hätte, ſo hätte ſein Vater und Protagoras einen ganzen Tag damit zugebracht, daß ſie unterſucht hätten, ob der Wurfſpieß, oder der, der ihn regiert, oder die, die das Wettſpiel angeordnet, für die Urſache des Zufalls, im eigentlichſten Sinne, müßten gehalten werden. Ferner ſoll Xanthippus, nach dem Berichte des Steſimbrotus, auch ſeinen Vater bey dem Pöbel wegen eines Verdachts mit ſeiner Gemahlin verleumdet, und überhaupt eine unverſöhnliche Feindſchaft gegen ſeinen Vater bis an ſeinen Tod behalten haben. Xanthippus ſtarb auch an der Peſt. Perikles verlor um eben dieſe Zeit auch ſeine Schweſter, und die mehrſten und zu ſeinen Staatsgeſchäften nützlichſten Anverwandten und Freunde. Dennoch wurde er nicht muthlos, und verlor bey dieſen Unglücksfällen nicht ſeine erhabne Denkungsart, und die Hoheit ſeiner Seele. Man ſah ihn weder weinen, noch bey den Gräbern ſeiner Anverwandten eine zärtliche Traurigkeit zeigen, bis er endlich auch den noch übrigen ſeiner ehelichen Söhne, den Paralus, verlohr. Dieſes machte

ihn niedergeſchlagen, ſo ſehr er ſich auch beſtrebte, die Standhaftigkeit ſeines Charakters und die Gröſſe ſeiner Seele zu behaupten. Als er ſeinem todten Sohne den Kranz aufſetzte, wurde er bey dieſem Anblicke vom Schmerze überwunden; er brach in Klagen aus, und vergoß häufige Thränen, dergleichen er bisher niemals in ſeinem ganzen Leben gethan hatte.

27 Athen hatte indeſſen andre Feldherrn und Redner gebraucht, und eingeſehn, daß niemand ſo viele Stärke und Würde zur Behauptung einer ſo groſſen Herrſchaft beſäße, als er. Es entſtand ein Verlangen nach dem Perikles, man berief ihn wieder auf den Rednerſtuhl und zur Feldherrnſtelle: aber er blieb, vom Schmerze niedergeſchlagen, in ſeinem Hauſe, bis ihn Alcibiades und andre Freunde bewegten, wieder öffentlich zu erſcheinen. Das Volk entſchuldigte ſich wegen der vorigen Undankbarkeit gegen ihn, und Perikles übernahm wieder die öffentlichen Geſchäfte.

Er wurde zum Stadtrichter erwählt, und ſchlug vor, das Geſetz wegen der unehelichen Kinder, welches er ſelbſt ehedem eingeführt hatte, abzuſchaffen, damit ſein Name und ſein Geſchlecht nicht gänzlich ohne Nachfolger bleiben müßte.

Mit dieſem Geſetze hatte es folgende Beſchaffenheit:

Perikles brachte, als ſein Anſehn in der Republik aufs höchſte geſtiegen war, und er, wie ſchon geſagt, noch eheliche Kinder hatte, ein Geſetz zu Stande, daß nur diejenigen Athenienſiſche Bürger ſeyn ſollten, deren Vater und Mutter Athenienſer geweſen wären. Als hernach der König von Aegypten dem Atheniensiſchen Volke vierzigtauſend Scheffel Korn ſchenkte, und es nur unter die Bürger ſollte vertheilt werden, ſo entſtanden, wegen jenes Geſetzes, eine Menge von gerichtlichen Unterſuchungen wider die Unehelichen, welche bisher waren überſehen worden, viele wurden auch durch Chicanen verleumdet. Beynahe fünftauſend wurden überführt, und als Sklaven verkauft: die Anzahl derjenigen, welche ihr Bürgerrecht in Athen behaupteten, war vierzehntauſend und vierzig. Ob es gleich etwas ſonderbares war, daß ein Geſetz, das wider ſo viele für gültig war erkannt worden, von eben demjenigen, der es gegeben, wieder ſollte aufgehoben werden, ſo bewegte doch das häusliche Unglück des Perikles, welches ſeinen Stolz und hohen Sinn genug geſtraft zu haben ſchien, die

Athe=

Athenienſer zum Mitleiden. Sie glaubten, da er vom höhern Verhängniſſe litte, ſo bedürfe er der menſchlichen Nachſicht, ſie geſtatteten, daß er ſeinen unehelichen Sohn in die Matricul der Athenienſiſchen Bürger, unter ſeinen eignen Namen, einzeichnen konnte. Dieß iſt der, welcher in der Folge die Lacedämonier in einem Seetreffen ſchlug, und mit andern Generalen vom Athenienſiſchen Volke zum Tode verdammt wurde.

35. Perikles ſcheint auch damals von der Peſt mit angegriffen worden zu ſeyn, ob es gleich keine ſo hinreiſſende Krankheit wie bey andern war, ſondern vielmehr eine langſame und unter verſchiednen Abwechslungen abmattende Auszehrung, die auch ſeinen Geiſt ſchwächte. Denn ſo erzehlt Theophraſt in ſeiner Moral, wo er unterſucht, ob der Charakter ſich durch das Glück verändre, oder durch körperliche Leiden von der Tugend abweichen könne, daß Perikles, als er in ſeiner Krankheit von einem ſeiner Freunde ſey beſucht worden, demſelben ein von Weibern ihm an den Hals gehenktes Arzneymittel gezeigt habe, um anzuzeigen, wie übel er ſich befände, da er dieſe Thorheit mit ſich vornehmen lieſſe.

38· Da er ſeinem Ende nahe war, kamen die vornehmſten Athenienſer, und ſeine überbliebnen Freunde zu ihm, und fiengen, indem ſie um ſein Bette herumſaſſen, ein Geſpräch über die Grösſe ſeiner Tugend und ſeiner gehabten Herrſchaft an, und rechneten ſeine Thaten, und die Menge ſeiner Trophäen her, denn er hatte als ſiegender Feldherr neun Trophäen errichtet. Sie glaubten während dieſer Unterredung, daß er das alles nicht hörte, und ſchon Verſtand und Sinnen verloren hätte. Aber er hatte alles genau bemerkt, und unterbrach ſie mit dieſen Worten: „Ich wundre mich, daß ihr bloß alles das erwähnt und rühmt, woran das Glück mit mir zugleich Theil hat, und was ſchon viele Feldherrn genoſſen haben; das ſchönſte und gröſte aber erwähnt ihr nicht, daß meinetwegen kein Athenienſer ein ſchwarzes Kleid hat anziehn dürfen.„

39· Dieſer groſſe Mann iſt daher nicht allein wegen ſeiner Gelaſſenheit und Sanftmuth, welche er bey ſo mancherley Geſchäften und den härteſten Verfolgungen beſtändig behauptete, ſondern auch wegen ſeiner edlen Denkungsart bewundrungswürdig, da er es für das ſchönſte und rühm=

rühmlichſte in ſeinem Leben hielt, daß er nichts von ſeiner groſſen Gewalt zur Befriedigung des Neides oder Zorns angewandt hatte, noch gegen irgend einen ſeiner Feinde unverſöhnlich geweſen war. Und ſein ſanfter Charakter, und bey der höchſten Gewalt reines, unbeflecktes Leben, ſchien allein noch jenen Zunamen des Stolzes und der Frechheit, den Zunamen des Olympiers, den er bekam, vom Neide zu befreyen, und ſogar zu einem würdigen Namen zu machen, da wir die Götter, die wir eben ſo nennen, bey der höchſten Regierung aller Dinge für die Urſache des Guten halten, aber für keine Urſachen des Böſen. Nicht, wie die Dichter, welche uns durch ungereimte Vorſtellungen irre machen, und ſich doch ſelbſt durch ihre eigne Gedichte widerlegen, indem ſie die Wohnung der Götter als einen ſichern und unbeweglichen Sitz ſchildern, den weder Winde noch Wolken beunruhigen, der von einer ſanften Luft, und einem beſtändig reinem Lichte, ohne Abwechslung, erheitert iſt, wie der Aufenthalt für das Selige und Unſterbliche ſeyn muß; und gleichwol die Götter ſelbſt ſo beſchreiben, daß ſie voller Unruhe, Streitigkeiten, Zorn, und ſolcher Leidenſchaften ſind,

die nicht einmal verſtändigen Menſchen anſtändig ſind. Doch dieſes gehört in eine andre Schrift, als die gegenwärtige iſt.

Die Umſtände nach dem Tode des Perikles machten ſeinen Verluſt den Athenienſern ſehr bald empfindlich, und die Sehnſucht nach ihm merkbar. Diejenigen, welchen bey ſeinem Leben ſein Anſehn als eine Verdunklung ihrer ſelbſt unerträglich geſchienen hatte, und, da er hinweg war, andre Redner und Anführer brauchten, geſtanden ein, daß niemand beym Stolze mehr Mäßigung, und bey der Sanftmuth mehr Würde gezeigt hätte. Jene ſo beneidete Gewalt des Perikles, die man vordem eine Monarchie und Tyranney genannt hatte, wurde nun als eine für den Staat wohlthätige Vormauer betrachtet. Eine ſo groſſe Verderbniß und ſo manigfaltige Bosheiten zeigten ſich nun in dem Staate, welche Perikles durch Schwächung und Unterdrückung nicht hatte aufkommen laſſen, und verhindert hatte, daß ſie nicht durch gewonnene Gewalt ein unheilbares Uebel wurden.

Fabius Maximus.

Nach dieſer Beſchreibung der merkwürdigſten Begebenheiten des Perikles, ſo viel davon bis auf unſre Zeiten gekommen iſt, wollen wir zur Geſchichte des Fabius übergehen.

Herkules ſoll mit einer Nymphe, oder mit einer inländiſchen Frau, am Tiberfluſſe, den Fabius, den Stifter des zahlreichen und zu Rom ſehr berühmten Geſchlechts der Fabier, gezeugt haben. Nach einiger Erzehlungen haben die erſten von dieſer Familie von ihrer Beſchäftigung her, das Wild in Gruben zu fangen, den Namen Fodier bekommen; denn die Gruben heiſſen bis jetzt noch im Lateiniſchen foſſae, und fodere graben: in den folgenden Zeiten ſollen ſie, mit Veränderung zweyer Buchſtaben, Fabier ſeyn genannt worden.

Dieſes Haus hat viele groſſe Männer hervorgebracht, unter denen Rullus der gröſte war, der daher auch den Zunamen **Maximus** von den Römern

mern bekam, und von dieſem ſtammte derjenige Fabius Maximus, deſſen Leben wir beſchreiben, im vierten Grade ab. Er hatte auch einen Zunamen von ſeinem Körper her bekommen: er wurde wegen einer kleinen Warze auf der Lippe Verrucoſus genannt; und wegen ſeines ſanften und trägen Naturells in ſeiner Jugend nannte man ihn ouicula, Schäfchen. Sein ſtilles Weſen, ſein faſt beſtändiges Schweigen, ſeine Schüchternheit bey Luſtbarkeiten mit andern Kindern, und ſein zum Lernen ſchwerer Kopf, hatten, nebſt der biegſamen Folgſamkeit gegen ſeine Spielgeſellen, bey denen, die ihn nur obenhin betrachteten, die Muthmaſſung erweckt, daß er einfältig und blödſinnig wäre. Wenige erkannten in ihm die verborgne Standhaftigkeit, ſeinen hohen Geiſt, und ſein Löwenherz.

Sobald er in der folgenden Zeit durch öffentliche Geſchäfte erweckt wurde, bewieß er, daß das, was viele für Trägheit hielten, unbewegliche Gelaſſenheit, und das, was man Blödſinn nannte, behutſame Bedächtigkeit war. Seine Art, durch nichts zur Hitze und Schnelligkeit bewegt zu werden, wurde nunmehr eine in allen Dingen unveränderliche Standhaftigkeit. Indem

dem er die Gröſſe der Staatsverwaltung, und die Menge der römiſchen Kriege betrachtete, übte er die angebornen Waffen ſeines Körpers zum Kriege, und ſeine Beredtſamkeit, das Werkzeug der Regierung des Volks, bildete er ſo, wie ſie ſich zu ſeinem Charakter am beſten ſchickte. Sie war ohne Putz, ohne jene leere auf den öffentlichen Rednerſtühlen gewöhnliche Grazie, ſie hatte aber einen ganz eignen Geiſt, und einen gründlichen, mit Sentiments erfüllten Nachdruck, weswegen auch ſeine Reden mit des Thucydides ſeinen verglichen wurden. Man hat noch eine Rede von ihm, welche er öffentlich auf den Tod ſeines Sohns, der ſchon Conſul geweſen war, gehalten hat.

In dem erſten ſeiner fünf Conſulate, die er bekleidet hat, hielt er einen Triumph über die Ligurier. Er hatte ſie in einer Schlacht überwunden, viele getödtet, und ſie in die Alpen zurückgetrieben; ſie hörten von dieſer Zeit an auf, die angrenzenden Gegenden von Italien anzugreifen und zu verwüſten.

Einige Zeit hernach fiel Annibal in Italien ein, gewann die erſte Schlacht am Fluſſe Trebia,*

* Vergl. Liv. Libr. XXI. cap. 52. ſequ.

zog durch Hetrurien, welches er ganz verheerte, und erregte eine ſchreckliche Beſtürzung und Furcht in Rom. Es ereigneten ſich einige theils bey den Römern gewöhnliche Wunderzeichen mit Donnern und Blitzen, theils einige ganz ungewöhnliche und ſonderbare. Man erzehlte, daß viele Schilde Blut geſchwitzt hätten, und daß bey Antium einige blutige Aehren geerndtet worden, daß aus der Luft feurige und glühende Steine herabgefallen, daß der Himmel über Phalerii zerriſſen geſchienen hätte, und daß viel Zettel heruntergefallen und herumgeſtreut worden wären, auf deren einem die Worte geſtanden hätten: **Mars ſchwingt ſein Schwerdt.**

Den Conſul Cajus Flaminius betäubte nichts von allen dieſen Dingen. Er war von Natur muthig und ehrgeitzig, und durch groſſe Glücksfälle, die er vorher wider Vermuthen gehabt hatte, ſtolz gemacht. Er hatte, da er ſchon vom Senate zurückberufen war, mit Widerſpruch ſeines Nebengenerals, eine Schlacht mit den Galliern gewagt, und ſie geſchlagen.

Aber auch Fabius wurde durch dieſe Wunderzeichen, die ſo viele in Beſtürzung verſetzten, nicht gerührt; er hielt ſie für ungereimt. Da er die

geringe

geringe Anzahl der Carthaginenſiſchen Armee, und ihren Mangel am Gelde erfuhr, ſo gab er den Römern den Rath, ſie ſollten den Krieg in die Länge ſpielen, und nicht mit einem Generale ſich in ein Treffen einlaſſen, der eine eben dazu durch viele Gefechte abgerichtete Armee unter ſeinen Befehlen hätte: ſie ſollten vielmehr ihren Bundsgenoſſen Hülfe ſenden, die Städte im Gehorſam erhalten, die Armee des Annibals aber, wie eine Flamme, die nur eine ſchwache Nahrung hätte, ſich ſelbſt verzehren laſſen.

Aber Flaminius wurde durch dieſe Vorſtellungen nicht gewonnen: er ſagte, er würde nicht zugeben, daß der Krieg ſich der Stadt Rom nähere, und er wolle nicht, wie ehedem Camillus, in der Stadt für die Stadt fechten. Er gab dem Oberſten Befehl, die Armee ins Feld rücken zu laſſen. Indem er ſelbſt auf ſein Pferd ſteigen wollte, wurde daſſelbe, ohne eine anzugebende Urſache, ſcheu, und warf ihn ab. Gleichwol änderte er ſeinen Entſchluß nicht, ſondern gieng, wie er ſich gleich anfänglich vorgenommen hatte, dem Annibal entgegen, und lieferte ihm am Thraſimeniſchen See, in Hetrurien, eine Schlacht.

Indem die Truppen mit einander zu ſchlagen anfiengen, entſtand ein ſo groſſes Erdbeben, daß verſchiedne Städte verſchüttet, viele Flüſſe aus ihren Ufern geriſſen wurden, und viele Berge von einander berſteten. Und doch bemerkten die fechtenden Truppen nichts von dieſem erſchrecklichen Erdbeben. Flaminius, der viel Tapferkeit und Herzhaftigkeit in dieſer Schlacht bewies, blieb ſelbſt, und mit ihm die tapferſten Männer. Die Römer wurden mit groſſem Verluſte geſchlagen, auf funfzehntauſend wurden niedergehauen; und eben ſo viele gefangen. Annibal ließ den Körper des Flaminius unter den gebliebenen ſuchen, um ihn wegen ſeiner Tapferkeit mit Ehrenbezeigungen zu begraben, allein man konnte ihn nicht finden, und wußte nicht, wo er hin gekommen war.

Von der beym Fluſſe Trebia erlittenen Niederlage hatte weder der Feldherr in ſeinem Berichte, noch der deswegen nach Rom geſchickte Bote aufrichtige Nachricht ertheilt: man gab vor, der Sieg ſey unentſchieden und zweifelhaft geweſen. Aber nach der erhaltenen Nachricht von dieſer Schlacht, berief der Prätor Pomponius das Volk zuſammen, und ſagte, ohne Umſchweiſe, gerade

heraus:

heraus: Römer, wir ſind in einer groſſen Schlacht geſchlagen: unſere Armee iſt verloren, und der Conſul Flaminius umgekommen. Helft nun für eure Errettung und Sicherheit Rathſchläge geben.

Dieſer Vortrag beunruhigte, wie ein Sturmwind das Meer, die verſammelte Menge Volks und die ganze Stadt: man konnte bey ſo groſſer Beſtürzung ſich weder faſſen noch Maasregeln angeben. Alle aber kamen auf den einſtimmigen Entſchluß, die gegenwärtigen Umſtände erfoderten eine uneingeſchränkte Oberherrſchaft, welche ſie Dictatur nennen, und man müſſe einen Mann dazu erwählen, der dieſe Würde mit Unerſchrockenheit und Tapferkeit verwaltete, ein ſolcher Mann ſey der einzige Fabius Maximus, deſſen Denkungsart und würdiger Charakter der ſo groſſen Gewalt angemeſſen, und deſſen Alter ſo beſchaffen ſey, daß die Stärke des Körpers mit der Klugheit des Geiſtes, und Muth mit Verſtand ſich verbunden fände.

Dieſem Entſchluſſe zufolge wurde Fabius zum Dictator erwählt. Er beſtellte den Lucius Minutius zum General über die Reuterey. Er war der erſte Dictator, der ſich vom Senate ausbat,

im Kriege ſich eines Pferdes bedienen zu dürfen. Denn dieſes war durch ein ausdrückliches altes Geſetz verboten, entweder weil man glaubte, die gröſste Stärke der Armee beſtehe in dem Fußvolke, und der Dictator müſſe daher bey demſelben bleiben, und es nie verlaſſen, oder weil dieſes Amt eine ſo groſſe und in allem übrigen unumſchränkte Gewalt enthielte, ſo ſollte der Dictator wenigſtens in dieſem einzigen Stücke zu erkennen geben, daß er das Volk nöthig hätte. Fabius, um gleich anfänglich die Gröſſe und Hoheit ſeiner Gewalt zu zeigen, und die Bürger unterwürfiger und ergebner zu machen, ließ ſich von vier und zwanzig Lictoren die Faſces vortragen; und als der eine Conſul ihm entgegen kam, ſchickte er einen Lictor an ihn, mit Befehl, ſeine Lictoren abzudanken, und, mit Ablegung der Zeichen der Herrſchaft, als ein Privatmann ihm entgegen zu kommen.

Hierauf machte er mit Beobachtung der Religionsgebräuche den ſchönſten Anfang ſeines Feldzugs, und lehrte das Volk, wie die Truppen wegen der vom vorigen Feldherrn bewieſenen Geringſchätzung und Vernachläßigung der Religion, und nicht wegen Zaghaftigkeit der Soldaten, wä-

ren geſchlagen worden. Er vermahnte die Bürger, ſich nicht vor den Feinden zu fürchten, ſondern ſtärkte die Tapferkeit durch Religion, und benahm durch die Hofnung auf die Hülfe der Götter die Furcht vor den Feinden.

Es wurden auch damals die heiligen geheimen und den Römern oft nützlichen ſo genannten Sibylliniſchen Bücher zu Rathe gezogen, und es ſollen einige Orakel darinnen ſich auf die damaligen Zufälle und Umſtände bezogen haben; aber es durfte von dem, was man daraus erfuhr, nichts bekannt gemacht werden. Es that auch der Dictator in einer öffentlichen Verſammlung des Volks das Gelübde, daß alle Frucht des Frühlings, welche die Ziegen, Schweine, Schaafe, Kühe, auf den Bergen, Feldern, Wieſen, und an den Flüſſen von Italien, in dem damaligen Jahre tragen würden, den Göttern ſollte geopfert werden; imgleichen, daß er auf groſſe anzuſtellende Spiele dreyhundert und drey und dreyßig Seſtertia, dreyhundert und drey und dreyßig Denarien, und ein Drittel eines Denars verwenden wolle. Dieſe Summe beträgt nach griechiſchem Gelde drey und achtzig tauſend fünfhundert und drey

und achtzig Drachmen und zwey Obeln. * Es iſt ſchwer, den Grund der ſo genauen Abtheilung dieſer Summe anzugeben, wenn man nicht etwa dabey die Kraft der dritten Zahl annehmen will, welche von Natur eine vollkommne Zahl iſt, die erſte der ungleichen, der Anfang der Vielheit, und welche die erſten Unterſchiede, und die Elemente aller Zahlen in ſich ſchließt und verbindet.

Fabius hatte alſo die Gedanken des Volks auf die Götter gewendet, und dadurch freudigere Hofnungen auf die künftigen Vorfälle erweckt. Er ſelbſt ſetzte alle Hofnungen des Sieges auf ſich ſelbſt, überzeugt, daß die Gottheit nur der Klugheit und der Tapferkeit Glück verleihe. Er rückte gegen den Annibal ins Feld, nicht in der Abſicht, mit ihm zu ſchlagen, ſondern deſſen Macht durch die Zeit, deſſen Geldmangel durch ſeinen Vorrath, und die verringerte Anzahl der Feinde, durch die Menge der Römiſchen Soldaten, nach und nach zu vernichten. Daher lagerte er ſich immer auf bergigten Gegenden, um vor der feindlichen Reuterey ſicher zu ſeyn. Wenn Annibal ſeine

* Faſt 10448 Thaler. Livius geht im 10. Cap. des 22. B. in der Beſtimmung dieſer Summe vom Plutarch ab.

ſeine Armee ruhig ſtehen ließ, blieb er auch ſtille ſtehen; wenn jener ſich in Bewegung ſetzte, zog er auf Anhöhen ihm an der Seite nach, und erſchien nur zuweilen im Angeſichte der Feinde, doch in ſolcher Entfernung, daß er nicht wider Willen zu einer Schlacht genöthigt werden konnte. Gleichwol erregte er durch ſein Zaudern bey den Feinden die Furcht, er laure nur auf eine gute Gelegenheit zum Treffen.

Da er aber auf ſolche Art eine lange Zeit hinbrachte, wurde er von allen verachtet; ſelbſt im Lager ſprach man ſchlecht von ihm: auch die Feinde hielten ihn für einen furchtſamen und ſchlechten General. Der einzige Annibal ſah ſeine Weisheit, und die Methode, wie er den Krieg zu führen beſchloſſen hatte, ein, und ſann auf Mittel und Wege, wie er dieſen General durch Liſt oder Gewalt zu einer Schlacht bringen möchte. Er glaubte, daß ſonſt das Glück der Carthaginenſer verloren ſey, weil ſie die Waffen, mit denen ſie den Römern überlegen waren, nicht brauchen konnten, ihre Mannſchaft und ihr Geld aber, worinnen die Römer ſie übertrafen, unnützer Weiſe verzehrten. Er wandte alſo alle Kriegsliſten, und die künſtlichſten Ränke an, und ſuchte,

wie ein geſchickter Fechter, einen Streich anzubringen. Bald drang er auf ihn los, bald beunruhigte er ihn, bald zog er an andre Oerter, um den Fabius von den zu ſeiner Sicherheit genommenen Maasregeln abzuziehen.

Aber dieſer blieb bey ſeinem Entſchluſſe, von deſſen Nutzen er überzeugt war, ſtandhaft und unveränderlich. Inzwiſchen machte ihm ſein General Minutius viel Beſchwerlichkeit, welcher aus blinder Zuverſicht zur Unzeit ſchlagen wollte, und die Soldaten ſelbſt verführte, und ſie mit einer raſenden Schlachtbegierde und leeren Hofnungen erfüllte. Sie verachteten und verſpotteten den Fabius, und nannten ihn den Pädagogen * des Annibals, den Minutius hingegen hielten ſie für einen groſſen Mann, und Roms würdigſten General.

Dieſes vermehrte den Stolz und die Kühnheit des Minutius. Er ſpottete über die immer auf den Anhöhen und Bergen genommenen Lager. „Der Dictator, ſagte er, giebt uns immer einen ſchönen

* Im alten Sinne, da die Pädagogen Diener waren, und ihre Eleven von vornehmern Stande allenthalben hin begleiten, und ihnen nachfolgen mußten.

ſchönen Schauplatz, von welchem wir ſehen können, wie Italien verwüſtet wird, und in Flammen ſteht.„ Er fragte die Freunde des Fabius, ob denn dieſer Feldherr auf der Erde alles für verloren hielte, und ſeine Armee in den Himmel zu erheben gedächte, oder ob er in Wolken und Nebel verhüllt den Feinden entgehen wollte? Die Freunde des Fabius benachrichtigten ihn von dieſen Reden, und ermahnten ihn, auch mit Gefahr ſich von dieſen unrühmlichen Vorwürfen zu befreyen. Aber Fabius antwortete darauf: „Ich würde feigherziger ſeyn, als ich jetzt nur ſcheine, wenn ich aus Furcht vor dergleichen Spott und Schmähungen meinen gefaßten Vorſatz fahren lieſſe. Die Furcht fürs Vaterland iſt keine unrühmliche Furcht: aber die Beſtürzung über Meynungen der Menſchen, und deren Verläumdungen und Schmähungen würde einen Mann verrathen, der einer ſo groſſen Herrſchaft nicht würdig, ſondern ein Sklave derjenigen wäre, die er beherrſchen, und wenn ſie üble Rathſchläge faſſen, im Zaume halten ſoll.„

Bald darauf begieng Annibal einen Fehler. Er wollte ſeine Armee weiter von des Fabius ſeiner wegführen, und ſich in einer Gegend lagern, wo

er Proviant bekommen könnte. Er befahl daher ſeinen Wegweiſern, gleich nach dem Abendeſſen ihn in die Gegend von Caſinum zu führen. Dieſe verſtunden ihn wegen ſeiner barbariſchen Ausſprache nicht recht, und führten ſein Heer an die Grenzen von Campanien, in die Stadt Caſilinum, durch welche der Fluß Lothronus, oder wie ihn auch die Römer nennen, Vulturnus, fließt. Dieſe Gegend iſt größtentheils mit Bergen umgeben, und ein Thal erſtreckt ſich bis ans Meer, welches von dem überſtrömenden Fluſſe Sümpfe und tiefe Sandhaufen hat, und von einem ungeſtümen Geſtade, wo man nicht anlanden kann, eingeſchloſſen wird.

Wie Annibal da hinein gezogen war, gieng Fabius, dem die Wege dieſer Gegend bekannt waren, um ihn herum, und beſetzte den Ausgang dieſes Thals mit viertauſend Mann: die übrige Armee ſtellte er auf die herumliegende Anhöhen, und die leichtbewafneten Truppen mußten den Hinterhaufen der Feinde angreifen, wodurch ihre ganze Armee in Unordnung kam, und auf achthundert Mann getödtet wurden.

Annibal, der den Fehler der Lage, und die Gefahr einſah, ſuchte ſein Heer aus dieſer Gegend heraus=

herauszuziehn. Er ließ die Wegweiſer kreuzigen. Aber die Römer anzugreifen, und ſich mit Gewalt durchzuſchlagen, wagte er nicht, weil alle Anhöhen beſetzt waren. Seine Truppen waren voller Angſt und Unmuth, und hielten ſich für ſo umringt, daß ſie ohne Hofnung verloren wären. Hier erſann Annibal eine Liſt, die Römer zu betrügen. Er ließ ungefähr zweytauſend weggenommene Ochſen zuſammenbringen, und jedem eine Fackel oder dürre Reiſerbündel auf die Hörner binden, und des Nachts, auf ein gegebnes Zeichen, die brennbare Materien anzünden, und ſo die Ochſen auf die Anhöhen, in die engen Päſſe, und auf die feindlichen Wachen zu jagen. Indem dieſes zubereitet wurde, wie er es befohlen hatte, zog er mit ſeiner Armee, in der Dunkelheit, ſtille fort. Die Ochſen liefen, ſo lange das Feuer klein war, und die Reiſer brannten, ſo wie ſie getrieben wurden, ruhig nach den Anhöhen. Die Hirten und Schäfer auf den Gebürgen ſahen mit Verwundrung die Flammen auf den Hörnern, welches den Schein gab, als wenn eine Armee in Schlachtordnung mit vielen Fackeln anrückte. Als aber die Hörner der Ochſen bis auf die Wurzeln abgebrannt waren, und das Fleiſch

anfieng zu brennen, ſo trieb ſie der Schmerz unter einander, und ſie zündeten ſich, da ſie die Köpfe um ſich herumſchlugen, einander ſelbſt an, ſie blieben nicht mehr in Ordnung und auf dem Wege, ſondern rannten vor Schmerz und Wuth auf die Berge, und zündeten, da ſie vom Kopfe bis auf den Schwanz brannten, vieles Gebüſche an, durch welches ſie liefen. Für die Römer, die die Anhöhen beſetzt hatten, war dieſes ein ſchreckliches Schauſpiel: denn die Flammen ſchienen Fackeln zu ſeyn, welche herzulaufende Menſchen trügen. Sie geriethen in Unruhe und Furcht, in der Meynung, daß die Feinde von allen Orten her auf ſie anrückten, und ſie ganz einſchlieſſen wollten. Daher getrauten ſie ſich nicht, ihre Poſten zu behaupten, ſondern liefen in das groſſe Lager, und verlieſſen ihre Stationen. Darauf rückten die leichten Truppen des Annibals an, und nahmen die Anhöhen ein: das übrige Heer zog mit ſeiner vielen und reichen Beute ruhig nach.

Fabius wurde zwar noch in derſelben Nacht die Kriegsliſt gewahr: denn es fielen ihm etliche herumſchweifende Ochſen in die Hände: allein er furchte ſich bey der Nacht vor einem Hinterhalte, und ließ daher ſeine Truppen im Lager unter den

Waffen bleiben. Am Tage drauf verfolgte er den Nachtrupp der Feinde, wobey in den engen Päſſen häufige Scharmützel vorfielen, und eine groſſe Verwirrung entſtand, bis Annibal von ſeinem Vordertrupp die leichten Spaniſchen Truppen, die auf die Berge zu ſteigen geübt waren, hervorrücken ließ. Dieſe fielen auf die ſchwer bewafneten Römer ein, richteten eine ziemliche Niederlage unter ihnen an, und trieben den Fabius zurück.

Nun wurde er noch mehr getadelt und verachtet. Er hatte in kriegriſcher Kühnheit dem Annibal den Vorzug gelaſſen, und durch Klugheit und Einſicht ihn überwinden wollen: jetzt war er auch darinnen vom Annibal übertroffen, und mit Liſt hintergangen worden. Annibal, der noch mehr den Unwillen der Römer gegen ihn erregen wollte, ließ, als er an des Fabius Landgüter kam, alles andre herum verwüſten und verbrennen, aber dieſe Güter genau verſchonen, und ſtellte ſogar eine Wache dahin, damit dort kein Schaden geſchähe, und nichts weggenommen würde.

Als dieſe Nachricht nach Rom kam, wurde Fabius noch mehr geläſtert. Die Zunftmeiſter fien-

gen

gen an, wider ihn beym Volke ein Geſchrey zu erheben. Am meiſten redte und hetzte ein gewiſſer Metilius auf, welcher zwar keine Feindſchaft wider den Fabius hatte, aber als ein Verwandter des Minutius, des Generals über die Reuterey, die Läſterungen des Fabius für Ehre und Ruhm des Minutius hielt. Und Fabius brachte auch durch den mit dem Annibal geſchloſſenen Vertrag, wegen der Auswechslung der Gefangnen den Senat, der dieſen Vertrag mißbilligte, wider ſich auf. Denn es war ausgemacht worden, daß Mann gegen Mann ausgewechſelt werden ſollte, und für jeden auf der andern Seite mehrern ſollten zweyhundert und funfzig Drachmen bezahlt werden. Bey der Auswechslung fanden ſich zweyhundert und vierzig Römer mehr als Charthaginenſer gefangen. Der Senat zu Rom wollte das Geld zur Ranzion nicht ſchicken, und war unzufrieden, daß Fabius weder auf eine anſtändige, noch für die Republik nützliche Art Menſchen aus der Gefangenſchaft befreyt hätte, die aus Feigheit in die Hände der Feinde gerathen wären.

Fabius, wie er davon Nachricht bekam, ertrug den Unwillen ſeiner Mitbürger mit Gelaſſenheit. Da er aber kein Geld hatte, und doch weder dem

Anni=

Annibal ſein Wort brechen, noch die Römiſchen Soldaten dem Feinde laſſen wollte, ſo ſchickte er ſeinen Sohn nach Rom, mit Befehl, ſeine Güter zu verkaufen, und das Geld dafür ſogleich zu ihm ins Lager zu bringen. Der junge Mann verkaufte die Güter gar bald, und brachte das Geld ins Lager, worauf Fabius die Ranzion dem Annibal ſchickte, und ſeine Gefangnen erhielt. Viele wollten ihm nachher das Geld wieder geben, aber er nahm es von keinem an, ſondern ſchenkte es allen.

Einige Zeit darauf beriefen die Prieſter den Fabius nach Rom zu gewiſſen Opfern. Er übergab dem Minutius den Oberbefehl bey der Armee, und verbot ihm nicht allein als Dictator, ſondern ermahnte und bat ihn auch, ſich mit dem Feinde in kein Gefechte einzulaſſen. Aber dieſer achtete darauf nicht, ſondern fieng ſogleich an, den Feind zu beunruhigen. Als er einſtmals erfuhr, daß Annibal einen groſſen Theil ſeiner Armee zum Fouragiren ausgeſchickt hatte, ſo grif er den zurückgebliebenen Theil an, und trieb ihn in ſeine Verſchanzung mit vielem Verluſte. Man befürchtete im Carthaginenſiſchen Lager einen Angrif auf das Lager ſelbſt; allein, da Annibal ſei-

ne Truppen wieder ins Lager zuſammen zog, ſo zog ſich Minutius in guter Ordnung zurück. Dieſer Vorfall erfüllte ihn mit unendlichem Stolze, und die Soldaten mit groſſer Kühnheit.

Der Ruf vergröſſerte dieſe Begebenheit zu Rom. Fabius aber ſagte, wie er davon hörte: — „Er fürchte ſich vor dem Glücke des Minutius.„ Hingegen das Volk lief voller Muth und Freude auf dem Markte zuſammen, der Zunftmeiſter Metilius hielt eine öffentliche Rede, in welcher er den Minutius lobpreiſete, den Fabius aber der Feigherzigkeit, eines unmännlichen Betragens, und ſogar der Verrätherey gegen das Vaterland beſchuldigte. Er fügte Vorwürfe gegen Männer vom erſten Range und Anſehn in Rom hinzu: — „Sie hätten den Krieg gleich im Anfange nach Italien gezogen, um das Volk ſich unterwürfig zu machen, und daher ſogleich die Stadt Rom der uneingeſchränkten Herrſchaft eines Einzigen übergeben, welcher nun zaudere, und dem Annibal feſten Sitz in Italien und Zeit lieſſe, zur Behauptung Italiens neue Truppen aus Africa kommen zu laſſen.„

Fabius erſchien auf dieſe Rede, und vertheidigte ſich nicht gegen dieſen Zunftmeiſter, ſondern ſagte:

ſagte: „Die Opfer und die heiligen Gebräuche ſollten ſo geſchwind als möglich vollendet werden, damit er zur Armee abgehen könne, um den Minutius zu beſtrafen, daß er ſich wider das Verbot mit den Feinden in ein Gefecht eingelaſſen hätte.„ — Es entſtand darüber ein groſſer Tumult unter dem Volke: man glaubte, dem Minutius drohe Gefahr; denn ein Dictator hat das Recht, auch ohne gehaltnes Gericht ins Gefängniß führen und tödten zu laſſen: und man vermuthete, der endlich einmal erregte Zorn des ſonſt ſo ſanftmüthigen Fabius werde hart und unerbittlich ſeyn. Einige in der Menge ſchwiegen aus Furcht. Aber Metilius verließ ſich auf die Sicherheit ſeines Amtes: denn das Amt eines Zunftmeiſters oder Vorſtehers des Volks behält ſeine Gewalt unverändert, wenn auch ein Dictator erwählt wird, obgleich alsdenn alle andre Gewalt der obrigkeitlichen Aemter aufhört. Er bat das Volk inſtändigſt, den Minutius nicht Preis zu geben, und das an ihm geſchehen zu laſſen, was Manlius Torquatus gegen ſeinen Sohn gethan, dem er, weil er ſich tapfer gehalten und geſiegt hatte, den Kopf hatte abſchlagen laſſen. Er ſchlug vor, dem Fabius die Oberherrſchaft zu nehmen, und ſie

dem=

demjenigen aufzutragen, der ſein Vaterland erretten wollte und könnte.

Das Volk wurde durch dieſe Vorſtellungen ſehr erbittert: gleichwol wagte es nicht, den Fabius, ſo ſehr es ihn auch geringſchätzte, zur Niederlegung ſeiner Dictatur zu zwingen. Es wurde der Entſchluß gefaßt, daß Minutius bey der Armee gleiche Gewalt mit dem Dictator haben, und den Krieg eben ſo uneingeſchränkt, wie dieſer, führen ſollte. Eine Sache, die vorher noch niemals in Rom geſchehen war, bald hernach aber zum zweytenmale geſchahe, da die Schlacht bey Cannå war verloren worden. Denn da wurde Marcus Junius Dictator bey der Armee, und Fabius Buteo Dictator in der Stadt, weil man wieder den Senat beſetzen wollte, da ſo viele Senatoren in der Schlacht geblieben waren. Aber dieſer Dictator dankte noch an eben dem Tage, an welchem er durch die Einſetzung neuer Mitglieder den Senat ergånzt hatte, ſeine Lictoren ab, entfernte ſich von ſeinem Gefolge, und gieng in die Mitte des Volks, wo er, auf dem Markte, als ein Privatmann ſeine eignen Geſchåfte beſorgte.

Man

Man glaubte, Fabius werde durch die Erhebung des Minutius zu gleicher Herrſchaft mit ihm, gedemüthigt und niedergeſchlagen werden: aber man kannte den Mann nicht recht. Er hielt den Unverſtand der Römer nicht für ein Unglück für ſich. Er dachte wie der weiſe Diogenes, welcher jemanden, der ihm ſagte: **Dieſe Leute verſpotten dich**, zur Antwort gab: **Aber ich werde nicht verſpottet**; weil er glaubte, daß nur diejenigen wirklich verſpottet werden, welche dadurch gerührt und beunruhigt werden. Fabius ertrug die Begebenheit, die ihm wiederfuhr, ungerührt, und gelaſſen, und gab einen Beweis für die Philoſophen, welche behaupten, daß ein weiſer und rechtſchaffener Mann weder verſpottet noch verunehrt werden könne. Nur gieng ihm, wegen des gemeinen Beſtens, die Unverſtändigkeit des Volks nahe, welches dem unſinnigen kriegriſchen Ehrgeitze eines Mannes freyen Lauf ließ.

Aus Beſorgniß, daß Minutius aus Eitelkeit und Stolz ſchwindlich werden, und ehe er ankäme, etwas unglückliches unternehmen möchte, begab ſich Fabius, ohne es jemanden wiſſen zu laſſen, aus Rom weg. Als er im Lager angekommen war, fand er den Minutius

nicht mehr erträglich, ſondern ſo übermüthig, daß er wechſelsweiſe mit ihm das oberſte Commando der Armee haben wollte. Das gab er nicht zu, aber er theilte die Truppen mit ihm, weil es rathſamer ſchien, daß Minutius die Hälfte der Armee, als wechſelsweiſe die ganze Armee commandirte. Er nahm alſo die erſte und vierte Legion für ſich, die zweyte und dritte gab er ihm, und ſo wurden auch die Hülfstruppen abgetheilt. Wie Minutius aber darüber prahlte, daß ſeinetwegen die höchſte uneingeſchränkte Oberherrſchaft vermindert und erniedrigt worden wäre, ſo gab ihm Fabius eine Erinnerung: — „Wenn du verſtändig biſt, ſo wirſt du einſehn, daß du nicht mit dem Fabius, ſondern mit dem Annibal zu ſtreiten haſt. Wenn du aber mit deinem Nebengeneral einen Wettſtreit haben willſt, ſo muſt du dich bemühen, daß derjenige, welcher geehrt und vorgezogen iſt, nicht die Errettung und Beſchützung ſeiner Mitbürger weniger zu beobachten ſcheine, als derjenige, welcher nachgeſetzt und verunehrt worden iſt.„ Minutius hielt das für Ironie eines alten Mannes. Er ſonderte ſeine ihm zugeordneten Truppen ab, und lagerte ſich an einem andern Orte für ſich. Annibal wußte alles

was vorgieng, und ſuchte aus allem Vortheil zu ziehen.

Zwiſchen des Minutius und des Annibal Lager ſtand ein Hügel, der nicht ſchwer einzunehmen war, und der zur Beſchützung des Lagers und einer guten Stellung dienen konnte. Die Gegend da herum ſchien von weiten gleich und eben zu ſeyn, hatte aber einige kleine Gruben und Hölen. Annibal, der dieſen Hügel leicht in der Stille hätte einnehmen können, wollte es nicht thun, ſondern ließ ihn, daß er eine Gelegenheit zur Schlacht geben möchte, unbeſetzt. Sobald er aber gewahr wurde, daß ſich Fabius und Minutius von einander abgeſondert hatten, ſtellte er des Nachts in die Gruben und Hölen einige Mannſchaft, und mit Anbruch des Tages ſchickte er einen kleinen Trupp, welcher im Angeſichte der Römer den Hügel einnehmen ſollte, in der Abſicht, den Minutius dahin zu locken. Seine Abſicht erfolgte. Minutius ſchickte anfänglich die leichten Truppen, hierauf die Reuterey, zuletzt, da er ſahe, daß Annibal friſche Völker auf den Hügel zu Hülfe ſchickte, rückte er mit ſeinem ganzen Heere in Schlachtordnung dahin, grif die Feinde, die den Hügel beſetzt hatten, an, und lie-

ferte ein ſcharfes Treffen, in welchem der Sieg unentſchieden blieb, bis Annibal den Minutius in die Falle gelockt hatte, deſſen Völker ſich im Rücken entblößt hatten. Jetzt gab Annibal das Zeichen zum allgemeinen Angriffe, welcher von vielen Orten zugleich mit ſolcher Hitze erfolgte, daß die hinterſten Glieder der Römer niedergehauen wurden, und eine unbeſchreibliche Unordnung und Schrecken unter die Römer kam. Minutius verlor ſelbſt dabey ſeinen kühnen Muth, und wandte ſich bald an den, bald an jenen Oberſten in dem Heere, aber keiner wagte es, Stand zu halten, alle begaben ſich auf eine ſehr verderbliche Flucht, denn die ſchon ſiegenden Numidier liefen um den Wahlplatz herum, und tödteten die zerſtreuten Römer.

Fabius wußte die Gefahr gar wohl, in der ſich die ſo übel empfangnen Truppen befanden, und hatte wahrſcheinlicher weiſe ihre Niederlage vorher vermuthet, und daher ſeine Völker beſtändig unter den Waffen ſtehen laſſen. Er erfuhr was vorgieng auch nicht durch Boten, ſondern ſahe es von einer Warte auf dem Walle herab. Wie er gewahr wurde, daß die Armée umringt und in Unordnung gebracht war, und ſchon das Geſchrey

der furchtſamen fliehenden ihm zu Ohren drang, ſchlug er an ſeine Seite, und ſagte mit einem tiefen Seufzer zu den Umſtehenden: „Ihr Götter, wie hat Minutius eher als ich vermuthet habe, und er ſelbſt gewollt hat, ſein Verderben beſchleunigt.„ Er ließ hierauf in aller Eile die Fahnen vor das Heer bringen, und gab ſeinen Völkern Befehl, ihm zu folgen, und rief ihnen zu: „Laßt uns, Freunde, dem Marcus Minutius zu Hülfe eilen: er iſt ein braver Mann, der ſein Vaterland liebt. Wenn er aus zu groſſer Begierde, die Feinde zu vertreiben, einen Fehler begangen hat, ſo wollen wir zu einer andern Zeit dran denken.„

Gleich mit dem erſten Angriffe auf dem Felde ſchlug und zerſtreute Fabius die da herumſchweifenden Numidier. Darauf wandte er ſich gegen die Feinde, die den Römern in den Rücken gefallen waren, und ließ alles, was ſich entgegen ſtellte, niederhauen: die andern, um nicht eben ſo, wie vorher die Römer, eingeſchloſſen zu werden, wichen zurück, und flohen. Wie Annibal ſahe, daß ſich die Sache ſo veränderte, und daß Fabius mit einer Stärke, die ſein Alter übertraf, durch die fechtenden Schaaren hindurch zum Minutius auf den Hügel hin drang, hielt er mit dem Tref-

ſen ein, ließ zum Abzuge blaſen, und führte die Carthaginenſer in ſein Lager zurück, und die Römer giengen ebenfals gern in ihre Verſchanzung zurück. Annibal ſoll im Rückzuge zu ſeinen Freunden vom Fabius im Scherze geſagt haben: — „Habe ichs euch nicht oft vorher geſagt, daß die Wolke, die ſich da auf den Bergen niedergelaſſen hatte, einmal einen groſſen Sturm und Regen ausgieſſen werde?„

Fabius ließ nach der Schlacht die getödteten Feinde plündern, und ſagte auf dem Rückwege nach dem Lager nicht ein einziges ſtolzes oder bittres Wort wider ſeinen Nebengeneral. Minutius hingegen hielt an ſein verſammeltes Heer folgende Rede: — „Kameraden, in wichtigen Dingen gar nichts zu verſehen, das geht über die menſchlichen Kräfte. Aber nach einem begangnen Fehler, denſelben zur Lehre auf die Zukunft zu machen, iſt die Pflicht eines braven und verſtändigen Mannes. Ich bekenne, daß ich mich über das Glück im Kleinen beklagen, im Groſſen aber es rühmen muß. Denn was ich in ſo langer Zeit nicht gewußt habe, das haben mich wenige Stunden gelehrt: ich habe eingeſehn, daß ich nicht fähig bin, über andre den Befehl zu führen, ſondern

dern ſelbſt einen Anführer nöthig habe, und daß ich mit demjenigen nicht um den Vorrang ſtreiten muß, unter welchem zu ſtehn mir Ehre bringt. Der Dictator ſoll künftig in allem euer oberſter Anführer ſeyn, aber jetzt will ichs noch einmal ſeyn, um ihm Dank abzuſtatten, und um der erſte zu ſeyn, der ſich ihm gehorſam und ſeinen Befehlen unterwürfig darſtellt.„

Nach dieſer Rede befahl er die Adler vorzutragen, ließ alle Truppen ihm folgen, und führte ſie in das Lager des Fabius. Er zog gerade auf das Zelt des Feldherrn zu, worüber alles in Erſtaunen und Verwundrung kam. Als Fabius heraustrat, legte Minutius die Fahnen ihm zu Füſſen, und nannte ihn mit lauter Stimme ſeinen Vater: ſeine Soldaten nannten die Soldaten des Fabius ihre Patronen, ein Name, welchen die Freygelaſſenen ihren Herrn zu geben pflegen. Nach erfolgter Stille hielt Minutius folgende Rede: — „Dictator, du haſt an dem heutigen Tage zwey Siege gewonnen, den einen gegen die Feinde durch Tapferkeit, den andern gegen deinen Nebengeneral durch Klugheit und Güte. Durch den einen Sieg haſt du uns vom Verderben errettet, durch den andern haſt du uns gelehrt,

daß es eben ſo ſchön und heilſam für uns iſt, von dir überwunden zu ſeyn, als es uns ſchädlich iſt, vom Annibal überwunden zu ſeyn. Ich nenne dich daher meinen gütigen Vater, weil ich keine ehrenvollere Benennung weiß, und ich von dir eine gröſſre Wohlthat als von meinem leiblichen Vater erhalten habe. Denn von dem bin ich nur allein geboren worden, von dir aber bin ich mit ſo vielen zugleich erhalten worden.„ Indem er dieſes ſagte, umarmte er den Fabius und küßte ihn. Eben das thaten die andern Soldaten, ſie umarmten und küßten einander: das ganze Lager war voller Fröhlichkeit und Freudenthränen.

Fabius legte bald darauf ſeine Dictatur nieder, und es wurden wiederum Conſuln erwählt. Die erſtern befolgten den Kriegsplan, den Fabius gemacht hatte, vermieden eine ordentliche Schlacht gegen den Annibal, ſchickten den Bundesgenoſſen Hülfe, und verhinderten den Abfall derſelben. Wie aber Terentius Varro Conſul wurde, ein Mann von dunkler Geburt, und durch ſeine Frechheit und Schmeicheley gegen das Volk berüchtigt, ſo ſahe man bald ein, daß dieſer aus Unerfahrenheit und Kühnheit alles aufs Spiel ſetzen würde. Er ſchrie in den Verſammlungen des Volks: —

„Der

„Der Krieg würde ſo lange dauern, als Rom Fabier zu Generalen haben würde, er ſelbſt aber wolle an dem Tage, da er die Feinde ſehen würde, ſie auch ſchlagen.„

Unter ſolchen Reden brachte er eine ſo ſtarke Armee zuſammen, dergleichen die Römer noch niemals gegen irgend einen Feind gebraucht hatten. Es kamen acht und achtzigtauſend Mann zuſammen. Fabius und die andern Römer von Einſicht geriethen darüber in Furcht, weil ſie keine Wiederherſtellung für das Glück des Staats mehr hoffen konnten, wenn dieſe ſo zahlreiche junge Mannſchaft ſollte verloren gehn. Daher wandte ſich Fabius an den andern Conſul, den Paulus Aemilius, der ſchon viel Kriegserfahrung beſaß, aber dem Volke nicht angenehm war, und ſich auch ſcheute, weil er ehedem vom Volke zu einer Geldſtrafe war verdammt worden; dieſen ermahnte und ermunterte er, der Raſerey des Varro ſich zu widerſetzen. Er ſtellte ihm vor, daß er mehr wider den Terentius Varro, als wider den Annibal fürs Vaterland zu ſtreiten habe, denn Varro werde eilen eine Schlacht zu liefern, und die Stärke des Annibals verkennen, dieſer aber werde gar wohl die Schwäche des Varro ken=

kennen. „Mir, mein lieber Paulus, fuhr Fabius fort, ſollte man billig mehr Glauben beymeſſen, als dem Terentius, wenn von Annibals Kriege die Rede iſt, und ich behaupte, daß, wenn ſich niemand mit ihm in dieſem Jahre in eine Schlacht einläßt, er entweder verloren iſt, wenn er in Italien bleibt, oder davon fliehen muß. Denn ſelbſt jetzt, da er geſiegt zu haben, und die Oberhand zu behaupten ſcheint, iſt niemand von ſeinen Freunden in Italien auf ſeine Seite getreten, und von dem mitgebrachten Heere hat er nicht den dritten Theil mehr übrig.„ — Darauf ſoll Paulus Aemilius geantwortet haben: „Für mich, mein lieber Fabius, iſt es, in Betracht meiner Umſtände, beſſer, durch die Schwerdter der Feinde, als noch einmal durch die Stimmen der Mitbürger zu fallen. Da nun unſer Staat in die Lage gekommen iſt, ſo will ich mich beſtreben, daß ich vielmehr von dir, als von allen denen, die mich zum Gegentheile zwingen, für einen guten General gehalten werde.„ Mit dieſem gefaßten Vorſatze gieng Paulus Aemilius zur Armee ab.

Terentius Varro drang ihm die Einrichtung ab, daß ſie einen Tag um den andern das oberſte

Commando führen wollten. Er lagerte ſich dem Annibal gegen über, an dem Fluſſe Aufidus, bey Cannä. Gleich mit Anbruch des folgenden Tages gab er das Zeichen zum Angriffe, welches ein vor dem Zelte des Feldherrn ausgebreiteter Purpurrock iſt.

Die Carthaginenſer wurden anfänglich beſtürzt, da ſie die Kühnheit dieſes Feldherrn und die Stärke der Armee erblickten, welche mehr als noch einmal ſo ſtark, wie ſie, war. Annibal, nachdem er Befehl gegeben hatte, die Waffen zu ergreifen, ritt mit wenigen auf einen kleinen Hügel, und beobachtete da die Römer, die ſich ſchon in Schlachtordnung geſtellt hatten. Einer von ſeinen vornehmſten Begleitern, mit Namen Giskon, ſagte: **Er verwundre ſich über die Menge der Feinde.** Annibal antwortete ihm mit finſtrer Miene: **Du weißt etwas nicht, was noch bewundrungswürdiger iſt, als dieß.** Giskon fragte, was das wäre? — **Daß niemand,** ſagte Annibal, **unter allen den Leuten Giskon heißt.** Dieſer beiſſende Scherz erregte durch ſeine Ueberraſchung ein allgemeines Gelächter. Er wurde bey der Rückkehr vom Hügel allen erzehlt, die Annibals Begleitern entgegen kamen, und das Lachen dar:

darüber verbreitete ſich ſo ſehr, daß die bey Annibal waren, ſich gar nicht wieder faſſen konnten. Die Carthaginenſer bekamen, da ſie dieſes ſahen, wieder Muth, und glaubten, dieſes Gelächter käme von der Verachtung der Menge und der Stärke der Römer her, und ihr Feldherr ſcherze über die Gefahr.

In der Schlacht ſelbſt gebrauchte Annibal Kriegsliſten. Erſtlich erwählte er eine ſolche Stellung, daß er den Wind im Rücken hatte, welcher damals wie ein heftiger Sturmwind ſich erhob, und von den weiten ſandigten Ebenen einen ſtarken Staub zuſammen wehte, den er über die Carthaginenſer hinweg, den Römern ins Geſicht führte, die ſich deswegen umwenden mußten, und in Unordnung geriethen.

Eine zweyte Kriegsliſt war ſeine Schlachtordnung. Seine tapferſten und beſten Soldaten ſtellte er auf die beyden Flügel, in die Mitte aber die ſchlechteſten Truppen, und dieſes Mittel ſtand den beyden Flügeln weit voran. Er gab dabey den Officiers Befehl, wenn die Römer das Mittel der Schlachtordnung würden zurückgetrieben haben, und indem ſie es weiter verfolgten, eine Einbeugung in der Carthaginenſiſchen Schlachtord=

ordnung entſtehen würde, und die beyden Flügel vorſtänden, ſo ſollten ſie von beyden Flügeln eilfertig ſich vorwärts herumwenden, die Feinde überflügeln, und von hinten zu einſchlieſſen. Dieſes ſcheint auch am meiſten die nachherige groſſe Niederlage verurſacht zu haben. Denn als das Mittel der Carthaginenſiſchen Schlachtordnung zurückwich, und die verfolgenden Römer ſich nachzog, ſo veränderte die Schlachtordnung des Annibal ihre Stellung, und nahm die Geſtalt eines halben Mondes an. Die Officiers der auserleſenen Truppen lieſſen dieſe theils rechts, theils links vorwärts ſich wenden, und fielen dadurch den Römern in die Flanke und in den Rükken, ſo, daß faſt alle, die ſich vor dieſer Umzingelung nicht gerettet hatten, von den Feinden niedergemacht wurden.

Es ſoll dabey auch den Römiſchen Rittern ein ſonderbarer Vorfall begegnet ſeyn. Paulus Aemilius wurde von ſeinem Pferde, welches wahrſcheinlicher weiſe verwundet worden war, abgeworfen. Die bey ihm befindlichen Ritter ſtiegen von ihren Pferden, um dem Conſul zu Fuſſe Beyſtand zu leiſten. Wie das die andern Ritter ſahen, ſo hielten ſie es für ein Zeichen einer allgemeinen

meinen gegebnen Order, ſprangen alle von ihren Pferden, und fochten mit den Feinden zu Fuſſe. Annibal, da er dieß bemerkte, ſagte: **Das iſt mir lieber, als wenn man ſie mir gebunden übergäbe.** Dieſen Vorfall erzehlen nebſt andern die Verfaſſer der ausführlichern Geſchichten.

Einer der beyden Conſuln, Terentius Varro, entfloh mit ſehr wenigen zu Pferde nach Venuſia. Aber Paulus Aemilius wurde während der hitziger und verwirrter Flucht mit ſo vielen Pfeilen verwundet, daß er am ganzen Körper voller Wunden und über das groſſe Unglück der Römer in tiefſter Betrübniß, ſich auf einen Stein niederſetzte, und da den Tod von den Händen der Feinde erwartete. Sein Kopf und Geſicht war mit ſo vielem Blute beſprätzt, daß ihn faſt niemand kannte, und ſelbſt ſeine Freunde und Diener, ohne ihn zu kennen, vorbey giengen. Der einzige Cornelius Lentulus, ein junger Mann aus Patriciſchem Geſchlechte, ſah und erkannte ihn. Er ſprang vom Pferde, führte es zu ihm, und bat ihn, ſich deſſelben zu bedienen, und ſich für ſeine Mitbürger zu erhalten, die jetzt mehr als jemals einen guten Anführer nöthig hätten. Aber Aemilius verweigerte dieſe Bitte, und nöthigte den

edlen

edlen Jüngling, wieder auf ſein Pferd zu ſteigen, welches dieſer mit Thränen that. Er richtete ſich hernach auf, drückte dem Lentulus die Hand, und ſagte zu ihm: — „**Melde dem Fabius Maximus, und ſey ſelbſt Zeuge davon, daß ich ſeine Rathſchläge bis ans Ende befolgt habe, und nichts von dem, was ich ihm verſprochen, unterlaſſen habe, aber daß ich zuerſt vom Varro, und dann vom Annibal überwunden worden bin.**„ Nachdem Paulus Aemilius mit dieſem Auftrage den Lentulus weggeſchickt hatte, warf er ſich ſelbſt unter die Todten hin, wo er ſtarb. Es ſollen in dieſer Schlacht funfzigtauſend Römer geblieben und vier tauſend gefangen worden ſeyn: nach der Schlacht ſollen noch in den beyden Lägern der Conſuln auf zehntauſend in die Kriegsgefangenſchaft gerathen ſeyn.

Nach dieſem groſſen Siege wurde Annibal von ſeinen Freunden ermahnt, ſeinem Glücke zu folgen, und im Nachjagen der Feinde mit den Flüchtigen zugleich in Rom einzudringen. In fünf Tagen nach dieſer Schlacht könne er, ſagte man, auf dem Capitolium ſpeiſen. Es iſt ſchwer zu beſtimmen, was für ein Gedanke ihn von dieſem Vorſatze abhielt. Sein Zaudern und ſeine Bedenk=

denklichkeit darüber ſcheint das Werk eines ihm widerſtreitenden Geiſtes oder Gottes zu ſeyn. Daher auch Barkas, ein Carthaginenſer, im Unwillen zu ihm ſagte: „Du verſtehſt zwar zu ſiegen, aber nicht den Sieg zu nutzen.„

Aber dieſer Sieg hatte des Annibals Umſtände auſſerordentlich glücklich verändert. Vor dieſer Schlacht hatte er keine Stadt, keinen Handelsplatz, keinen Haſen in Italien in ſeiner Bothmäßigkeit, er konnte kaum mit Mühe ſeinen Truppen und durch Plündern den nothwendigen Unterhalt verſchaffen. Er hatte keine ſichre Unterſtützung zum Beſtande des Krieges: er ſchweifte mit ſeiner Armee wie mit einer groſſen Räuberbande herum, und zog von einem Orte zum andern. Nach der Schlacht machte er ſich faſt ganz Italien unterwürfig: denn die meiſten und größten Völkerſchaften ergaben ſich ihm freywillig, und Capua, die größte und vorzüglichſte Stadt nach Rom, trat auf ſeine Parthey.

Man ſah nunmehro bey dem ſo groſſen Unglücke nicht allein die Treue der Freunde, wie Euripides ſagt, ſondern auch die Weisheit des Feldherrn ein. Denn was man vorher Feigherzigkeit und Schläfrigkeit des Fabius genannt hatte,

das

das ſchien nach dieſer Schlacht nicht bloß eine menſchliche Klugheit, ſondern ein übernatürlicher göttlicher Verſtand zu ſeyn, der das zukünftige Schickſal ſo weit vorher geſehn habe, welches jetzt noch, da man es erlitten, unglaublich ſcheine. Daher nun auch Rom alle ſeine noch übrige Hofnungen auf den Fabius Maximus ſetzte, und zu der Weisheit dieſes Mannes, wie zu einem Tempel und Altare, ſeine Zuflucht nahm. Und ſie war auch die erſte und vornehmſte Urſache, daß die Stadt Rom erhalten, und nicht, wie im Galliſchen Kriege, zerſtört wurde. Denn er, welcher in den Zeiten, wo man keine Gefahr zu ſehen glaubte, feig und mißtrauiſch ſich bezeigte, zeigte ſich nun, da alles niedergeſchlagen und voll unermeßlicher Betrübniß in eine unthätige Verwirrung verſunken war, allein in der Stadt in einer ruhigen Stellung, und einer geſetzten Miene, und flößte mit freundlichen Ermunterungen Muth ein. Er vertrieb das weibliche Geheul, und die Haufen, die an öffentlichen Orten zum gemeinſchaftlichen Klagen zuſammen kamen. Er beredte auch den Senat, daß er eine Verſammlung hielt, und ermunterte die obrigkeitlichen

Perſonen, welche alle auf ihn als ihren Schutz und ihren Beyſtand ſahen.

Er ſtellte Soldaten an die Thore, diejenigen, welche entlaufen und die Stadt verlaſſen wollten, zurückzuhalten. Er beſtimmte Zeit und Ort zur Trauer, durch eine Verordnung, daß jedermann dreyßig Tage in ſeinem Hauſe trauern konnte, nach dieſer Zeit aber alle Trauer aufhören und die Stadt gereinigt werden ſollte. Da das Feſt der Ceres in eben dieſen Tagen einfiel, ſo hielt man für rathſamer, die Opfer und den feyerlichen Aufzug dabey ganz auszuſetzen, als das groſſe Unglück der Stadt durch die geringe Anzahl und Betrübniß der dabey erſcheinenden Bürger noch augenſcheinlicher zu machen. Denn den Göttern ſey die Feyer fröhlicher Menſchen nur angenehm. Alles, was auch nur die Wahrſager zur Verſöhnung der Götter, oder Abwendung unglücklicher Vorbedeutungen zu thun riethen, das wurde gethan. Pictor, ein Anverwandter des Fabius, wurde nach Delphos geſchickt, dort ein Orakel zu holen. Von zweyen Veſtaliſchen Jungfrauen, die der Hurerey überführt wurden, ließ man die eine, dem Gebrauche gemäß, lebendig begraben, die andre hatte ſich ſelbſt umgebracht.

Eine beſondre Verwundrung verdient die Großmuth der Römer gegen den Conſul Terentius Varro. Er kam von ſeiner Flucht, wie einer, der auf das ſchändlichſte und unglücklichſte ſich betragen hatte, ſehr niedergeſchlagen und demüthig zurück. Es bewillkommnete ihn aber der ganze Senat und das Volk vor dem Thore. Die erſten aus dem Senate, unter denen auch Fabius war, rühmten ihn, daß er, nach einer ſo groſſen Niederlage, die Stadt Rom nicht für verloren gehalten hätte, ſondern ſich jetzt wieder an die Spitze des Staats ſtelle, die öffentlichen Angelegenheiten übernähme, und die Geſetze und die Bürger zu erhalten ſuche.

Als auch die Nachricht zu Rom einlief, daß ſich Annibal nach der Schlacht auf die andre Seite Italiens gewandt habe, ſo ſchöpfte man neuen Muth. Man ſchickte neue Oberſten und neue Feldherren wider ihn ab, unter denen Fabius Maximus, und Claudius Marcellus die vornehmſten waren, zwey Männer, die ſich durch entgegengeſetzte Charaktere gleich groſſe Verehrung erwarben. Marcellus hatte, wie in ſeiner Lebensbeſchreibung gezeigt worden iſt, eine lebhafte, ſich auszeichnende Thätigkeit, eine tapfre Fauſt und

den Geiſt jener Helden, welche Homer kampflie- bende, ſtreitbare * nennt. Er bewies ſich in den vorfallenden Gefahren eben ſo kühn, als der kühne Annibal, und ließ ſich mit ihm in die erſten beſten Gefechte ein. Fabius hingegen blieb bey ſeinen erſtern Grundſätzen, und hofte immerfort, wenn niemand mit dem Annibal ſich in eine Schlacht einlieſſe, noch ihm dazu Gelegenheit gäbe, ſo würde er in dieſem Kriege ſich ſelbſt ſchwächen, und ſeine Macht aufreiben, ſo wie Fechter, wenn ſie ihre Kraft überſpannen, und beſtändig anſtrengen, am geſchwindſten ihre Stärke verlieren. Daher pflegten auch die Römer, wie Poſidonius erzehlt, den Fabius ihren Schild, und den Marcellus ihr Schwerdt zu nennen, und die durch des Fabius Behutſamkeit gemäßigte Hitze des Marcellus wurde ihre Errettung. Annibal, der dieſem oft wie einem reiſſenden Fluſſe entgegen gieng, mußte ihm weichen, und ſchwächte ſeine Macht: von dem andern Feldherrn wurde er, wie von einem Fluſſe, der ſtille fließt, und allmählig das Ufer wegſpült, unvermerkt geſchwächt. Zu-

letzt

* φιλοπτολέμυς, ἀγερώχυς; Beynamen Homeriſcher Helden, die in der Iliade öfters vorkommen.

letzt kam er in ſolche Verlegenheit, daß er ſich ſcheute, mit dem Marcellus zu fechten, und vor dem Fabius ſich fürchtete, der nicht mit ihm fochte.

Mit dieſen beyden Feldherrn hatte Annibal es die meiſte Zeit dieſes Krieges hindurch zu thun, denn ſie wurden faſt immer zu Prätoren, oder Proconſuln, oder Conſuln erwählt, und führten das Heer an, und jeder von ihnen iſt fünfmal Conſul geweſen. Aber Marcellus kam doch in ſeinem fünften Conſulate durch eine Kriegsliſt des Annibals, in die er gerieth, ums Leben. Fabius hingegen ließ ſich durch allerley öftere Ränke und Verſuche nicht hintergehen, auſſer daß er ein einzigmal beynahe wäre angeführt worden.

Annibal ſchickte ihm erdichtete Briefe im Namen der vornehmſten von Megapont, welche ihm meldeten, daß ſie die Stadt ihm übergeben wollten, wenn er mit ſeinen Truppen dahin käme, und diejenigen, die die Sache ausführen ſollten, erwarteten ſeine Ankunft. Dieſe Briefe bewogen ihn, daß er ſich entſchloß, mit einem Theile ſeiner Armee in der Nacht dahin abzugehn. Da ihn aber die Wahrſager nichts gutes aus den mit den Vögeln angeſtellten Vorbedeutungen prophezeyeten, ſo änderte er ſeinen Vorſatz, und bald drauf

erfuhr er auch, daß dieſe Briefe vom Annibal waren untergeſchoben worden, und er bey der Stadt in einem Hinterhalte auf ihn gelauert habe. Man kann dieſe Bewahrung wohl der Gnade der Götter zuſchreiben.

Fabius hielt für gut, den Abfall der Städte in Italien und die Bewegungen der Bundesgenoſſen durch eine ſanfte gelinde Begegnung zu hintertreiben, und nicht jeden Verdacht zu unterſuchen, noch mit den verdächtigen hart zu verfahren. Man erzehlt, als er einſtmals erfahren habe, daß ein Marſe, der ſich durch Tapferkeit und Abkunft unter den Truppen der Bundesgenoſſen auszeichnete, zu einigen im Lager vom Uebergehen zum Feinde geredet habe, ſo ſey er nicht gegen dieſen Menſchen erzürnt worden, ſondern habe zu ihm geſagt: — „Er geſtehe, daß man ihn nicht nach Würden belohnt hätte, aber ſeine Officiers wären daran Schuld, welche mehr nach Gunſt als nach Verdienſt die Ehrenſtellen ertheilten. Künftighin würde er aber ſelbſt Schuld ſeyn, wenn er nicht, wenn er etwas begehre, ihm, dem Fabius, davon Nachricht gäbe.„ Er ſchenkte ihm hierauf ein abgerichtetes Streitpferd, und noch andre Sachen, wodurch der Marſe der treu-

ſte

ſte und willigſte Soldat wurde. Fabius hielt es für unſchicklich, daß man Pferde und Jagdhunde durch Mühe, Angewöhnung, und Pflege mehr als durch Schläge abrichte, und ihre thieriſche Wildheit und Widerſpenſtigkeit vertriebe, hingegen, wenn man Menſchen zu regieren habe, nicht vielmehr durch Freundlichkeit und Gelindigkeit ſie zu beſſern ſuche, ſondern ſich oft härter betrüge, als die Gärtner, die die wilden Feigen = Birn- und Oelbäume durch das Einpfropfen zu guten fruchttragenden Bäumen machten.

Die Officiers berichteten einſtmals dem Fabius, daß ein gewiſſer Lucaner oft auſſer dem Lager herumſtreife, und ſeinen Poſten verlaſſe. Er fragte, wie der Menſch ſich ſonſt in andern Dingen betrüge? Sie bezeugten alle, daß er einer der tapferſten Soldaten ſey, und erzehlten einige vorzügliche Proben ſeiner Herzhaftigkeit. Fabius forſchte der Urſache ſeiner öftern Abweſenheit nach, und erfuhr, daß er in ein Mädchen verliebt war, und um dieſes zu beſuchen, mit vieler Gefahr faſt täglich einen weiten Weg aus dem Lager gieng. Er ſchickte einige Soldaten ab, welche das Mädchen aufheben mußten, verbarg es in ſeinem Gezelte, und ließ darauf den Lucaner zu ſich

kommen. — „Es iſt mir wohl bekannt, ſagte er, daß du wider das Römiſche Kriegsrecht oft die Nacht auſſerhalb dem Lager zubringſt; ich weiß aber auch, daß du ſonſt ein braver Soldat warſt. Es ſoll dir dein Verbrechen in Betracht deines ſonſtigen guten Betragens vergeben ſeyn: aber aufs künftige will ich dich von jemanden bewachen laſſen.„ Der Lucaner wurde beſtürzt, Fabius aber ließ das Mädchen hervortreten, und übergab es ihm mit dieſen Worten: — „Dieſe hier ſagt für dich gut, daß du im Lager bleiben wirſt. Du aber mußt nun in der That beweiſen, daß du aus keiner ſchändlichen Urſache deinen Poſten verlaſſen, und nur die Liebe zum Vorwande gebraucht haſt.„

Die Stadt Tarent, welche durch Verrätherey in die Gewalt der Feinde gekommen war, nahm Fabius auf folgende Art wieder ein. Es war bey ſeiner Armee ein junger Mann aus Tarent, welcher von ſeiner Schweſter zu Tarent ſehr zärtlich geliebt wurde. In dieſe hatte ſich ein gewiſſer Brutier, einer von denen, die die Beſatzung der Stadt commandirten, verliebt. Dieß gab dem Tarentiner Hofnung, einen guten Anſchlag auszuführen. Er gieng, mit Vorbewußt des Fabius,

bius, in die Stadt, und als ein Ueberläufer, zu ſeiner Schweſter. Die erſten Tage vergiengen, ohne daß ſeine Schweſter, welche glaubte, daß ihr Bruder nichts von ihrer Liebe wüßte, den Brutier zu ſich kommen ließ. Darauf ſagte der junge Mann zu ſeiner Schweſter: — „Im Römiſchen Lager gieng ein ſtarkes Gerücht, daß du mit einem der größten und vornehmſten Männer in Vertraulichkeit ſtündeſt. Wer iſt er? Wenn er, ſo wie man ſagt, ein Mann von Anſehn und gutem Rufe iſt, ſo kömmt jetzt wenig drauf an, von welcher Nation er ſey, da der Krieg allen Unterſchied aufhebt. Im Nothfalle iſt nichts ſchändlich, und es iſt vielmehr ein Glück, wenn man zur Zeit, da das Recht nicht gilt, bey dem, der Gewalt hat, Freundſchaft genießt.„ — Auf dieſe Vorſtellung ließ das Mädchen den Brutier zu ſich kommen, welcher mit dem Bruder Bekanntſchaft machte. Dieſer begünſtigte die Leidenſchaft des Liebhabers, und da er ſeine Schweſter demſelben geneigter und willfähriger machte, ſo erwarb er ſich eine ſolche Treue der Verbindlichkeit, daß er ohne viele Mühe dieſen verliebten Menſchen durch die Hofnung groſſer Geſchenke, welche ihm Fabius machen würde, auf die Seite der Rö-

mer, und zu einer gedungenen Verrätherey brachte.

So erzehlen die meiſten Schriftſteller die Sache: einige hingegen geben das Frauenzimmer, von welchem der Brutier verführt wurde, für keine Tarentinerin, ſondern für eine geborne Brutierin aus: ſie wäre, ſagen ſie, des Fabius Beyſchläferin geweſen, und wie ſie erfahren hätte, daß ihr Landsmann und Bekannter, Officier der Brutier wäre, ſo habe ſie dem Fabius davon geſagt, und, durch eine Unterredung mit dem Brutier an den Mauern, denſelben gewonnen.

Indem dieſes vergieng, ſuchte Fabius den Annibal mit Liſt von Tarent wegzulocken. Er ließ daher den in Rhegium liegenden Truppen befehlen, ins Gebiet der Brutier einzufallen, und Caulon zu beſtürmen. Es waren achttauſend Mann, meiſtentheils Ueberläufer, und ſolche, welche Marcellus aus Sicilien, als ſchlechte, ehrloſe Leute, dahin geſchickt hatte, deren Verluſt der Stadt Rom wenig Kummer machen konnte. Fabius hofte durch dieſe dem Annibal gleichſam vorgelegte Lockſpeiſe, ihn von Tarent wegzuziehen; welches auch erfolgte. Denn Annibal zog mit ſeiner ganzen Macht ſogleich dieſen Truppen nach.

Die

Die Belagerung von Tarent, welche Fabius indeſſen angefangen, hatte ſchon ſechs Tage gedauert, als der junge Tarentiner, der nebſt ſeiner Schweſter mit dem Brutier alles verabredet hatte, des Nachts zu dem Fabius kam, und ihm den genau beſichtigten Ort zeigte, an welchem der Brutier ſeinen Poſten haben, die Stadt übergeben und die Römer einnehmen wollte. Aber Fabius vollführte nicht bloß durch Verrätherey ſein Vorhaben, ſondern gieng zwar ſelbſt mit einigen in der Stille an den bezeichneten Ort, ließ aber die übrige Armee die Stadt von der See- und Landſeite her mit groſſem Geſchrey und Lermen ſtürmen. Die meiſten von den Tarentinern lieſen dahin, um die Römer von den Mauern wegzutreiben, indeſſen gab der Brutier dem Fabius das beſtimmte Zeichen, welcher die Stadt mit Leitern erſtieg und einnahm.

Hierbey ſcheint Fabius vom Ehrgeitze hingeriſſen worden zu ſeyn. Denn er ließ die vornehmſten Brutier umbringen, damit es nicht bekannt würde, daß er die Stadt durch Verrätherey erobert hätte. Allein dieſe Hofnung ſchlug fehl, und er bekam noch dazu den Vorwurf eines ungetreuen und grauſamen Mannes. Es kamen

auch viele Tarentiner um, und dreyßigtauſend wurden als Sklaven verkauft. Die Stadt wurde von den Römiſchen Soldaten geplündert; in die gemeine Kaſſe kamen von der Beute dreytauſend Talente. * Man erzehlt, daß bey dem Wegräumen aller Sachen der Schreiber des Fabius ihn gefragt, was denn mit den Göttern zu Tarent geſchehen ſolle? unter welchen Namen er die Gemählde und Statüen der Götter verſtand. Fabius habe ihm geantwortet: Wir wollen den Tarentinern ihre erzürnten Götter laſſen. Er ließ bloß die coloſſaliſche Statüe des Herkules zu Tarent wegbringen, und ſie im Capitolium nebſt ſeiner daſelbſt ſtehenden Statüe zu Pferde ſtellen. Hierdurch zeigte er, daß er in dergleichen Dingen weit weniger verſtand als Marcellus, und daß jener durch ſeine Sanftmuth und Menſchenfreundlichkeit weit mehr Bewundrung als er verdiente, wie in dem Leben des Marcellus umſtändlicher bemerkt worden iſt.

Annibal war auf ſchnellen Rückmärſchen nur noch vierzig Stadien von Tarent entfernt, als es erobert wurde. Er ſoll bey dieſer Gelegenheit öffent=

* Auf 3 Millionen Thaler nach unſerm Gelde. S. Liv. Libr. XXVII. cap. 16.

öffentlich geſagt haben: „So haben denn die Römer nun auch einen Annibal“! und wir haben Tarent auf eben die Art verloren, wie wir es eingenommen hatten. In Privatunterredungen ſoll er auch damals zuerſt das Urtheil von ſich haben hören laſſen: — „Er habe es ſchon längſt für ſchwer gehalten, Italien mit der Macht, die er hätte, zu behaupten, nun halte er es gar für unmöglich.„

Fabius hielt nach der Einnahme von Tarent einen zweyten Triumph, der glänzender als der erſte war. Er hatte wie ein geſchickter Fechter mit dem Annibal geſtritten, und deſſen Unternehmungen wie Knoten und Handgriffe, die nicht mehr ſtark genug waren, verdorben. Ein Theil der Truppen Annibals war durch Reichthum und Schwelgerey weichlich geworden, der andre war durch die häufigen Scharmützel abgemattet und geſchwächt.

Als Annibal Tarent einbekommen hatte, war ein gewiſſer Marcus Livius Commendant der Stadt geweſen. Er hatte ſich mit ſeiner Beſatzung aufs Schloß gezogen, und daſſelbe ſo lange herzhaft vertheidigt, bis die Römer die Stadt wieder einnahmen. Dieſer war über die Ehrenbe-

zeigun-

zeigungen, welche Fabius erhielt, unzufrieden, und wurde vom Neide und Ehrſucht ſo ſehr getrieben, daß er in der Verſammlung des Senats ſagte: „Er ſelbſt und nicht Fabius ſey die Urſache, daß Tarent wieder eingenommen worden wäre.„ — Fabius aber antwortete ihm lächelnd: **Du haſt recht; denn wenn du die Stadt nicht verloren hätteſt, ſo hätte ich ſie nicht wieder einnehmen können.„**

Unter den vielen glänzenden Ehrenbezeigungen, welche die Römer dem Fabius ertheilten, war auch die, daß ſie ſeinen Sohn Fabius zum Conſul erwählten. Als dieſer junge Mann nach übernommener Regierung eben mit einigen Kriegsanſtalten beſchäftigt war, ſo wollte ſein Vater, entweder aus Alter und Schwachheit, oder um ſeinen Sohn in Verſuchung zu führen, durch die Schaar der Umſtehenden zu ihm hin reiten, aber der junge Conſul gab dieß nicht zu, ſondern ſchickte einen Lictor an ihn, ſobald er ihn von weiten gewahr wurde, und ließ ſeinem Vater befehlen, abzuſteigen, und zu Fuſſe zu erſcheinen, wenn er etwas mit dem Conſul zu ſprechen hätte. Die Umſtehenden waren mit dieſem Befehle unzufrieden, und ſahen ſtillſchweigend den alten Fabius,

als

als wenn ihm nicht würdig genug begegnet worden wäre, an. Aber der alte Mann ſprang geſchwind vom Pferde, eilte zu ſeinem Sohne, umarmte und küßte ihn: — „Du haſt recht gethan, mein Sohn, ſagte er zu ihm, und denkſt wie ſichs gehört, da du zu erkennen giebſt, über was für Menſchen du herrſcheſt, und wie groß deine Herrſchaft ſey. Auf ſolche Art haben auch wir und unſre Vorfahren Roms Macht erhoben, da wir immer die Ehre des Vaterlandes der Ehre unſrer Aeltern und Kinder vorzogen.„

Es ſoll auch wirklich der Urgroßvater des Fabius, welcher in größter Ehre und Anſehn zu Rom ſtand, fünfmal Conſul geweſen, und wegen der wichtigſten Kriege herrliche Triumphe gehalten hat, ſeinen Sohn, der Conſul war, als Untergeneral in den Krieg begleitet haben, und demſelben, als er auf einem vierſpännigen Triumphwagen durch die Stadt ſeinen Aufzug hielt, unter den übrigen Begleitern zu Pferde nachgefolgt ſeyn, voller Freuden, daß er, als Herr ſeines Sohns, und ſelbſt durch die Benennung der Römer, der größte unter ihnen, * den Geſetzen und der Regierung

* Maximus; welchen Zunamen er wegen ſeiner groſſen

gierung ſeine Unterwürfigkeit bezeigen könne. Doch dieß war nur etwas geringes von denen Eigenſchaften, wodurch ſich jener Fabius bewundernswürdig machte.

Derjenige Fabius, deſſen Leben wir beſchreiben, hatte das Unglück, ſeinen Sohn durch den Tod zu verlieren, und er ertrug dieſen Zufall, als weiſer Mann und zärtlicher Vater, mit Gelaſſenheit. Er hielt die Lobrede, welche bey den Begräbniſſen angeſehener Männer von deren Verwandten pflegte gehalten zu werden, ſelbſt auf ſeinen Sohn, auf dem Marktplatze, und gab ſie hernach in Abſchriften öffentlich heraus.

Indeſſen hatte Cornelius Scipio, welcher nach Spanien war geſandt worden, die Carthaginenſer nach vielen Siegen aus Spanien vertrieben, viele Völkerſchaften und groſſe Städte der Herrſchaft der Römer unterworfen, und viele herrliche Thaten verrichtet. Er erhielt bey ſeiner Rückkunft zu Rom ſo viele Gunſt und Ehre, wie kein andrer General. Er wurde zum Conſul gewählt. Weil er wußte, daß das Volk etwas groſſes von ihm

groſſen Verdienſte, beſonders um die innere Ruhe des Staats, erhalten, wovon auch ſchon Plutarch vorher Erwähnung gethan.

ihm verlangte und erwartete, und ſich in Italien mit dem Annibal herumzuſchlagen, ihm etwas gewöhnliches altes zu ſeyn ſchien, ſo kam er auf den Gedanken, ſelbſt gegen Carthago und Africa eine Armee zu ſenden, und dieſe Länder zu verwüſten, um den Krieg aus Italien dahin zu ziehen. Er ſetzte alle ſeine Kräfte in Bewegung, um das Volk zu dieſem Entſchluſſe zu bringen. Fabius hingegen machte dem Volke darüber allerhand furchtſame Gedanken, als würde es von einem unbedachtſamen jungen Manne zur äuſerſten und gröſten Gefahr verleitet: er ſparte weder Worte noch Kunſtgriffe, um die Bürger zu Rom von dieſem Vorhaben abwendig zu machen. Bey dem Senate behielt er die Oberhand, aber bey dem Volke kam er in Verdacht, daß er aus Neid über das Glück des Scipio demſelben ſich widerſetze, und daß er befürchte, wenn dieſer etwas groſſes und herrliches ausführte, und den Krieg entweder gänzlich endigte, oder doch aus Italien wegzöge, ſo möchte er für einen trägen und unthätigen General gehalten werden, da er in ſo langer Zeit ihn nicht geendigt hätte.

Es ſcheint, daß Fabius im Anfange wirklich aus groſſer Behutſamkeit und Vorſicht dem Vor-

ſchlage des Scipio ſich widerſetzt habe, weil er ihn für gar zu gefährlich gehalten, hernach aber aus einem gewiſſen Ehrgeitze und aus Eiferſucht die Vergröſſerung des Scipio eifriger zu hindern geſucht habe. Denn er redte auch dem Craſſus, dem Nebenconſul des Scipio, zu, daß er dem Scipio nicht ſollte die Anführung der Armee laſſen, und ihm nicht nachgeben, ſondern, wenn er es für gut hielte, ſelbſt nach Africa überſchiffen ſollte. Auch verhinderte er es, daß zu dieſem Unternehmen kein Geld gegeben wurde. Scipio war genöthigt, ſich ſelbſt Geld zu verſchaffen, und brachte es von den Hetruriſchen Städten zuſammen, welche es ihm aus Privatfreundſchaft vorſtreckten. Craſſus aber, der von Natur weder ehrgeitzig noch hitzig war, und den auch ſein Amt, weil er Oberprieſter war, in Italien zu bleiben verband, verhielt ſich ganz ſtille.

Fabius war auch auf eine andre Art dem Scipio hinderlich. Er brachte es dahin, daß die jungen Römer, welche den Feldzug unter dem Scipio mitmachen wollten, es nicht thun durften. Er ſchrie in allen Verſammlungen des Senats und es Volks, Scipio liefe nicht allein ſelbſt vor den Annibal, ſondern er wolle auch die noch übri-

ge

ge Macht Italiens daraus entführen, er hintergehe die jungen Leute durch eitle Hofnungen, und berede ſie, ihre Aeltern, Frauen, und die Stadt Rom zu verlaſſen, vor deren Thoren ein mächtiger, unüberwindlicher Feind ſtehe.

Durch ſolche Reden brachte er den Römern ſo viel Furcht bey, daß ſie beſchloſſen, es ſolle Scipio nur die Truppen, die in Sicilien ſtünden, und von der Armee, die unter ihm in Spanien gedient, nur dreyhundert auserleſene, auf deren Treue er ſich verlieſſe, zu ſeiner Unternehmung mitnehmen. In allen dieſen Dingen ſcheint Fabius ſeine politiſchen Maasregeln ſeinem Charakter gemäß, der ſehr furchtſam war, genommen zu haben.

Sobald Scipio nach Africa übergeſchift war, kamen Nachrichten nach Rom, daß er bewundrungswürdige und wichtige Thaten verrichtet habe. Dieſe Nachrichten wurden bald darauf durch eine Menge von überſchickter Beute beſtätigt. Scipio hatte einen Numidiſchen König gefangen bekommen, zwey Läger zu einer Zeit erobert und verbrannt, und dabey eine Menge Ammunition und Pferde verdorben. Die Carthaginenſer berieſen den Annibal aus Italien zu ſich,

und lieſſen ihn bitten, ſeine eitlen Hoſnungen auf Italien aufzugeben, und ihnen zu Hülfe zu eilen. Jedermann zu Rom ſprach vom Scipio und ſeinen glorreichen Thaten. Nur Fabius ſchlug vor, dem Scipio einen andern Nachfolger zu ſenden, wozu er keinen andern Grund anzugeben wußte, als die bekannte Sentenz: es ſey gefährlich, ſo wichtige Dinge dem Glücke eines einzigen Menſchen anzuvertrauen, weil ſchwerlich ein Menſch immerfort glücklich wäre.

Dadurch aber brachte er faſt alles wider ſich auf. Man hielt ihn für einen grämlichen neidiſchen Mann, oder für einen aus Alter verzagten furchtſamen, der gar zu ſehr für den Annibal zittre. Und er konnte auch wirklich nicht einmal da, als ſchon Annibal aus Italien mit ſeiner Armee weggeſegelt war, ſeinen Mitbürgern ihre Freude und Hoſnungen unbeunruhigt laſſen. Er ſagte, daß nunmehr erſt der Staat recht unſicher wäre, und der äuſerſten Gefahr entgegen liefe; denn Annibal ſey in Africa vor den Mauern von Carthago, ein noch weit fürchterlicher Feind als vorher, und er würde dem Scipio Truppen entgegen ſtellen, die noch von dem Blute vieler Feld-

herrn

herrn, Dictatoren, und Conſuln, warm wären. Durch ſolche Reden beunruhigte er von neuen das Volk, welches ſich fürchtete, daß die Gefahr jetzt Rom näher gekommen wäre, indem der Krieg nach Africa gezogen war.

Aber nicht lange drauf beſiegte Scipio den Annibal in einer gewaltigen Schlacht, und ſchlug ihn aufs Haupt, drückte den Stolz des gedemüthigten Carthago nieder, erfüllte Rom mit einer Freude, die alle Hofnung überſtieg, und befeſtigte den Staat, den ein ſtarker Sturm erſchüttert hatte.

Fabius Maximus erlebte das Ende dieſes Krieges nicht, erfuhr nicht, daß Annibal überwunden war, und ſah das groſſe gegründete Glück ſeines Vaterlandes nicht: denn er ſtarb an einer Krankheit um eben die Zeit, da Annibal aus Italien wegzog. Epaminondas wurde von den Thebanen wegen der Armuth, in der er ſtarb, auf öffentliche Koſten begraben, denn man ſoll nach ſeinem Tode bey ihm nichts als einen kupfernen Obolus gefunden haben: die Römer lieſſen zwar den Fabius nicht auf öffentliche Koſten begraben, aber jeder gab zu ſeinem Leichenbe-

gängniſſe ſeine kleinſte Münze, nicht ſowohl ſeiner Armuth beyzuſtehen, ſondern ihn als den Vater des Römiſchen Volks zu begraben.

So war denn ſein Tod eben ſo ehrenvoll wie ſein Leben.

Ver=

Vergleichung des Perikles mit dem Fabius Maximus.

Dieß war die bloſſe Geſchichte des Lebens dieſer beyden Männer. Beyde haben groſſe und vortrefliche Muſter der Staatskunſt und der Kriegswiſſenſchaft hinterlaſſen. Wir wollen jetzt in der Vergleichung dieſer Männer von ihren kriegriſchen Eigenſchaften zuerſt reden. Perikles verrichtete ſeine herrlichen Thaten unter einem Volke, welches damals durch ſich ſelbſt groß, und zu einer blühenden Macht emporgeſtiegen war; es ſcheint von dem Glücke und der Stärke des Staats ſelbſt ſicher geſtellt und erhalten worden zu ſeyn. Fabius nahm ſich des Römiſchen Volks in ſeinen ſchlechteſten und unglücklichſten Zeiten an, er erhielt dem Staate nicht die Sicherheit ſeiner Glückſeligkeit, ſondern verſetzte ihn aus ſchlechten Umſtänden in beſſre. Als Perikles die Staatsverwaltung übernahm, ſo hatten ihm die Heldenthaten des Cimons, die Siege des

Myronides und Leokrates, und die vielen groſſen Thaten des Tolmides mehr Gelegenheit gegeben, Athen durch Feſttage und öffentliche Feyerlichkeiten zu verherrlichen, als durch die Waffen zu erhalten und zu beſchützen. Fabius zu Rom ſahe Flucht und Niederlagen vor ſich, eine Menge getödteter Feldherrn und Oberſten, die Seen, die Felder, die Gebüſche mit todten Römern bedeckt, die Flüſſe bis ans Meer hin mit Blute gefärbt flieſſen, er nahm ſich des Staats mit eigner Stärke und Standhaftigkeit an, und ließ ihn nicht, da er von Fehlern andrer Männer erſchüttert worden war, gänzlich zu Grunde gehn.

Im Gegentheile ſcheint es nicht ſo ſchwer zu ſeyn, eine durch Unglücksfälle gedemüthigte Stadt zu regieren, die aus Noth weiſen Rathſchlägen folgſam wird, als ein durch Glück ſtolzes und freches Volk im Zügel zu halten, welches am meiſten das Geſchäft des Perikles bey den Athenienſern ſcheint geweſen zu ſeyn. Aber die Gröſſe und Menge der Unglücksfälle, die die Römer damals betroffen hatten, zeigt uns denjenigen, der dadurch nicht in Verwirrung kam, und ſeine Maasregeln nicht änderte, als einen ſtandhaften und groſſen Mann.

Der Einnahme von Samos durch den Perikles kann man die Eroberung von Tarent entgegen ſetzen, ſo wie der Inſel Euböa die Städte in Campanien, denn die Stadt Capua nahm nicht Fabius, ſondern die beyden Conſuln Fulvius und Appius ein. Eine ordentliche Schlacht hat Fabius nicht gewonnen, auſſer dem Treffen, weswegen er den erſten Triumph hielt. Perikles hingegen hat neun Siege über die Feinde zur See und zu Lande erfochten. Aber man weiß auch keine ſolche That vom Perikles zu erzehlen, wie Fabius verrichtete, da er den Minutius dem Annibal entriß, und die ganze Armee der Römer errettete; eine herrliche That, an welcher Tapferkeit, Großmuth, und Güte gleichen Antheil hatten. Hinwiederum aber weiß man auch keinen ſolchen Fehler vom Perikles, dergleichen Fabius begieng, da ihn Annibal durch die Liſt mit den Ochſen betrog: Fabius hatte den Feind, der ſich von ungefähr in die engen Päſſe gezogen hatte, in ſeiner Gewalt, er ließ ihn des Nachts in der Stille entgehen, und da er ihn den Tag darauf angrif, durch ſeine Verzögerung ſich zuvorkommen, und von dem ſogar beſiegen, den er ſchon eingeſchloſſen hatte.

Wenn ein vollkommner Feldherr nicht allein in den gegenwärtigen Umſtänden ſich weiſe betragen, ſondern auch in die Zukunft voraus ſehen muß, ſo hat Perikles den Ausgang des Krieges richtig vorhergeſehn, und den Athenienſern vorher verkündigt: ſie verloren ihre Macht, weil ſie ſich in gar zu viele Dinge miſchten. Hingegen die Römer ſchickten wider den Rath des Fabius den Scipio nach Africa, und waren, nicht durchs ungefähre Glück, ſondern durch die Klugheit und Tapferkeit ihres Feldherrn glücklich, und Sieger am Ende des Krieges. Bey jenem bezeugten die Unglücksfälle des Vaterlandes, daß er die Zukunft weiſe vorhergeſehn, bey dieſem bewieſen die ſchönſten Siege, daß er ſich gänzlich geirrt hatte. Der Fehler eines Feldherrn iſt eben ſo groß, wenn er aus Zweifelmuth eine gute Gelegenheit zum glücklichen Vorfalle nicht nützt, als wenn er aus Unvorſichtigkeit in ein Unglück fällt. Denn einerley Urſache, Mangel an Erfahrung, erzeugt Kühnheit, und entreißt Herzhaftigkeit. So viel von den kriegriſchen Thaten dieſer beyden Männer.

In Abſicht der Staatsverwaltung iſt der Peloponneſiſche Krieg ein groſſer Vorwurf vor den Perikles, denn er ſoll ihn dadurch, daß er es hinderte,

derte, den Lacedämoniſchen Foderungen nachzugeben, verurſacht haben. Aber mich dünkt, daß auch Fabius Maximus den Carthaginenſern in nichts würde nachgegeben, ſondern mit Edelmuth alle Gefahr für die Herrſchaft Roms würde übernommen haben. Die Güte und Sanftmuth des Fabius aber, die er gegen den Minutius bewies, beſchämt den unruhigen Geiſt des Perikles, welchen er wider den Cimon und Thucydides zeigte, zwey vortrefliche der ariſtokratiſchen Regierung ergebne Männer, welche durch ihn aus Athen verwieſen wurden.

Perikles hatte mehr Gewalt im Staate als Fabius. Daher er es auch nicht zuließ, daß irgend ein Feldherr üble Maasregeln faſſen, und Athen ins Unglück bringen konnte: der einzige Tolmides, der ſeine Abſichten wider ſeinen Willen durchſetzte, wurde von den Böotiern geſchlagen. Die andern alle richteten ſich, wegen ſeiner groſſen Gewalt, beſtändig nach ſeinen Rathſchlägen. Fabius hingegen, der behutſam war, und Fehler vermied, hatte nicht ſo viel Gewalt, daß er andre von ihren Maasregeln abhalten konnte. Und die Römer würden nicht ſo viele Unglücksfälle erlitten haben, wenn Fabius

eben

eben ſo viel bey ihnen gegolten hätte, als Perikles zu Athen.

Beyde bewieſen in Abſicht des Geldes eine edle Großmuth. Der eine nahm die Geſchenke nicht an, die ihm angeboten wurden: der andre machte den dürftigen Geſchenke; er löſete die Kriegsgefangnen mit ſeinem eignen Gelde aus. Aber bey dem Fabius war die Summe nicht groß, und betrug etwa ſechs Talente. * Hingegen iſt es nicht leicht zu beſtimmen, wie viele unermeßliche Geſchenke Perikles bey ſeiner ſo groſſen Macht von Bundesgenoſſen und Königen hätte bekommen können, wenn er ſich nicht ganz davon frey und unbeſtechlich erhalten hätte.

Was die heiligen Werke, Tempel und Gebäude betrift, mit welchen Perikles Athen ſchmückte,

* Entweder iſt die Leſeart falſch, oder Plutarch hat ſich geirrt. Die Summe betrug, ſelbſt nach der obigen Angabe des Plutarchs, da 240 Römiſche Kriegsgefangene auszulöſen waren, und für jeden 250 Denarii gegeben werden mußten, gerade zehn Talente.

te, ſo verdient alles, was Rom vor den Zeiten der Kaiſer ſchönes hatte, mit jenen in keine Vergleichung geſtellt zu werden, welche durch Kunſt und Pracht einen hohen unvergleichbaren Vorzug haben.

Alcibiades.

Der Stifter des Geſchlechts des Alcibiades war Euryſaces, der Sohn des Ajax: von der Seite ſeiner Mutter Dinomache, einer Tochter des Megakles, war er ein Abkömmling vom Alkmäon. Sein Vater Klinias hatte in der Schlacht bey Artemiſium mit einem auf eigne Koſten erbauten Schiffe ſich ſehr ruhmwürdig verhalten, und war in dem Treffen mit den Böotiern bey Koronea geblieben. Die Söhne des Xanthippus, Perikles und Ariphron, Anverwandte des Alcibiades, wurden ſeine Vormünder. Man ſagt mit Recht, daß das Wohlwollen und die Freundſchaft des Sokrates gegen den Alcibiades nicht wenig zu ſeinen Ruhm beygetragen, denn vom Nicias, Demoſthenes, Lamachus, Phormio, Thraſybulus, Theramenes, welche zu ſeiner Zeit die berühmteſten Männer waren, ſind nicht einmal die Namen ihrer Mütter auf die Nachwelt gekommen, vom Alcibiades iſt aber auch ſogar ſeine

ſeine Amme bekannt, welche eine Lacedämonierin war, Namens Amykla, und ſein Hofmeiſter Zopyras; jene erwähnt Antiſthenes, und dieſen Plato.

Von der Schönheit des Alcibiades iſt es hinreichend zu bemerken, daß ſie ihn als Kind, Jüngling, und Mann, nach dem verſchiednen Alter, immer liebenswürdig und angenehm erhielt. Denn was Euripides ſagt, daß bey ſchönen Menſchen auch der Herbſt ſchön ſey, trift nicht allgemein ein; Alcibiades bewies dieſes aber durch den Wuchs und die ſchöne Bildung ſeines Körpers. Auch ſein Liſpeln ſoll ihm wohl gelaſſen, und ſeiner Ausſprache eine ſchmeichelnde Grazie gegeben haben. Ariſtophanes erwähnt dieſes Liſpeln des Alcibiades in der Stelle, wo er den Theorus verſpottet.* — Darauf ſagt Alcibiades

zu

* Im Anfange der Komödie, die Weſpen. Den anſpielenden Witz dieſer Stelle zu verſtehen, muß man auf die Buchſtaben Acht haben. Alcibiades konnte das R nicht gut ausſprechen: er nennt alſo den Theorus, Theolus, ferner ſagt er im Griechiſchen, welches im Teutſchen unausdrückbar iſt, Theorus habe den Kopf eines

zu mir liſpelnd: Siehſt du den Theolus; er hat einen Rabenkopf. Alcibiades ſagt ganz recht, indem er liſpelt. — Auf gleiche Art ſpottet Archippus über den Sohn des Alcibiades: — „Er tritt weichlich einher, mit nachſchleppendem Mantel, und um ſeinem Vater ganz ähnlich zu ſcheinen, beugt er den Hals ein und liſpelt.„ —

Der Charakter des Alcibiades hatte in der Folge der Zeiten, unter ſeinen groſſen Thaten und mancherley Glücksveråndrungen, auch viele Abwechslungen und Verändrungen. Er beſaß von Natur viele und ſtarke Leidenſchaften, aber der Ehrgeitz war die vornehmſte: er wollte in allem immer der erſte ſeyn, wie ſchon aus einigen Anekdoten von ſeiner Jugend erhellet. Als er einſtmals im Ringen überwunden wurde, ſo biß er, um nicht niedergeworfen zu werden, ſeinem Gegner in die Hand. Und als ihn dieſer los ließ, und ſagte: Du beißeſt ja wie ein Weib, ſo antwortete er: Nicht doch, ſondern wie ein Löwe. Noch in ſeiner frühen Jugend ſpielte er einſtmals in einer

nes κόλακος, Schmeichlers, indem er ſagen will, er habe den Kopf eines Raben, κόρακος; durch Verwechslung des ρ und λ.

einer engen Straſſe mit andern Kindern Würfel. Als der Wurf an ihn kam, fuhr eben ein beladener Wagen heran: er befahl anfänglich dem Fuhrmanne, zu halten, da der grobe Mann aber nicht gehorchen wollte, ſondern weiter fort fuhr, ſo daß auch die andern Kinder davon liefen, ſo warf ſich Alcibiades vor den Wagen mit ausgeſtrecktem Leibe auf die Erde, und ſagte zum Bauer, wenn er Herz hätte, ſo möchte er nun zufahren. Der Mann wurde darüber beſtürzt, und zog den Wagen zurück; alle Zuſchauer erſchracken, und liefen mit Geſchrey zu ihm hin.

Wie Alcibiades anfieng die Schulen zu beſuchen, ſo war er gegen alle ſeine Lehrmeiſter ſehr folgſam, nur die Flöte wollte er nicht ſpielen lernen, weil er es für etwas unedles und unanſtändiges hielt. „Denn wenn man auf der Leyer oder Harfe ſpielt, ſagt er, ſo wird weder die Geſtalt noch Geberde, die einem freygebornen Menſchen anſtändig iſt, verdorben, wenn man aber auf der Flöte bläſt, ſo wird man ſo entſtellt, daß auch die Bekannten kaum das Geſicht erkennen können; ferner hindert die Leyer nicht, daß man, indem man ſie ſpielt, auch zugleich ſprechen oder ſingen kann, aber die Flöte benimmt die Stimme

und den Sprachgebrauch. Wir wollen alſo die Kinder der Thebaner auf der Flöte blaſen laſſen, welche nicht reden können. Wir Athenienſer aber haben, wie uns die Alten ſagen, die Minerva und den Apollo zu Schutzgöttern, von denen die Göttin die Flöte weggeworfen, und der Gott den Flötenſpieler hat ſchinden laſſen.„ Durch ſolche ſcherzende und ernſthafte Reden hielt Alcibiades ſich und andre Kinder von dieſer Kunſt ab. Denn es kam bald unter die andern Kinder, daß Alcibiades mit Recht die Flötenſpielerkunſt verachte, und die, die ſie lernten, verſpotte. Es wurde daher auch das Flötenſpielen gänzlich aus der Reihe der freyen Künſte geſetzt und verworfen.

In der Schmähſchrift des Antiphon auf den Alcibiades wird erzehlt, daß er als Knabe einſtmals aus ſeinem Hauſe weg, und zu einem ſeiner Liebhaber, dem Demokrates, gelaufen ſey. Ariphron habe ihn wollen öffentlich ausrufen laſſen, aber Perikles habe es nicht zugegeben, und geſagt: Wenn er todt iſt, ſo erfährt man es durch das Ausrufen nur einen Tag früher, lebt er aber, ſo wird dieſe Schande ſein ganzes Leben hindurch ihm ſchädlich ſeyn. Eben dieſem Antiphon zufolge ſoll Alcibiades auch einen von ſeinen Begleitern

gleitern auf dem Fechtboden des Sibyrtius mit ſeinem Stocke todtgeſchlagen haben. Aber derjenige, der nach eignem Geſtändniſſe offenbar aus Feindſchaft geſchrieben hat, verdient mit ſolchen Beſchuldigungen keinen Glauben.

Alcibiades ſahe ſich von einer Menge auch der vornehmſten Männer umgeben, von denen die meiſten offenbar durch die Schönheit ſeiner Bildung zur Achtung gegen ihn bewogen wurden, aber die Liebe des Sokrates gegen ihn war ein Beweis von einem guten tugendhaften Naturell des jungen Menſchen. Sokrates ſahe dieſe edlen Züge in ſeiner Bildung hervorglänzen, aber ſein Reichthum, ſein vornehmer Stand, und die Schaar der ihn umgebenden Schmeichler von Athenienſern, Bundesverwandten und Fremden, machte ihm Beſorgniß. Er bemühete ſich daher den Folgen davon vorzubeugen, und Achtung zu geben, daß er nicht, wie eine junge Pflanze ſeine Frucht noch in der Blüthe erſticke.

Keinen Menſchen hat wohl das Schickſal ſo ſehr mit den ſo genannten äuſern Glücksgütern gleichſam umzäunt, daß die Philoſophie mit ihren freyen und angreifenden Lehren ſchwerlich zu ihm dringen konnte, als den Alcibiades, welcher

gleich von Kindheit auf verzärtelt, und durch ſeine ihn umgebende Schmeichler von dem, der ihn ermahnen und bilden wollte, abgehalten wurde. Gleichwol lehrte ihn ſein vortrefliches Genie den Sokrates kennen, und er hielt ſich zu ihm mit Verlaſſung ſeiner reichen und vornehmen Liebhaber. Er machte ihn ſehr bald zu ſeinem vertrauten Freunde, und ließ ſich von dem Manne unterrichten, der nicht ein unmännliches Vergnügen, oder Küſſe, oder andre Gunſtbezeugungen von ihm begehrte, ſondern die Flecken ſeiner Seele ihm zeigte, und ſeinen eitlen unverſtändigen Stolz beugte, ſo daß Alcibiades, wie ein bezwungner Hahn, die Flügel ſinken ließ. Und er hielt auch wirklich den Unterricht des Sokrates für eine Wohlthat der Götter zum Beſten der Jugend. Er ſchämte ſich über ſich ſelbſt, bewunderte den Sokrates, ſchätzte ſein Wohlwollen, und verehrte ſeine Tugend, und dadurch wurde eine Art von Liebe, oder wie Plato ſagt, eine wechſelſeitige Liebe erzeugt. Jedermann verwunderte ſich, daß man den Alcibiades mit dem Sokrates ſpeiſen, Fechtübungen anſtellen, und im Kriege ein gemeinſchaftliches Zelt haben ſah, indeß er ſich gegen die andern Liebhaber hart und ſtolz betrug, und

ſogar

ſogar einigen auf eine freche Art begegnete; wie z. E. dem Anytus, dem Sohne des Anthemions.

Dieſer Mann, welcher auch einer von den Liebhabern des Alcibiades war, gab einigen Fremden ein Gaſtmahl, zu welchem er auch den Alcibiades einladete. Alcibiades ſchlug es ab, betrank ſich zu Hauſe mit ſeinen Freunden, und beſuchte drauf den Anytus. Er trat an die Thüre des Speiſezimmers, und da er die Tiſche mit goldnen und ſilbernen Bechern beſetzt ſah, ſo befahl er den ihn begleitenden Sklaven, die Hälfte davon wegzunehmen, und in ſein Haus zu tragen. Er wollte auch nicht einmal in das Zimmer hereintreten, ſondern gieng gleich wieder weg. Die Gäſte, die dieſes ſehr übel nahmen, ſagten, Alcibiades hat ſich gegen den Anytus ſehr übermüthig und frech betragen. Aber Anytus antwortete: Es iſt noch ſehr billig und freundſchaftlich, daß er von dem, was ihm erlaubt war alles wegzunehmen, uns noch einen Theil gelaſſen hat.

Eben ſo gieng er mit ſeinen übrigen Liebhabern um, einen einzigen ausgenommen, welcher aus der Fremde nach Athen gezogen war. Dieſer Mann, der nicht viel beſaß, verkaufte alles, was er hatte, und brachte die Summe davon, welche

etwan hundert Statern betrug, dem Alcibiades, und bat ihn, das Geſchenk anzunehmen. Alcibiades lachte, freute ſich aber darüber, und bat ihn zum Eſſen. Bey dem aufs beſte zugerichtetem Gaſtmale gab er dem Manne ſein Geld wieder, und befahl ihm, am folgenden Tage bey der Verpachtung der öffentlichen Zölle diejenigen, die da bieten würden, zu überbieten, und die Pacht zu übernehmen. Der Mann verbat es, ihm das zuzumuthen, weil die Pachtung ſich auf viele Talente belaufen würde. Aber Alcibiades drohete ihm zu prügeln, wenn er es nicht thun würde: er hatte gegen die Pächter einen Privathaß.

Der neue Einwohner von Athen kam des Morgens früh auf den Markt, und ſetzte zu dem gethanen Gebote noch ein Talent hinzu. Die Pächter ſahen ſich einander an, und ſagten voller Unwillen, er ſolle einen Bürgen für ſich ſchaffen; ſie glaubten nicht, daß er einen finden würde. Schon trat der Mann ganz beſtüzt zurück, als Alcibiades, der von ferne ſtand, den Archonten zurief: **Schreibt meinen Namen auf; es iſt mein Freund, ich verbürge mich für ihn.** Die Pächter wurden darüber in Verwirrung gebracht. Es war gewöhnlich, bey Uebernahme der neuen

Pach=

Pachtung die alte zu bezahlen: ſie wußten nicht, wie ſie ſich bey dieſen Umſtänden helfen ſollten. Sie baten den Mann, für ein Geſchenk von ſeinem Gebote abzugehen. Aber Alcibiades gab dieß nicht eher zu, bis ſie ihm ein Talent gegeben hatten, worauf er ihn von ſeinem Gebote abgehen ließ. Er hatte ihm alſo ſein Vermögen verbeſſert.

Obgleich Sokrates bey ſeiner Liebe gegen den Alcibiades viele und groſſe Gegner hatte, ſo behielt er doch das Herz des Alcibiades in ſeiner Gewalt, welcher wegen ſeines edlen Charakters durch die Vorſtellungen des Sokrates gerührt, und oft äuſerſt und bis zu Thränen bewegt wurde. Zuweilen überließ er ſich doch den Schmeichlern, die ihm Vergnügungen verſchaften, und entwiſchte dem Sokrates, der ihn aber wieder als einem Flüchtlinge nachgieng. Und Alcibiades hatte auch wirklich nur für den Sokrates allein Ehrfurcht und Scheu, und verachtete alle andre. Kleanthes aber ſagte von ihm: „Er faſſe ſeinen Geliebten nur bey den Ohren, und lieſſe die übrigen Liebhaber des Alcibiades ihn an andern Orten faſſen.„ Alcibiades war wirklich der Wolluſt ergeben, wie man aus dem, was Thucydides

von ſeiner unordentlichen Lebensart ſagt, leicht ſchlieſſen kann. Aber ſeine Verführer machten beſonders ſeinen Ehrgeitz und ſeine Ruhmbegierde rege, trieben ihn noch vor der Zeit zur Unternehmung groſſer Dinge, und beredeten ihn, daß er, ſobald er nur Staatsgeſchäfte treiben würde, nicht allein alle Feldherrn und Anführer des Volks verdunkeln, ſondern auch das Anſehn und die Macht des Perikles übertreffen würde. Sokrates aber, ſobald er ihn wieder zu ſich bekam, drückte durch ſeine Vorſtellungen die Eitelkeit und den Stolz, von dem er erfüllt war, nieder, und machte ihn beſcheidner und demüthig, indem er ihm zeigte, wie viel ihm noch mangle, um ein vollkommner Mann zu werden, ſo wie ohngefähr das Eiſen, welches im Feuer weich geworden, in der Kälte wieder härter wird, und ſich zuſammenzieht.

Als er die Kinderjahre verlaſſen hatte, kam er einmal zu einem Sprachlehrer, und begehrte von ihm einen Theil vom Homer. Der Sprachlehrer ſagte, er hätte nicht den Homer. Alcibiades gab ihm eine Ohrfeige und gieng fort. Ein andrer Sprachlehrer ſagte, er hätte den Homer nicht nur, ſondern er hätte ihn auch verbeſſert. Und

warum

warum biſt denn du nur ein Sprachlehrer, antwortete er, da du den Homer verbeſſern kannſt, warum giebſt du nicht höhern Unterricht?

Als er einmal den Perikles ſprechen wollte, und vor der Thüre ihm geſagt wurde, Perikles habe nicht Zeit, weil er mit Verfertigung der Rechnung, die er den Athenienſern ablegen müßte, beſchäftigt wäre, ſo gieng er mit dieſen Worten fort: *Wäre es nicht beſſer, wenn er ſich mit den Gedanken beſchäftigte, wie er den Athenienſern gar nicht Rechnung ablegen dürfte.*

Noch in ſeiner Jugend wohnte er dem Feldzuge wider Potidäa bey, und war immer in einem Zelte mit dem Sokrates und in den Gefechten neben ihm. Es fiel ein hartes Treffen vor, in welchem ſich beyde ſehr hervorthaten. Alcibiades wurde verwundet, und fiel, Sokrates ſtellte ſich vor ihm, beſchützte ihn, und errettete ihn mit ſeinen Waffen vor aller Angeſichte. Es gebührte alſo von Rechtswegen dem Sokrates die Belohnung. Als aber die Generale geneigt zu ſeyn ſchienen, dem Alcibiades, wegen ſeines hohen Standes, die Gefälligkeit einer Ehrenbezeigung ihm zu ertheilen, ſo war Sokrates der erſte, der es bezeugte, daß Alcibiades dieſe Ehre verdiene,

und er verlangte, daß Alcibiades den Siegerkranz und das Geſchenk der Rüſtung erhielte, wodurch er ſeine Ruhmbegierde zu ſchönen Thaten ermuntern wollte. Als einige Zeit drauf bey der Niederlage der Athenienſer bey Delium Alcibiades zu Pferde den Sokrates zu Fuſſe mit einigen andern fliehen ſah, ſo wich er nicht von ſeiner Seite, ſondern beſchützte ihn wider die nachfolgenden Feinde, deren er viele tödtete.

Einſtmals gab er dem Hipponikus, dem Vater des Kallias, einem Manne, der wegen ſeines vornehmen Geſchlechts und wegen ſeines Reichthums in groſſem Anſehn ſtand, und viel vermochte, eine Ohrfeige, nicht etwa aus Zorn, oder in Hitze eines Zanks, ſondern aus Scherz, weil er mit ſeinen Freunden darüber gewettet hatte. Aber dieſe Frechheit wurde in der ganzen Stadt bekannt, und verurſachte ihm den Unwillen aller Menſchen. Alcibiades gieng daher mit Anbruch des folgenden Tages vor das Haus des Hipponikus, klopfte an die Thüre, und da man ihn eingelaſſen hatte, zog er ſich aus, und übergab ſich dem Hipponikus, um für ſeine Frechheit gegeiſſelt und beſtraft zu werden: aber Hipponikus ertheilte ihm Vergebung: einige Zeit drauf gab er

ihm

ihm ſogar ſeine Tochter Hipparete zur Gemahlin. Einige ſagen zwar, daß nicht Hipponikus, ſondern deſſen Sohn Kallias, die Hipparete ihm mit zehn Talenten Ausſteuer zur Gemahlin gegeben habe; in der Folge habe er bey der erſten Niederkunft ſeiner Gemahlin wiederum zehn Talente erpreßt, unter der Angabe, daß ihm dieſes ſey versprochen worden, wenn ein Sohn in der Ehe gezeugt würde. Kallias, der ſich vor Nachſtellungen fürchtete, vermachte öffentlich ſein Vermögen und ſein Haus dem Athenienſiſchen Volke, im Falle er, ohne Erben zu hinterlaſſen, ſterben ſollte.

Hipparete, ein tugendhaftes Frauenzimmer, welches ihren Mann liebte, wurde durch das Betragen dieſes ihres Mannes, der mit Athenienſiſchen und ausländiſchen Mädchen buhlte, ſo ſehr beleidigt, daß ſie ſein Haus verließ, und zu ihrem Bruder floh. Alcibiades ſchien ſich darum wenig zu bekümmern. Sie mußte aber, nach den Geſetzen, die Urkunde der Eheſcheidung ſelbſt eigenhändig bey dem Archon niederlegen. Wie ſie nun, dieſem Gebrauche gemäß, ſelbſt öffentlich erſchien, ſo kam Alcibiades auch dazu, ergrif ſie, und trug ſie über den Markt wieder nach Hauſe. Niemand unterſtand ſich, ſich zu widerſetzen,

oder

oder ihm ſeine Frau zu entreiſſen. Sie blieb hernach bis auf ihren Tod bey ihm, welcher nicht lange drauf erfolgte, als Alcibiades nach Epheſus abgeſegelt war. Die Gewaltthätigkeit des Alcibiades ſchien doch nicht widergeſetzlich, oder menſchenfeindlich zu ſeyn: denn der Gebrauch ſelbſt, daß die Frau, die ihren Mann verlaſſen hat, auf öffentlichem Platze erſcheinen muß, ſcheint deswegen eingeführt zu ſeyn, daß der Mann Gelegenheit bekomme, mit ihr zu ſprechen, und ſie wieder zu ſich zu nehmen.

Alcibiades hatte einen ſchönen und groſſen Hund, welcher ihm ſiebzig Minen koſtete. * Dieſem Hunde ſchnitt er den Schwanz ab, der ſehr ſchön war. Seine Freunde tadelten ihm darüber, und ſagten, daß dieſes Hundes wegen alle Leute von ihm ſprächen, und auf ihn ſchmählten. Alcibiades lachte, und ſagte: So geſchieht denn das, was ich gewollt habe. Ich wollte, daß die Athenienſer davon reden ſollten, damit ſie nicht etwas ärgers von mir ſprächen.

Den

* Auf eine Mine giengen 100 Drachmen, und ſiebzig Minen betragen nach unſerm Gelde 875 Thaler.

Den Eingang zu Staatsgeſchäften machte er ſich, wie man erzehlt, durch eine Geldaustheilung, zu welcher er, ohne vorherige Abſicht, durch einen Zufall kam. Er wurde einſtmals gewahr, als er über den Markt gieng, daß das Volk unruhig war. Er fragte nach der Urſache: man ſagte ihm, es ſey eine öffentliche Geldaustheilung: er gieng unter das Volk, und theilte auch Geld aus. Bey dem Freudengeſchrey des Volks darüber vergaß er aus Vergnügen eine Wachtel, die er unter dem Mantel hatte, und die ihm vor Schrecken entflog. Das Volk erhob ein noch gröſſres Geſchrey, und lief herum, die Wachtel wieder zu fangen, es fieng ſie endlich ein gewiſſer Antiochus, ein Steuermann, und gab ſie dem Alcibiades wieder, welcher ihm dafür ſehr geneigt wurde.

Alcibiades hatte viele Wege zu öffentlichen Aemtern zu gelangen: ſein vornehmes Geſchlecht, ſein Reichthum, ſeine Tapferkeit im Kriege, die Menge ſeiner Freunde und Anverwandten, eröfneten ihm die Zugänge dazu: aber er wollte durch nichts als durch das Wohlgefallen ſeiner Beredtſamkeit die Gunſt des Volkes ſich erwerben. Und daß er wirklich ein vortreflicher Redner war, bezeugen nicht nur die Verfaſſer der Komödien, ſondern

dern der größte der Redner ſelbſt in ſeiner Rede wider den Midias, wo er den Alcibiades den beredteſten Mann unter allen andern ſeiner Zeit nennt. Wenn wir dem Theophraſt, einem Philoſophen von der weitläuftigſten Kenntniß, Glauben beymeſſen wollen, ſo war Alcibiades in der Erfindung der Beweiſe ſeines Vortrags ganz beſonders ſtark. Da er aber nicht allein auf das ſahe, was er vortragen wollte, ſondern auch, wie er alles recht geſchickt ausdrücken möchte; ſo hielt er öfters, wenn ihm die Ausdrücke nicht beyfielen, mitten im Reden inne, und ſchwieg eine Zeitlang, um ſich zu beſinnen.

Die Menge der Pferde und Wagen, die er hielt, machten ihm groſſen Ruhm. Keine andre Privatperſon, und auch kein König ſchickte, ſo wie er allein, ſieben Wagen zu den Olympiſchen Spielen. Da er auch in dieſen Spielen den erſten, zweyten, und vierten Preis, wie Thucydides ſagt, oder, dem Euripides zufolge, den dritten erlangte, ſo übertraf er durch ſeinen Ruhm allen Ehrgeitz dieſer Art. Euripides ſagt davon in einem Gedichte: — „Dir will ich ſingen, Sohn des Klinias, ſchön iſts, im Wettſpiele den Preis erhalten, doch ſchöner noch iſts, was keiner der

Griechen vordem erhielt, mit ſeinem Wagen drey Preiſe und ohne Mühe zu erhalten, zweymal bekränzt, zweymal vom Herold ausgerufen zu werden.„

Der Glanz des Alcibiades bey dieſen Wettſpielen wurde durch die Ehrenbezeigung einiger Städte erhöhet. Die Epheſier errichteten ihm ein prächtig ausgeſchmücktes Zelt; die Stadt Chios gab ihm das Futter für ſeine Pferde, und eine Menge Opfervieh, die Lesbier ſchenkten ihm den Wein und was er zu ſeiner Tafel brauchte, an welcher er viele Gäſte hatte. Inzwiſchen gab eine Verleumdung, oder eine Bosheit, die er bey Erlangung dieſer Ehrenbezeigung begangen hatte, auch viele üble Nachrede. Man erzehlte nämlich, daß Diomedes, ein Athenienſer von gutem Rufe und Freund des Alcibiades, welcher ſehr wünſchte, in den Olympiſchen Spielen den Preis zu erhalten, und erfahren hatte, daß die Argiver einen gemeinen Wagen hätten, den Alcibiades gebeten habe, weil dieſer zu Argos in groſſem Anſehn geſtanden, und viele Freunde gehabt, für ihn dieſen Wagen zu kaufen. Alcibiades hatte den Wagen gekauft, aber für ſich behalten, und den Diomedes vergeblich deswegen ſich beklagen, und

Göt=

Götter und Menſchen zu Zeugen anrufen laſſen. Es ſcheint auch deswegen ein Rechtshandel entſtanden zu ſeyn, denn Iſokrates hat eine Rede von dem Wagen für den jungen Alcibiades geſchrieben hinterlaſſen, in welcher aber der Kläger nicht Diomedes, ſondern Tiſias genannt wird.

Sobald Alcibiades anfieng die Staatsgeſchäfte zu betreiben, drückte er, ob er gleich noch jung war, die andern Anführer des Volks gleich nieder: aber an dem Phäax, dem Sohne des Eraſiſtratus, und dem Nikias, dem Sohne des Nikratus, bekam er zwey Gegner. Der eine war ſchon ein alter Mann, und hatte den Ruhm, daß er der beſte Feldherr wäre. Phäax fieng, wie Alcibiades, erſt an, ſich hervorzuthun, und hatte berühmte Vorfahren, allein im übrigen war er, ſo wie in der Beredtſamkeit, weit unter dem Alcibiades. Er war geſchickter in Privatgeſprächen zu unterhalten, und zu überreden, als öffentlich vor dem Volke eine Rede wider jemanden zu halten. **Er konnte, wie Eupolis ſagt, gut ſchwatzen aber nicht gut reden.** Man hat auch eine Rede vom Phäax wider den Alcibiades, in welcher unter andern ſteht, daß Alcibiades ſich derjenigen goldnen und ſilbernen Geräthſchaften, welche zu öffent-

fentlichen Proceßionen beſtimmt wären, zu ſeinem täglichen Gebrauche bediene.

Es lebte damals zu Athen ein gewiſſer Hyperbolus aus Perithoede, deſſen auch Thucydides als eines ſchlechten Menſchen erwähnt, welcher auch von den comiſchen Dichtern auf öffentlichem Schauplatze faſt beſtändig zum Gegenſtande des Spottes gemacht wurde. Er war gegen üble Nachrede gleichgültig und unempfindlich, und ſchätzte die Ehre für etwas geringes, welche Eigenſchaft einige edle Kühnheit und Großmuth nennen, die aber Unverſchämtheit und Unſinn iſt.

Hyperbolus hatte bey keinem Menſchen Gunſt, aber das Volk brauchte ihn öfters, wenn es Männer von hoher Würde beſchimpfen oder chicaniren wollte. Dieſer Menſch redte damals dem Volke zu, an einen Oſtracismus zu denken, welches eine Art von Verbannung war, wodurch man die mächtigſten und angeſehenſten Männer demüthigte, indem man ſie aus der Stadt entfernte, mehr um den Neid als die Furcht vor der Macht eines Mannes zu ſtillen.

Es war offenbar, daß einer von den dreyen, entweder Alcibiades, oder Nicias, oder Phäax, den Oſtracismus erhalten mußten. Aber Alcibiades

verband ſich mit dem Nicias, brachte die Partheyen ſelbſt wider den Hyperbolus auf, und wendete den Oſtracismus auf ihn, oder wie andre ſagen, ſo war es Phäax, mit welchem ſich Alcibiades freundſchaftlich vereinigte, und durch deſſen Hülfe er den Hyperbolus aus der Stadt trieb, der ſich nichts weniger als dieß vermuthete. Denn kein ſo unangeſehener Menſch wie er fiel in dieſe Strafe, die nur für Männer von hoher Ehre beſtimmt war, daher auch der Komödienſchreiber Plato des Hyperbolus mit dieſen Worten gedenkt: — „Zwar litt er was ſein Leben verdiente, aber doch war die ſchlechte Perſon der Strafe nicht werth, nicht für ſolche wurde der Oſtracismus erfunden.„ Ich habe von dieſer Sache an andern Orten mehr geſagt.

Aber den Alcibiades verdroß es doch, daß Nicias von Feinden bewundert, und von den Atheniensern verehrt wurde. Alcibiades hielt mit den Lacedämoniern das Gaſtrecht, und hatte ſich ihrer bey Pylos gemachten Kriegsgefangnen ſorgfältig angenommen. Gleichwol bezeigten ſie dem Nicias weit mehr Ehre, durch deſſen Vermittlung ſie den Frieden erhalten, und ihre Gefangnen zurück bekommen hatten. Und alle Griechen ſagten

ten öffentlich, Perikles habe den Krieg angefangen, und Nicias ihn geendigt, viele nannten auch dieſen Frieden den Frieden des Nicias. Der darüber neidiſche Alcibiades ſann auf Mittel, einen Friedensbruch zu veranlaſſen.

Er erfuhr, daß die Argiver aus Haß und Furcht vor den Lacedämoniern gern mit ihnen brechen wollten. Er machte daher den Argivern zu einem Bündniſſe mit den Athenienſern heimlich Hofnung, er ſchickte Abgeordnete an ſie, und ermunterte die Vorſteher dieſer Völkerſchaft, ſich nicht zu fürchten, und den Lacedämoniern nicht nachzugeben, ſondern ſich an die Athenienſer zu wenden, welche, wenn ſie nur noch kurze Zeit warteten, den Frieden bereuen, und ihn brechen würden.

Indeſſen machten die Lacedämonier mit den Böotiern Bündniß, und gaben das Schloß Panaktos nicht in demjenigen Stande, wie es verſprochen worden war, ſondern zerſtört den Athenienſern wieder, die darüber aufgebracht, und vom Alcibiades noch mehr erbittert wurden. Dieſer erregte auch den Unwillen des Volks gegen den Nicias, und verklagte ihn ziemlich wahrſcheinlich, daß er als Feldherr die zu Sphakteria zurückge-

laſſenen Lacedämoniſchen Soldaten nicht hätte ge-
fangen nehmen wollen, und da ſie von andern zu Kriegsgefangnen gemacht worden wären, wieder zurückgegeben hätte, um den Lacedämoniern eine Gefälligkeit zu erweiſen: ferner, daß er die Lacedämonier, deren Freund er wäre, nicht von dem Bündniſſe mit den Böotiern und Korinthiern abgehalten hätte, die Athenienſer hingegen verhindere, mit den Griechen, die ſich dazu anböten, Freundſchaft und Bündniß zu errichten, wenn nicht die Lacedämonier ihre Einwilligung gegeben hätten.

Nicias kam dadurch in üblen Verdacht. Aber zum Glücke für ihn kamen Geſandten von Lacedämon an, welche billige Vorſchläge brachten, und auf alle Art zu einem gütlichen Vergleiche bevollmächtigt waren. Der Senat nahm ſie freundlich auf, und veranſtaltete eine Verſammlung des Volks auf den folgenden Tag. Alcibiades, der ſich dafür fürchtete, ſuchte es dahin zu bringen, daß die Geſandten mit ihm in Unterredung treten möchten. Als ſie zu ihm kamen, ſagte er: — „Was fangt ihr an, Spartaner? wiſſet ihr denn nicht, daß der Senat jederzeit ſich gegen alle Anträge billig und geneigt finden läßt,

daß

daß aber das Volk frech iſt, und nach groſſen Dingen ſtrebt? wenn ihr ſagt, ihr wäret mit gänzlicher Vollmacht verſehen, ſo wird das Volk an euch freche Foderungen thun. Laßt dieſe Thorheit fahren, wenn ihr von den Athenienſern billige Vorſchläge haben wollt, und redet von den Vergleichspunkten ſo, als wenn ihr nicht gänzliche Vollmacht hättet: ich will, zum Vortheil der Athenienſer, euch beyſtehen.„ Er verpflichtete ſich darauf gegen die Geſandten eidlich, und brachte ſie völlig vom Nicias ab. Sie trauten ihm vollkommen, und bewunderten an ihm die Geſchicklichkeit und die Einſicht eines groſſen Mannes.

Am folgenden Tage traten die Geſandten vor das verſammelte Volk. Alcibiades fragte ſie freundlich über die Punkte des Vergleichs: ſie antworteten aber, daß ſie nicht hinlängliche Vollmacht hätten. Sogleich fuhr Alcibiades mit groſſem Geſchrey ſie an, nicht als wenn er, ſondern als wenn ſie treulos wären, nannte ſie ungetreue und veränderliche Leute, und warf ihnen vor, daß ſie, weder gute Vorſchläge zu thun, noch zu Stande zu bringen, gekommen wären. Der Senat wurde darüber unwillig, daß Volk

bittert, und Nicias, der von der Betrügerey des Alcibiades nichts wußte, äuſerſt beſtürzt und niedergeſchlagen.

Die Lacedämoniſchen Abgeſandten kehrten unverrichteter Sache zurück. Alcibiades wurde zum Feldherrn erwählt. Er brachte ein Bündniß der Argiver, Mantineer und Eleer mit den Atheniensern zu Stande. Niemand konnte die Art loben, mit welcher Alcibiades ſich betragen hatte: aber er verrichtete etwas groſſes, da er beynahe ganz Peloponnes auf ſeine Seite brachte, und in jenem Schlachttage bey Mantinea ſo viele Feinde den Lacedämoniern entgegen ſtellte, und den Krieg und die Gefahr ſo weit von Athen weg brachte, daß der Sieg den Lacedämoniern nicht viel helfen konnte, der Verluſt einer Schlacht aber die Stadt Lacedämon ſelbſt der äuſerſten Gefahr ausſetzte.

Gleich nach der Schlacht bey Mantinea bemüheten ſich die vornehmſten tauſend Männer zu Argos die Demokratie abzuſchaffen, und die Stadt den Lacedämoniern unterwürfig zu machen: es geſchah durch Hülfe der Lacedämonier, die dahin kamen. Da aber hernach das Volk die Waffen ergrif, und wieder die Oberhand behielt, ſo gieng Alcibiades nach Argos, und beſtätigte dem Volke

ke ſeine Herrſchaft, und beredte daſſelbe, durch die Aufführung einer langen Mauer bis ans Meer hin ihre Stadt von der Athenienſiſchen Macht näher abhängig zu machen. Er ließ von Athen Zimmerleute und Maurer kommen, und bewerkſtelligte die Sache mit Eifer, wodurch er ſowohl ſich als der Stadt Athen viel Liebe und neuen Zuwachs der Macht verſchafte. Eben ſo beredte er die Einwohner von Paträ, daß ſie gleichfalls ihre Stadt mit einer langen Mauer bis ans Meer hin umgaben. Einer wollte die Einwohner zu Paträ warnen, und ſagte: Die Athenienſer werden euch verſchlingen. — „Vielleicht, antwortete Alcibiades, aber nach und nach, und ſie werden bey den Füſſen anfangen: die Lacedämonier hingegen würden beym Kopfe anfangen, und euch ſogleich verſchlingen.„

Er ermahnte die Athenienſer öfters, ſie ſollten ſich Erdreich zu erwerben ſuchen, und den Schwur, den ſie als Jünglinge im Tempel der Agraule ablegen mußten, durch thätliche Beeiferung halten. Die Athenienſiſchen Jünglinge mußten ſchwören, daß ſie das für die Attiſchen Grenzen halten wollten, wo Getraide, Wein, und Oel er-

zeugt würde, wodurch ſie erinnert werden ſollten, fruchtbares Land ſich zu erwerben. *

Unter ſolchen Staatsgeſchäften und Reden, und mitten unter den Beweiſen ſeiner Einſicht und Geſchicklichkeit, zeigte er im Gegentheile viel Schwelgerey in ſeiner Lebensart, und viel Unartigkeit im Trinken und in Liebeshändeln. Er kleidete ſich weichlich, gieng in langen nachſchleppenden Purpurmanteln auf öffentlichem Markte einher, trieb eine ſehr ſtolze Pracht, ließ ſogar, um ſanfter zu ſchlafen, die Wände ſeiner Schiffe durchbohren, daß ſeine Betten nicht auf Brettern lagen, ſondern in Riemen hiengen. Er hatte ein goldnes Schild, und auf demſelben nichts von den gewöhnlichen Sinnbildern ſeiner Vorfahren, ſondern den Amor mit einem Donnerkeile in der Hand, geſtochen. Die

* Der Schwur der Athenienſiſchen Jünglinge, wenn ſie in die Bürgermatricul eingezeichnet wurden, findet ſich wörtlich beym Pollux im 9. Cap. des 8. Buchs. Aber es ſteht nichts von dem darinnen, was Plutarch hier anführt, und es ſcheint überhaupt, daß Plutarch ſich hier verſehen, und in dieſer ganzen, ohne Zuſammenhang angeführten, Stelle einen Schriftſteller ausgeſchrieben hat, der irrig erzehlte.

Die Männer vom erſten Range zu Athen bemerkten das alles mit Unwillen und Abſcheu, und befürchteten, daß ſeine Verachtung der Sitten und Geſetze in eine Anmaſſung der höchſten Gewalt ausarten möchte. Das Verhalten des Volks aber gegen ihn hat Ariſtophanes nicht übel ausgedrückt, wenn er ſagt: — „Er verlangt nach ihm, aber es haßt ihn, und gleichwol will es ihn haben.„ — An einem andern Orte * ſpielt dieſer Dichter auf ihn an: — „Man muß keinen Löwen in der Stadt aufziehen, wer einen Löwen aufzieht, der muß ſeine Sitten ſich gefallen laſſen.„ —

Die Geſchenke des Alcibiades an das Volk, die prächtigen Schauſpiele, die er auf ſeine Koſten aufführen ließ, ſeine Freygebigkeit gegen die Stadt, welche alles in ſeiner Art übertraf, der Ruhm ſeiner Voraͤltern, die Stärke ſeiner Beredtſamkeit, die Schönheit ſeiner Geſtalt, die mit Tapferkeit und Erfahrung in Kriegsgeſchäften verbunden war; dieſe Eigenſchaften machten, daß die Athenienſer alles andre an ihm überſahen, oder mit Nachſicht ertrugen, und ſeinen Fehlern immer die gelinden Namen der Jugendſtreiche,

* Ariſtoph. Ran. verſ. 1048.

oder gut gemeinter Luſtigkeit beylegten. Dergleichen war z. E. da er den Mahler Agatharchus mit Gewalt in ſeinem Hauſe behielt, bis er das Haus ausgemahlt hatte, und darauf mit Geſchenken wieder weggehen ließ: da er dem Taureas, weil er ein Schauſpiel auf eigne Koſten gab, worinnen er den Alcibiades übertreffen wollte, eine Ohrfeige gab: da er aus den Gefangnen von der Inſel Melos ein Frauenzimmer zu ſeiner Beyſchläferin auslas, und einen Knaben mit ihr erzeugte, den er auch erziehen ließ. Dieſes letztere nannte man Menſchenliebe. Nur das nahm man ihm übel, daß er durch ſeine Beyſtimmung an dem Entſchluſſe Schuld war, daß alle junge Melier niedergemacht wurden. Ingleichen wurden die ältern Männer unwillig, und hielten es für unerlaubt, und nur einem Tyrannen anſtändig, daß der Mahler Ariſtophon die Buhlſchweſter Nemea in der Umarmung des Alcibiades abgemahlt hatte, obgleich eine Menge Volks hinlief, und das Gemählde mit Vergnügen betrachtete. Archeſtratus ſcheint nicht unrecht geſagt zu haben, daß Griechenland zwey Alcibiades nicht ertragen würde.

Timon, mit dem Zunamen der Menſchenfeind, begegnete einſtmals dem Alcibiades, als dieſer aus einer Verſammlung des Volks kam, in welcher er einen gewiſſen Vorſatz glücklich ausgeführt hatte, und von einer groſſen Menge mit Gepränge nach Hauſe begleitet wurde; an ſtatt, wie Timon ſonſt gegen andre Menſchen pflegte, dem Alcibiades auszuweichen, gieng er auf ihm zu, faßte ihn bey der Hand, und ſagte: **Du thuſt recht, junger Menſch, daß du dich empor ſchwingſt: Du wirſt dich zum Unglücke für dieſe alle erheben.** Einige von den Begleitern des Alcibiades lachten, andre ſchimpften, einige wurden auch durch dieſe Rede des Timons beunruhigt. Das Urtheil, welches man vom Alcibiades fällte, war wegen ſeines ſo ſehr veränderlichen Charakters ſehr verſchieden.

Noch als Perikles lebte, hatten die Athenienſer groſſe Begierde nach dem Beſitze von Sicilien gehabt. Nach deſſen Tode fiengen ſie an die Sache auszuführen, und ſchickten unter dem Scheine des Bündniſſes immer ſogenannte Hülfstruppen zu denjenigen, die von den Syrakuſanern gedrückt wurden, und thaten dadurch die erſten Schritte zu einem gröſſern Kriege. Alcibiades

ent=

entflammte ihre Begierde vollkommen, und beredte ſie, nicht mit einzelnen Mannſchaften, und nach und nach, ſondern mit einer ſtarken Flotte einen Verſuch zu machen, die Inſel zu erobern. Er machte dem Volke groſſe Hofnungen, indem er ſelbſt noch nach gröſſern Dingen ſtrebte, denn er hielt die Unternehmung auf Sicilien nicht wie die andern für das Ende des Krieges, ſondern für den Anfang eines gröſſern Krieges, auf welchem er groſſe Ausſichten für ſich hatte.

Nicias ſuchte dieſe Sache bey dem Volke zu hintertreiben, indem er demſelben die Schwierigkeit der Eroberung von Syrakus vorſtellte. Alcibiades aber träumte ſchon von Carthago und Africa, nach deren Einnahme er auf Italien und Peloponnes Entwürfe machte, und Sicilien beynahe nur für das Magazin zum Kriege hielt. Die jungen Athenienſer gewann er bald durch groſſe Hofnungen, mit welchen er ihren Muth erhob, und dieſe hörten mit Vergnügen die Alten vom Kriege erzehlen, ſo daß viele in den Fechtſchulen oder Spaziergängen zuſammen ſaſſen, und die Figur von Africa und Carthago vorzeichneten. Aber der Philoſoph Sokrates und der Aſtrologe Meton behaupteten, daß Athen nichts gutes von die-

ſer Unternehmung zu hoffen hätte. Vielleicht hat jenem es ſein Schutzgeiſt vorher verkündigt. Meton aber fürchtete ſich entweder aus kluger Vorherſehung vor den künftigen Begebenheiten, oder er gebrauchte eine Art von Wahrſagerkunſt. Er ſtellte ſich wahnwitzig, ergrif eine brennende Fackel, und wollte ſein Haus anſtecken. Einige erzehlen, Meton habe, ohne einen Wahnwitz anzunehmen, des Nachts ſein Haus in Brand geſteckt, und habe des Morgens drauf das Volk öffentlich angefleht, wegen dieſes Unglücks ſeinen Sohn nicht zu dieſem Feldzuge zu nöthigen, er habe auch durch dieſen Streich die Erfüllung ſeiner Bitte erhalten.

Nicias wurde wider ſeinen Willen zum Feldherrn erwählt, welche Stelle er, beſonders da Alcibiades ſein Nebengeneral wurde, zu vermeiden ſuchte. Aber die Athenienſer hoften einen deſto glücklichern Fortgang ihrer Waffen, da ſie den Alcibiades nicht allein abſchickten, ſondern mit ſeiner Kühnheit die Vorſichtigkeit des Nicias verbanden; denn der dritte Feldherr, Lamachus, war, ohnerachtet ſeines Alters, eben ſo hitzig und verwegen im Kriege wie Alcibiades.

Als wegen der Anzahl der Truppen und der Kriegsanſtalten Berathſchlagungen gehalten wurden, machte Nicias einen neuen Verſuch, die Athenienſer von dieſem Kriege abzuhalten. Aber Alcibiades behielt mit ſeinen Gegenvorſtellungen die Oberhand. Der Redner Demoſtratus that darauf den Vorſchlag, den Feldherren vollkommne Gewalt in Abſicht der Kriegsanſtalten und des ganzen Krieges zu geben, welches auch geſchah.

Da alles zum Abſegeln fertig war, ereignete ſich unter andern ſchlimmen Vorbedeutungen auch dieß, daß eben in die Tage der Abfahrt das Feſt des Adonis einfiel, an welchem die Weiber allenthalben Bilder todter Perſonen aufzuſtellen, und mit Klagen und Trauergeſängen ein Leichenbegängniß vorzuſtellen pflegen.

Es ereignete ſich auch der Zufall, daß in einer Nacht allen Statüen des Mercurs die Köpfe abgeſchlagen waren, welches viele, die ſonſt dergleichen Dinge verachten, beſtürzt machte. Man ſtreute aber das Gerücht aus, daß die Korinthier dieß gethan hätten, um dadurch, als durch eine üble Vorbedeutung, die Athenienſer vom Kriege gegen die Syrakuſaner, welches Coloniſten der

Ko=

Korinthier waren, abzuhalten. Aber dieſes Gerücht befriedigte das Volk eben ſo wenig, als eine andre Angabe, daß dieſes ſo genannte Zeichen nichts zu bedeuten habe, ſondern einer von denjenigen Streichen wäre, die freche Jünglinge in der Betrunkenheit aus Muthwillen auszuüben pflegten. Man gerieth vielmehr darüber in Unwillen und Furcht, man glaubte, daß es von einer Zuſammenverſchwörung ſolcher Leute herrühre, die etwas groſſes ausführen wollten, man unterſuchte jeden Verdacht aufs genaueſte: der Senat und das Volk kamen in wenig Tagen deswegen ſehr oft in gemeinſchaftliche Verſammlung.

Indeſſen brachte der Redner Androkles einige Sklaven und einige zu Athen wohnhafte Fremde vor, welche angaben, daß Alcibiades mit einigen Fremden ſonſt andre Statüen verſtümmelt, und auch die heiligen Myſterien beym Weine ſpielend nachgeäffet habe. Sie ſagten aus, daß ein gewiſſer Theodorus dabey den Herold, Polytion den Fackelträger, Alcibiades ſelbſt den Oberprieſter, und die andern dabey gegenwärtigen Freunde die eingeweihten vorgeſtellt hätten, oder Myſten genennt worden wären. Dieſes alles iſt in der Klagſchrift aufgezeichnet, in welcher Theſſalus,

der Sohn des Cimons, den Alcibiades als einen Religionsverächter anklagt.

Das Volk wurde darüber gegen den Alcibiades ganz äuſerſt erbittert, und da Androkles, einer der heftigſten Feinde des Alcibiades, daſſelbe noch mehr aufbrachte, ſo wurde Alcibiades mit ſeinen Freunden darüber anfänglich ſehr beunruhigt. Allein, da man gewahr wurde, daß alle Seeleute, die mit nach Sicilien ſchiffen ſollten, ihm geneigt wären, ſo wie auch die Landſoldaten, und daß die tauſend Argiver und Mantineer offenbar erklärten, daß ſie bloß des Alcibiades wegen dieſen langen Feldzug über die See unternommen hätten, und ſobald man ihn beleidigte, ſich wegbegeben würden, ſo bekam er wiederum Muth, und ſuchte ſich dieſe Umſtände zu ſeiner Vertheidigung zu nutze zu machen. Seine Feinde verloren darüber den Muth, und befürchteten, daß das Volk gegen ihn, weil es ihn nöthig hätte, zu gelind verfahren möchte.

Sie gebrauchten deswegen gegen ihn dieſen Kunſtgrif, daß diejenigen Redner, welche nicht Feinde des Alcibiades zu ſeyn ſchienen, im Grunde ihn aber eben ſo ſehr haßten als ſeine erklärten Feinde, dem Volke Vorſtellungen thaten. —

„Es

„Es ſchickt ſich nicht, ſagten ſie, daß ein mit ſo groſſer Macht verſehener Feldherr, eben da ſeine Armee und die Truppen der Bundesgenoſſen verſammelt ſind, zwiſchen Richtern ſitzen, und ſeine Zeit verlieren ſoll. Man laſſe ihn glücklich abſegeln, und nach geendigtem Feldzuge kann er wiederkommen, und ſich geſetzmäßig vertheidigen.„ —

Alcibiades ſahe die böſe Abſicht bey dieſem vorgeſchlagenen Aufſchube ein. Er ſtellte dem Volke vor, daß es etwas hartes ſeyn würde, wenn man ihn als Feldherrn über eine ſo groſſe Kriegsmacht; ohne die wider ihn angebrachten Klagen und Beſchuldigungen zu entſcheiden, weggehen lieſſe; er müſſe entweder zum Tode verdammt werden, wenn er ſich wider die angebrachten Klagen nicht vertheidigen könnte, oder, wenn er ſeine Unſchuld dargethan, ohne Furcht vor ſeinen Verläumdern gegen die Feinde zu Felde gehn. Allein er richtete nichts aus, ſondern bekam Befehl abzuſegeln.

Er gieng mit den beyden andern Feldherrn ab. Seine Macht beſtand aus ungefähr hundert und vierzig Kriegsſchiffen, fünftauſend ein hundert ſchwer bewafneten Soldaten, tauſend dreyhun-

dert Schützen, Schleuderern, und leichtbewafneten Truppen, und hinlänglichen Kriegsbedürfniſſen. Er landete in Italien, und hielt zu Rhegium einen Kriegsrath über den Plan der Unternehmung. Nicias war ſeiner Meynung entgegen, Lamachus aber ſtimmte den Alcibiades bey. Er ſchifte nach Sicilien ab, und machte ſich Catana unterwürfig, aber weiter konnte er nichts unternehmen, weil er ſogleich nach Athen zurückberufen wurde, um ſich vors Gericht wegen der wider ihn angebrachten Klagen zu ſtellen.

Anfänglich waren nur, wie ſchon gemeldet worden, einige Beſchuldigungen wider den Alcibiades von Sklaven und Fremdlingen angebracht worden, welche einen ſchwachen Verdacht erregten. In ſeiner Abweſenheit aber erregten ſeine Feinde eine ſchärfere Unterſuchung, und verbanden die Anklage wegen der verunehrten Säulen des Merkurs mit der wegen der Beſchimpfung der heiligen Myſterien, und gaben vor, daß beyde Frevelthaten von einer Geſellſchaft herrührten, die ſich zu Neuerungen in der Republik verſchworen hätte. Nun wurden alle, die nur auf irgend eine Art beſchuldigt waren, unverhörter Sache in Verhaft genommen, und man bereuete es, daß man

den Alcibiades nicht gleich anfänglich vor Gericht geſtellt, und über ſo ſchwere Beſchuldigungen ein Urtheil gefällt hätte. Wer nur Freund, Anverwandter, oder Bekannter des Alcibiades war, erfuhr die Wuth des Volks. Seine Ankläger ſind vom Thucydides nicht namentlich angegeben, aber andre Schriftſteller nennen ſie Dioklides und Teuker, wie z. E. der Komödienſchreiber Phrynichus in dieſer Stelle: — „Nimm dich in Acht, lieber Merkur, daß du nicht fällſt, und Schaden nimmſt, und dadurch einem zweyten Dioklides Gelegenheit zu böſer Verläumdung giebſt.„ Merkur antwortete: „Ich werde mich in Acht nehmen: und ich will nicht den boshaften Fremdling Teuker mehr Geld für angebrachte Klage verdienen laſſen.„

Die Ankläger des Alcibiades konnten gleichwol nichts von ihren Beſchuldigungen ſicher beweiſen. Einer von ihnen, der gefragt wurde, wie er denn die Säulenſtürmer ſo genau hätte erkennen können, vergieng ſich ſo ſehr, daß er ſagte, er hätte ſie beym Mondenſcheine erkannt, und damals war doch eben Neumond geweſen. Dieß erregte zwar den Unwillen der verſtändigen, aber der Pöbel wurde deswegen nicht gelinder, nahm

alle Beſchuldigungen an, und fuhr mit ſeiner Wuth fort, und ließ alle, die angegeben wurden, ins Gefängniß bringen.

Unter den Gefangenen, welche man verurtheilen wollte, befand ſich auch der Redner Andocides, welchen der Geſchichtſchreiber Hellanikus für einen Nachkommen des Ulyſſes ausgiebt. Man hielt ihn für einen Feind des Volks, und der Ariſtokratie ergeben. Der größte Verdacht, daß er an der Säulenſtürmerey Antheil gehabt habe, kam daher, daß eine groſſe ſchöne Statüe des Merkurs, welche nahe an ſeinem Hauſe ſtand, und von dem Aegeiſchen Stamme war errichtet worden, mit wenigen andern war unbeſchädigt geblieben: daher ſie auch den allgemeinen Namen der Statüe des Andocides bekommen hat, obgleich die Inſchrift darwider zeugt.

Ein gewiſſer Timäus, der nicht ſo viel Anſehn hatte, als Andocides, aber viel Verſtand und Kühnheit, und der auch deswegen im Gefängniſſe lag, weil er der Säulenſtürmerey mit beſchuldigt war, machte in dem Gefängniſſe mit dem Andocides Bekanntſchaft und Freundſchaft. Dieſer redte dem Andocides zu, daß er ſich mit noch einigen andern als den Urheber der Frevelthat

angeben ſollte, weil durch ein öffentliches Edict des Volks demjenigen, der ſich ſelbſt angeben würde, Befreyung von der Strafe verſprochen worden war. Die Unterſuchung, ſagte er, ſey für alle mit einander gefährlich, und ſelbſt den vornehmſten fürchterlich; es ſey daher rathſamer, daß er durch eine Lüge ſein Leben erhalte, als daß er wegen gleicher Beſchuldigungen einen ſchimpflichen Tod leide; und fürs gemeine Beſte ſey es vortheilhaft, einige wenige unſchuldiger weiſe umkommen zu laſſen, um dadurch viele vortrefliche Männer der Wuth des Pöbels zu entreiſſen.

Andocides gab dieſen Vorſtellungen des Timäus Gehör. Er gab ſich und einige andre an, und erlangte die öffentlich verſprochne Verzeihung. Diejenigen, die er angegeben hatte, wurden alle umgebracht, auſſer den entwichnen, und um die Sache deſto glaubwürdiger zu machen, gab Andocides auch einige von ſeinen Sklaven an.

Aber das Volk ließ darauf ſeine Erbitterung noch nicht fahren, ſondern richtete ſeine von der Säulenſtürmerey nun abgewandte Wuth gänzlich auf den Alcibiades. Es wurde das Salaminiſche Schif zu ſeiner Abholung abgeſandt, aber dabey, nicht ohne Vorſicht, befohlen, daß man

ihn nicht mit Gewalt zwingen, noch Leid zufügen, ſondern durch gelinde Vorſtellungen ihn bewegen ſollte, ſich zu Athen vors Gericht zu ſtellen, und das Volk zu beſänftigen. Denn man befürchtete Unruhe bey der Armee in einem feindlichen Lande, und einen Aufruhr, welchen auch Alcibiades, wenn er gewollt, leicht hätte erregen können. Es waren auch die Truppen nach ſeiner Abreiſe ganz muthlos, und vermutheten, daß der Krieg nunmehr vom Nicias ſaumſelig und langwierig würde geführt werden, da derjenige fehlte, der zu thätigem Eifer anzuſpornen pflegte. Lamachus beſaß zwar viel kriegriſchen Muth, aber er hatte wegen ſeiner Armuth nicht Anſehn genug.

Gleich bey ſeiner Abreiſe brachte er die Athenienſer um Meßina; denn er hatte einige gewonnen, welche ihm die Stadt durch Verrätherey hatten übergeben wollen, dieſe gab er bey denjenigen in Meßina an, die es mit den Syrakuſanern hielten, und hintertrieb dadurch die ganze Sache.

Als er bey Thurium gelandet hatte, verbarg er ſich, und entkam allen Nachſuchungen. Einer, der ihn erkannte, ſagte zu ihm: „Alcibiades, traueſt du denn deinem Vaterlande nicht?„ —

„ſonſt

„ſonſt in allem, antwortete er, aber wenn es mein Leben betrift, auch nicht meiner Mutter, denn ſie könnte, bey der Sammlung der Stimmen, aus Irrthum an ſtatt des weiſſen Steins einen ſchwarzen ergreifen.„

Einige Zeit darauf erhielt er Nachricht, daß ihn die Athenienſer zum Tode verdammt hätten. Er ſagte: Ich will ihnen zeigen, daß ich lebe. Die Anklage wider ihn findet man folgendermaſſen aufgezeichnet: — „Theſſalus, des Cimons Sohn, aus Laciade, klagt den Alcibiades, des Klinias Sohn, den Skamboniden, an, daß er die Göttinnen Ceres und Proſerpina beleidigt hat, indem er die heiligen Myſterien vorgeſtellt, und ſie in ſeinem eignen Hauſe nachgeahmt hat, in der heiligen Kleidung des Oberprieſters ſich gezeigt, und dieſen Namen ſich geben laſſen, den Polytion zum Fackelträger, den Theodorus, aus Rhegea, zum Herolde, und ſeine andern Freunde zu eingeweihten, oder Unterprieſtern gemacht, und dadurch die heiligen Gebräuche der Eumolpiden, Herolde, und Prieſter zu Eleuſis beſchimpft hat. Auf dieſe Anklage verdammten ihn die Athenienſer, weil er an den Terminen des Gerichts nicht erſchienen war, und ſich vertheidigt hatte, zogen

ſeine Güter ein, und befahlen, daß alle Prieſter und Prieſterinnen über ihn den Bannfluch ausſprechen ſollten. Die einzige Prieſterin Theano, des Meno Tochter, aus Agraule, widerſetzte ſich dieſem Befehle und ſagte: — „Ich bin eine Prieſterin zu ſegnen und nicht zu fluchen.„

Alcibiades hielt ſich in Argos auf, als dieſes Urtheil wider ihn gefällt wurde, denn er war von Thurium gleich nach Peloponnes geflüchtet. Da er ſich vor ſeinen Feinden fürchtete, und aller Hofnung, in ſein Vaterland zurück zu kehren, entſagte, ſo ſchickte er nach Sparta, und bat um Schutz, und verſicherte, daß er den Spartanern weit wichtigere Dienſte leiſten wollte, als er vorher, da er ihr Feind geweſen, ihnen Schaden zugefügt hätte.

Die Spartaner verſprachen ihm Schutz und nahmen ihn auf. Er bewies ſich auch gleich eifrig. Das erſte was er that, war, daß er die Lacedämonier, welche zögerten und Bedenklichkeiten hatten, den Syrakuſanern Hülfe zu ſchicken, ermunterte, daß ſie ihren Feldherrn Gylippus nach Sicilien ſendeten, und die Macht der Athenienſer daſelbſt ſchwächten. Zweytens brachte er es dahin, daß ſelbſt von Peloponnes aus gegen das

Atti=

Attiſche Gebiet Krieg geführt wurde. Drittens, welches das wichtigſte war, beredte er die Lacedämonier, Decelia zu befeſtigen, wodurch den Athenienſern der größte Verdruß und Schaden zugefügt wurde.

Alcibiades erwarb ſich nicht allein durch ſeine Betriebſamkeit in Staatsſachen zu Lacedämon Ehre, ſondern auch durch ſeine Privateinrichtung Bewundrung. Er gewann die Liebe des gemeinen Volks, und bezauberte es gleichſam, da er die Spartaniſche Lebensart annahm. Man konnte es kaum glauben, wenn man ſah, daß er ſich bis auf die Haut ſchor, im kalten Waſſer badete, und den Lacedämoniſchen groben Brey mit der ſchwarzen Suppe aß, daß dieſer Mann jemals in ſeinem Hauſe einen Koch gehabt, oder einen Mileſiſchen Rock angerührt habe. Er beſaß unter vielen andern groſſen Eigenſchaften auch beſonders die Kunſt, die Menſchen für ſich einzunehmen, und ihrer ganzen Einrichtung und Lebensart ſich gleich zu ſtellen, und ſich ſchneller als ein Chamäleon zu verändern; auſſer daß dieſes Thier, wie man erzehlt, in die einzige weiſſe Farbe ſich nicht verwandeln kann. Alcibiades aber konnte, ſo wie er ſich unter Guten oder Böſen

befand, alles nachahmen, ſich in alles ſchicken. In Sparta war er arbeitſam, mäßig, ernſthaft: in Jonien wollüſtig, den Vergnügungen, der Gemächlichkeit ergeben: in Thracien liebte er den Trunk und das Reiten: bey dem Perſiſchen Landvogte Tiſſaphernes übertraf er an Pracht und Verſchwendung allen Perſiſchen Staat.

Es war ihm aber nicht ſo ſehr leicht, ſich aus einem Charakter immer in den andern zu verwandeln, und er nahm den fremden Charakter auch im Grunde nicht an, ſondern, weil er durch ſein eignes Naturell diejenigen, mit denen er umgieng, hätte beleidigen können, ſo verbarg und verkleidete er ſich nur in eine ähnliche Geſtalt und äuſerliches Anſehn. Daher konnte man von ihm, als er in Lacedämon war, was das äuſerliche betraf, das Sprüchwort brauchen: **Das iſt nicht der Sohn des Achilles, ſondern er ſelbſt:** man konnte ſagen: **Er iſt kein Fremder, ſondern ein Zögling des Lykurgs.** Aber ſeinen wahren Geſinnungen und Handlungen nach **blieb er**, wie Helena, **immer das vorige Weib.** Denn Timäa, die Gemahlin des Königs Agis, wurde von ihm, als ihr Gemahl im Kriege abweſend war, ſo ſehr verführt, daß ſie einen Sohn von ihm bekam, und

die

die That gar nicht leugnete. Sie nannte dieſen Sohn zwar öffentlich Leotychides, gegen ihre Freundinnen und Bedienten aber nannte ſie ihn Alcibiades: ſo ſehr liebte ſie den Alcibiades. Dieſer aber war ſo frech, daß er ſagte, er hätte dieß weder um den Agis zu beleidigen, noch aus Wolluſt gethan, ſondern damit ſeine Nachkommen über die Lacedämonier herrſchen möchten.

Agis bekam von allem dieſem vielfache Nachricht, und die Zeit beſtätigte die Sache, da er ſich erinnerte, daß er bey einem entſtandnen Erdbeben aus Schrecken das Zimmer ſeiner Gemahlin verlaſſen, und in zehn Monaten nicht bey ihr geweſen war, nach welcher Zeit Leotychides geboren worden war, den er alſo nicht für ſeinen Sohn erkannte. Aus dieſer Urſache wurde hernach Leotychides auch von der Nachfolge in der Regierung ausgeſchloſſen.

Die Athenienſer waren in Sicilien unglücklich geweſen, und die Chier, Lesbier, und Cyzicener lieſſen durch Abgeordnete zu Sparta erklären, daß ſie der Athenienſer Parthey verlaſſen wollten. Die Böotier unterhandelten für die Lesbier, Pharnabazus für die Cyzicener, aber auf Anrathen des Alcibiades beſchloß man, zuerſt den Chiern

Bey=

Beyſtand zu leiſten. Alcibiades, der ſelbſt zu dieſer Unternehmung mitgieng, machte beynahe ganz Jonien von den Athenienſern abwendig, und fügte ihnen, da er immer an der Seite der Lacedämoniſchen Feldherrn war, vielfachen Schaden zu.

Aber Agis, der ſchon wegen der Verführung ſeiner Gemahlin dem Alcibiades feind war, wurde durch die Ehre, die dieſer Mann ſich erwarb, noch mehr erbittert; denn man ſagte allgemein, daß das Glück der Lacedämonier durch den Alcibiades, der faſt an allem Antheil habe, verurſacht würde. Die mächtigſten und ehrgeitzigſten unter den Lacedämoniern beneideten ihn längſt. Sie brachten es endlich dahin, daß die Regierung zu Sparta nach Jonien heimlichen Befehl ſandte, den Alcibiades umzubringen. Aber er erfuhr es durch geheime Nachrichten, und hütete ſich, ob er gleich noch an allem Antheil nahm, in die Hände ſeiner Feinde zu fallen.

Indeſſen begab er ſich doch, der Sicherheit wegen, in den Schutz des Königlichen Perſiſchen Landvogts Tiſſaphernes. Er wurde an deſſen Hofe ſehr bald die erſte und wichtigſte Perſon. Denn Tiſſaphernes, der ſelbſt ein liſtiger und fal-

ſcher

ſcher Mann war, und boshafte Rathſchläge liebte, bewunderte die ſo vielfache und groſſe Verſchlagenheit und Klugheit des Alcibiades. Und im täglichen Umgange und dem Vergnügen der Geſellſchaft konnte Alcibiades jeden Charakter, jede Art von Menſchen angenehm unterhalten, und für ſich einnehmen. Selbſt diejenigen, die ihn haßten und beneideten, empfanden in ſeinem Umgange die angenehmſte Unterhaltung. Daher auch Tiſſaphernes, ein ſonſt grauſamer Mann, und der die Griechen unter allen Perſern am meiſten haßte, ſo ſehr von den Schmeicheleyen des Alcibiades eingenommen wurde, daß er demſelben ſogar gegenſeitige Schmeicheleyen machte. So gab er den ſchönſten ſeiner Luſtgärten, der mit Quellen, blumichten Wieſen, Luſthäuſern und Lauben, und mit königlicher Pracht ausgeſchmückt war, den Namen Alcibiades, und dieſen Namen hat der Luſtgarten nachher beſtändig behalten.

Alcibiades, der nun die Parthey der Spartaner als ungetreuer Leute verlaſſen hatte, und ſich vor den Agis fürchtete, ſuchte ihnen durch allerhand verdächtige Vorſtellungen bey dem Tiſſaphernes zu ſchaden. Er gab den Rath, den Lacedämoniern nicht ſo eifrig beyzuſtehen, noch die

Athe=

Athenienſer gänzlich zu unterdrücken, ſondern durch ſparſamere Hülfsleiſtungen an die eine Völkerſchaft, beyde allmählig zu ſchwächen, und durch wechſelſeitige Abmattungen ſie der Herrſchaft des Perſiſchen Königs leichter zu unterwerfen. Sein Rath wurde angenommen: er wurde öffentlich geliebt und bewundert. Beyde kriegführende Partheyen der Griechen richteten nun ihr Augenmerk auf den Alcibiades, und die Athenienſer bereueten bey lauter üblen Vorfällen ihr Urtheil gegen ihn. Er ſelbſt aber war über das Unglück der Athenienſer mißvergnügt, und furchte ſich, daß bey dem gänzlichen Ruine von Athen er auch der Macht der ihm gehäßigen Lacedämonier möchte aufgeopfert werden.

Das vornehmſte Glück der Athenienſer beruhete damals auf den Ausgang der Unternehmung nach Samos, wohin ſie ihre Seemacht geſchickt hatten, theils ihre Beſitzungen zu behaupten, theils die abgefallenen Städte ſich zu unterwerfen. Sie waren jetzt ihren Feinden zur See noch ſo ziemlich gewachſen: aber ſie fürchteten ſich vor dem Tiſſaphernes, der, wie man ſagte, hundert und funfzig Schiffe aus Phönicien erwartete, nach deren Vereinigung mit der Lacedämoniſchen

ſchen Flotte für Athen gar keine Hofnung zur Errettung mehr war. Alcibiades, der dieſes wußte, ſchickte zu den vornehmſten der Athenienſer, die in Samos waren, eine geheime Botſchaft, und machte ihnen Hofnung zu der Freundſchaft des Tiſſaphernes, mit der Erklärung, daß er dieſes Anerbieten nicht aus Gunſt gegen das Atheniensiſche Volk, dem er nicht trauete, ſondern aus Neigung gegen den Adel zu Athen thäte, wenn dieſer es wagen wollte, mit edler Tapferkeit dem Volke ſeine Gewalt zu entreiſſen, und durch ſich ſelbſt das allgemeine Wohl und den Staat erhalten wollte.

Die andern alle waren dem Vorſchlage des Alcibiades ſehr geneigt bis auf den einzigen Phrynichus aus Dirades, welcher Verdacht ſchöpfte, und glaubte, wie ſich auch wirklich die Sache verhielt, daß dem Alcibiades wenig dran gelegen wäre, ob Athen durch eine Ariſtokratie oder Demokratie regiert würde, er ſuche nur überhaupt die Rückkehr in ſein Vaterland, und durch die vorgegebne Verachtung des Volks den Adel zu gewinnen, und ſich ergeben zu machen. Aber ſeine Meinung wurde von den andern niedergeſchlagen, und er war nun ein offenbarer Feind des Alcibiades geworden. Er

Er meldete nunmehr dem Aſtyochus, dem Admirale der feindlichen Lacedämoniſchen Flotte, insgeheim die ganze Sache, und rieth ihm, ſich in Acht zu nehmen, und den Alcibiades, der es mit beyden Partheyen hielte, in Verhaft zu nehmen. Hier kam aber unverſehens ein Verräther zum andern. Denn Aſtyochus, der gänzlich ſich der Gunſt des Tiſſaphernes geweiht hatte, und wohl wußte, in welchem Anſehn beym Tiſſaphernes Alcibiades ſtand, entdeckte die Nachricht des Phrynichus dem Alcibiades ſelbſt. Alcibiades ſchickte ſogleich Leute nach Samos, welche den Phrynichus verklagen mußten. Phrynichus, der bey dem Unwillen und allgemeinem Aufſtande wider ſich gar keine andre Rettung bey den gegenwärtigen Umſtänden ſahe, verſuchte ein Uebel durch ein gröſſeres Uebel zu mildern. Er ſchickte ſogleich zum Aſtyochus, und beſchwerte ſich zwar wegen der Angabe wider ihn, aber verſprach auch zugleich, die ganze Flotte und Armee der Athenienſer an ihn zu verrathen. Aber auch dieſe Verrätherey des Phrynichus ſchadete den Athenienſern nichts, denn Aſtyochus verrieth ihn wieder, und entdeckte ſeinen ganzen Anſchlag dem Alcibiades. Jedoch vermuthete dieſes Phrynichus

chus vorher, und erwartete eine neue Auflage des Alcibiades. Er ſuchte alſo zuvorzukommen, und ſagte den Athenienſern vorher, daß ſie von der feindlichen Flotte würden angegriffen werden, ſie möchten ihre Schiffe beſetzt halten, und ihr Lager befeſtigen. Während dieſer Anſtalten der Athenienſer kamen Briefe vom Alcibiades an, in welchen er ihnen rieth, den Phrynichus zu beobachten, welcher ihre Flotte an die Feinde verrathen wollte. Sie glaubten es aber nicht, ſondern vermutheten, daß Alcibiades, der der Feinde Anſtalten und Abſichten wohl wüßte, ſich dieſer Gelegenheit zur Verleumdung des Phrynichus bediene. Sie irrten ſich. Als aber hernach Phrynichus von einem der wachthabenden Soldaten, Hermon, auf öffentlichem Markte mit einem Dolche erſtochen wurde, ſo erkannten, nach darüber angeſtelltem Gerichte, die Athenienſer die Verrätherey des Phrynichus, fanden ihn ſchuldig, und beſchenkten den Hermon und ſeine Mitgenoſſen mit Ehrenkränzen.

Die Freunde des Alcibiades in Samos ſetzten ihre Meynung durch, und ſchickten den Piſander nach Athen, um eine Staatsrevolution zu bewirken. Er ſollte den Adel ermuntern, die Regie-

rung zu übernehmen, und die Gewalt des Volks zu ſtürzen, wobey ihnen Alcibiades den Beyſtand und die Freundſchaft des Tiſſaphernes verſpräche. Dieß war nur ein Vorwand und eine Idee von denjenigen, die die Ariſtokratie errichten wollten.

Nachdem aber die ſogenannten fünftauſend Männer, deren eigentlich nur vierhundert waren, ſich die Regierung angemaſſet hatten, ſo dachten ſie nicht im geringſten an den Alcibiades, und führten den Krieg nachläßig, theils weil ſie dem Volke, das dieſer Revolution noch nicht gewohnt war, nicht traueten, theils weil ſie glaubten, daß die Lacedämonier, die ſtets der Ariſtokratie geneigt waren, ihnen gelinde Friedensbedingungen geben würden.

Das Volk zu Athen bezeigte ſich aus Furcht ruhig; denn es wurden viele Perſonen, die ſich den vierhundert Männern widerſetzt hatten, umgebracht. Als aber die in Samos davon Nachricht bekamen, ſo ſchiften ſie ſogleich voller Wuth nach dem Piräeus ab. Sie riefen den Alcibiades wieder in ſein Vaterland zurück. Sie erwählten ihn zum Feldherrn. Sie trugen ihm auf, an ihrer Spitze die Herrſchaft des Adels zu vernich-

ten. Hier betrug er ſich nun nicht ſo, wie ſich ein andrer würde betragen haben, der durch die Gunſt des Volks ſo ſehr erhoben worden wäre. Er glaubte, er müſſe nicht ſogleich in allem nachgeben, und denjenigen blindlings folgen, welche ihn aus einem herumirrenden Flüchtlinge zum Admirale ihrer ganzen Seemacht, und Feldherrn ihrer Armee gemacht hatten. Er that, was ein groſſer Mann, der der Regierung vorſteht, zu thun pflegt, er widerſtand ſeinen Mitbürgern, wenn ſie ſich vom Zorne hinreiſſen lieſſen, er hinderte ſie, Fehler zu begehen, und erhielt offenbar den Athenienſiſchen Staat. Denn wenn damals die ganze Athenienſiſche Flotte nach Athen zurückgeſchikt wäre, ſo hätten die Feinde, ohne Mühe, ganz Jonien, den Helleſpont, und die Inſeln einnehmen können, indem die Athenienſer unter ſich ſelbſt einen innerlichen Krieg geführt, und die feindlichen Waffen ſelbſt nach Athen gezogen hätten. Alcibiades war der einzige, oder doch wenigſtens der vornehmſte, der dieſes hinderte. Er wandte Zuredungen, Bitten, Vorſtellungen, und Strafen dabey an. Thraſybulus aus Stiria half ihm dabey, indem er ihn allenthalben hin begleitete, und dem Volke mit ſeiner ſtarken Stimme,

die die ſtärkſte unter allen Athenienſern geweſen ſeyn ſoll, zurief.

Einer der wichtigſten Dienſte für den Staat war es auch, daß Alcibiades ſein Verſprechen wegen der Phönicischen Schiffe, die die Lacedämonier von dem Perſiſchen Könige erwarteten, erfüllte, daß dieſe entweder ſich mit den Athenienſern vereinigen, oder doch wenigſtens nicht die Lacedämonier unterſtützen ſollten. Er ſegelte ihnen geſchwind entgegen, und Tiſſaphernes ließ dieſe Schiffe, die ſchon bis nach Aſpend gekommen waren, nicht zu der Flotte der Lacedämonier, die er in ihrer Hofnung betrog, hinſchiffen. Alcibiades wurde von beyden kriegführenden Partheyen für die Urſache dieſes Zurückbleibens der Schiffe gehalten, beſonders glaubten die Lacedämonier, er habe dem Tiſſaphernes den Rath gegeben, zuzuſehen, daß ſich die Griechen unter einander ſelbſt ins Verderben ſtürzten. Denn es war offenbar, daß diejenige Parthey, mit welcher ſich jene Schiffe vereinigt hätten, der andern ihre ganze Seemacht würde zu Grunde gerichtet haben.

Bald darauf wurde die Herrſchaft der Vierhundert Männer zu Athen aufgehoben, indem die Freunde des Alcibiades ſich eifrig der Parthey

des

des Volks annahmen. Die Einwohner zu Athen wünſchten nunmehr den Alcibiades bey ſich zu ſehn, und beriefen ihn zurück. Er glaubte aber, er müſſe nicht mit leeren Händen, und ohne etwas verrichtet zu haben, als wenn er durch das Mitleiden und die Gnade des Volks zurückkehre, ſondern mit neuem Ruhme zu Athen erſcheinen. Er gieng deßwegen mit einigen Schiffen von Samos ab, und kreuzte bey den beyden Inſeln Kos und Knidus. Da er hier aber Nachricht bekam, daß der Spartaniſche Admiral Mindarus mit der ganzen Flotte nach dem Helleſpont hinſegelte, und die Athenienſiſche Flotte ihm nachfolgte, ſo eilte er, den Anführern derſelben Beyſtand zu leiſten. Und er kam zum guten Glücke mit ſeinen achtzehn Schiffen eben zu der Zeit an, da beyde Flotten bey Abydos einander angegriffen hatten, und eine Seeſchlacht lieferten. Beyde Flotten ſiegten auf der einen Seite, und wurden auf der andern beſiegt. Das Gefecht dauerte mit lebhafter Hitze ſchon bis an den Abend hin.

Die Annäherung des Alcibiades brachte bey beyden Partheyen eine widrige Wirkung hervor: die Feinde verdoppelten ihren Muth, die Athenienſer geriethen in Unordnung. Aber Alcibia-

des ließ geſchwind auf dem Admiralſchiffe die Athenienſiſche Flagge aufſtecken, um anzuzeigen, daß freundliche Schiffe zu Hülfe kämen, und ſtürmte auf die Peloponneſier, die ſchon den Sieg in Händen hatten, und die Athenienſer verfolgten, los. Er ſchlug ſie in die Flucht, trieb ſie ans Land, verdarb im Nachfolgen eine Menge von ihren Schiffen, und tödtete viele, die ſich beym Ausſteigen mit Schwimmen retten wollten, obgleich Pharnabazus ihnen zu Lande zu Hülfe kam, und an der Küſte mit ſeiner Armee die Landung deckte. Die Athenienſer hatten dreyßig feindliche Schiffe weggenommen, und die ihrigen weggenommenen wieder erobert, und errichteten über dieſen Sieg eine Trophäe.

Dieſes glänzende Glück erweckte bey dem Alcibiades die Ehrbegierde, ſich ſogleich dem Tiſſaphernes in ſeiner Pracht zu zeigen. Er nahm eine Menge öffentliche und Privatgeſchenke mit, und begab ſich mit einem herrlichen Gefolge zu ihm. Aber ſeine Erwartung wurde ſehr betrogen. Tiſſaphernes, der ſchon längſt bey den Lacedämoniern in dem Verdacht der Verrätherey war, und ſich fürchtete, aufs neue bey ſeinem Könige verklagt zu werden, ergrif die Gelegenheit

der

der Ankunft des Alcibiades, um ſich durch Ungerechtigkeit von jenem Verdachte zu befreyen, er nahm den Alcibiades gefangen, und ſchickte ihn nach Sardis in Verhaft.

Alcibiades entkam nach dreyßig Tagen ſeinen Wächtern, und floh auf einem ungefähr erhaltenen Pferde nach Klazomene. Um ſich an dem Tiſſaphernes zu rächen, breitete er die Nachricht aus, daß ihn Tiſſaphernes ſelbſt losgelaſſen hätte. Er ſelbſt begab ſich zu Schiffe, und kam in das Athenienſiſche Lager. Da er hier erfuhr, daß Mindarus und Pharnabazus beyſammen in Kyzikus waren, ſo ſtellte er den Soldaten vor, wie nöthig es wäre, daß ſie nicht allein zur See, ſondern auch zu Lande ſiegten, und eroberten, weil es ihnen ſonſt, wenn ſie nicht allenthalben ſiegten, an Gelde und Unterhalte fehlen würde.

Er bemannete die Schiffe, und ſegelte nach Prokoneſus zu. Die kleinern Schiffe mußten ſich in die Mitte ſtellen, und es zu verhindern ſuchen, daß den Feinden ſeine Ankunft nicht bekannt würde. Es fiel eben ein ſtarker Regen mit einem Donnerwetter, wobey es ſo finſter wurde, daß ſeine ganzen Anſtalten nicht konnten geſehen werden, und er nicht allein die Feinde ſondern die

Athenienſer ſelbſt hintergieng, die wider Vermuthen ſich einſchiffen mußten. Da es wieder helle geworden war, ſahe man die Peloponneſiſche Flotte im Angeſichte, die vor dem Hafen von Kyzikus vor Anker lag. Alcibiades beſorgte, daß die Feinde, wenn ſie die Anzahl ſeiner Schiffe gewahr würden, ans Land fliehen möchten, und befahl daher den Schifshauptleuten, ihm ſtille hinten nachzuſegeln: er ſelbſt aber erſchien nur mit vierzig Schiffen, und bot den Feinden ein Treffen an. Dieſe lieſſen ſich hintergehen, und fiengen, aus Geringſchätzung dieſer Anzahl Schiffe, mit denen ſie allein zu thun zu haben glaubten, das Gefecht an. Als aber währendem Treffen die übrigen Schiffe dazu erſchienen, ſo ergriffen ſie mit Beſtürzung die Flucht. Alcibiades verfolgte ſie mit zwanzig ſeiner beſten Schiffe bis ans Land, ſtieg aus, jagte den aus den Schiffen entflohenen nach, und tödtete eine Menge von ihnen. Mindarus und Pharnabazus, welche zu Hülfe eilten, wurden zurückgetrieben, Mindarus, der ſich herzhaft wehrte, blieb auf dem Platze, Pharnabazus nahm die Flucht.

Die Athenienſer bekamen viele Beute, und alle feindliche Schiffe geriethen in ihre Gewalt. Sie erober=

eroberten Kyzikus, welches Pharnabazus, nach der Niederlage der Peloponneſier, verlaſſen hatte, und ſie behaupteten nicht allein ihre Herrſchaft auf dem Helleſpont, ſondern vertrieben auch die Lacedämonier von dem ganzen Meere. Man fieng auch einen Brief auf, in welchem die vorgefallene Niederlage den Vorſtehern der Regierung zu Sparta im Lakoniſchen Stile berichtet wurde: — „Unſer Glück iſt hin: **Mindarus getödtet: die Soldaten hungern: wir wiſſen nicht, was wir thun ſollen.**„

Die Truppen unter dem Alcibiades wurden ſo ſehr vom Stolze eingenommen, daß ſie als ſiegreiche Soldaten mit den andern, die öfters geſchlagen worden waren, nicht zuſammen dienen wollten. Denn kurz zuvor war Thraſyllus bey Epheſus geſchlagen worden, und die Epheſier hatten zur Schande der Athenienſer eine Trophäe von Erzt aufrichten laſſen. Dieß warfen die Soldaten unter dem Alcibiades denen, die unter dem Thraſyllus gedient hatten, vor, lobten ſich und ihren Feldherrn dagegen, und wollten mit jenen zugleich im Lager weder ſich üben laſſen, noch Dienſte thun. Als ſie aber vom Pharnabazus, der ein groſſes Heer von Reuterey und Fußvolk

bey ſich hatte, in der Gegend von Abydos angegriffen wurden, und ihnen Alcibiades mit dem Thraſyllus zugleich zu Hülfe kam, die Feinde ſchlug, und bis in die Nacht verfolgte, ſo vereinigten ſich beyderley Truppen wieder, und kehrten mit gemeinſchaftlicher Freude und Luſtigkeit ins Lager zurück.

Den Tag darauf errichtete Alcibiades eine Trophäe, und verwüſtete des Pharnabazus Provinz, ohne Widerſtand zu haben, doch ließ er alle gefangnen Prieſter und Prieſterinnen ohne Ranzion los. Hierauf gieng Alcibiades zur Belagerung der Stadt Chalkedon ab, welche von den Athenienſern abgefallen war, und Lacedämoniſche Beſatzung eingenommen hatte. Da er aber erfuhr, daß die Chalkedonier alle Güter ihrer Provinz zu den Bithyniern, ihren Bundesgenoſſen, geſchaft hätten, ſo zog er mit ſeiner Armee an die Bithyniſche Grenze, und foderte durch einen Herold dieſe Güter zurück. Die Bithynier geriethen in Furcht, gaben das verlangte zurück, und errichteten einen Freundſchafts-Tractat.

Die Stadt Chalkedon war von einem Meere bis zum andern befeſtigt, und Pharnabazus rückte zu ihrem Entſatze herbey; zugleich that der Lacedämo-

dämoniſche Befehlshaber in der Stadt, Hippokrates, mit ſeinen Truppen einen Ausfall auf die Athenienſer. Alcibiades, der mit beyden zu fechten hatte, ſtellte ſich ſo, daß er den Pharnabazus zu einer ſchimpflichen Flucht nöthigte, und den Hippokrates tödtete er mit einer Menge von ſeinen Truppen.

Nach dieſem Siege ſchifte er nach dem Hellespont, um Contributionen zuſammen zu treiben. Er nahm auf dieſer Expedition die Stadt Selybria ein, wobey er in unvermuthete Gefahr gerieth. Diejenigen, die ihm die Stadt verrathen wollten, hatten ihm verſprochen, um Mitternacht mit einer Fackel ein Zeichen zu geben, aber ſie wurden genöthigt, es früher zu thun, weil ſie ſich vor einen der Mitverſchwornen fürchteten, der plötzlich ſeine Geſinnung geändert hatte. Da nun Alcibiades noch nicht ſeine Soldaten in gehöriger Bereitſchaft hatte, als das Zeichen mit der Fackel gegeben wurde, ſo nahm er nur ungefähr dreyßig Mann, die gleich bey ihm waren, mit, und eilte nach der Mauer, indem die andern Truppen ihm ſchleunig nachfolgen ſollten. Das Thor wird eröfnet, zu ſeinen dreyßig Mann ſtoſſen noch zwanzig Bogenſchützen, er dringt in die

Stadt, aber ſogleich ſieht er auch, daß die feindlichen Soldaten auf ihn anrücken. Er ſieht, wenn er hier fechten will, keine Errettung für ſich, und doch hindert ihn ſein Ehrgeitz zu fliehen, da er bis an dieſem Tage in allen kriegriſchen Unternehmungen unbeſiegt geblieben war. Er entſchließt ſich daher, durch einen Trompeter Stillſchweigen verkündigen zu laſſen, und einer der bey ihm ſtehenden muß ausrufen: **Die Athenienſer führen nicht wider die Selybrianer die Waffen.** * Dieſer Ausruf machte, daß viele weniger Luſt zum Fechten bezeugten, weil ſie glaubten, daß ſchon die ganze feindliche Armee in der Stadt wäre, die meiſten aber wurden dadurch zur Hoffnung eines Vergleichs mit den Athenienſern gebracht. Indem nun von beyden Seiten Unterhandlungen gepflogen wurden, kam des Alcibiades ganze Armee an. Er wurde bald gewahr, daß die Selybrianer zum Frieden geneigt wären, und

* Ich leſe hier mit **Bryan** Σηλυβριανοῖς Ἀθηναίους ἐν. ὁ. μ. τ. an ſtatt der gewöhnlichen Lesart Σηλυβριανὸς Ἀθηναίοις κ. τ. λ. welche letztere Lesart den ganzen Zuſammenhang dunkel und kaum verſtändlich macht.

und befürchtete nur, daß ſeine Thraciſchen Soldaten die Stadt plündern möchten, deren eine groſſe Anzahl war, die alle aus Neigung gegen den Alcibiades dieſem Feldzuge beywohnten, und ſich immer tapfer verhielten. Er ſchickte daher alle dieſe Völker aus der Stadt, und that den Selybrianern, auf ihre Bitte, keinen Schaden weiter, als daß er Contribution ſich geben ließ, und eine Beſatzung in die Stadt legte, worauf er ſie ſogleich wieder verließ.

Indeſſen hatten die Athenienſiſchen Generale, welche Chalkedon belagerten, mit dem Pharnabazus einen Vergleich gemacht, daß ſie gegen eine gewiſſe Summe Geldes, die ſie erhielten, die Provinz des Pharnabazus nicht weiter beunruhigen wollten, daß aber die Chalkedonier ſich wieder den Athenienſern unterwerfen ſollten; Pharnabazus wolle auch der Geſandten der Athenienſer ein ſichres Geleite zum Perſiſchen Könige geben.

Pharnabazus verlangte bey der Rückkunft des Alcibiades, daß dieſer Feldherr auch den Vergleich beſchwören ſollte, aber Alcibiades wollte es nicht eher thun, bis Pharnabazus zugleich mit ſchwur. Nach geleiſtetem Eide, und berichtigtem Vertrage gieng Alcibiades auf die Byzantiner los, welche

von

von den Athenienſern abgefallen waren. Er belagerte Byzanz. Anaxilaus, Lykurg, und verſchiedne andre verſprachen ihm die Stadt zu überliefern, wenn er ihr keinen Schaden zufügen wollte. Er ließ darauf das Gerücht verbreiten, daß er wegen eines in Jonien entſtandnen Aufruhrs dahin ſich begeben müſſe, und ſegelte auch wirklich mit allen Schiffen ab, kehrte aber des Nachts zurück, und rückte in aller Stille an die Stadtmauern. Indeſſen griffen die Schiffe den Hafen mit groſſem Geſchreye und Lermen an, und ſetzten durch dieſe Ueberraſchung die Byzantiner in Beſtürzung, da hingegen diejenigen, welche der Athenienſiſchen Parthey ergeben waren, deſto ſichrer, indem alles dem Hafen zu Hülfe eilte, den Alcibiades in die Stadt laſſen konnten.

Gleichwol gieng es nicht ohne Gefechte ab. Denn die Peloponneſer, Böotier, und Megarenſer, welche in Byzanz waren, ſchlugen den Sturm auf dem Hafen ab, und trieben die Athenienſer auf ihre Schiffe zurück, und da ſie erfuhren, daß die Athenienſiſchen Truppen ſchon in der Stadt wären, griffen ſie auch dieſe an. In dieſem harten Gefechte ſiegten dennoch Alcibiades, der den rechten Flügel, und Theramenes, der den linken anführ=

anführte, und bekamen von den noch überbliebnen Feinden auf dreyhundert gefangen. Nach erfochtenem Siege wurde kein Byzantiner getödtet oder vertrieben, denn mit dieſer Bedingung war die Stadt überliefert worden, und jeder behielt das ſeinige.

Daher auch Anaxilaus, da er der Verrätherey zu Lacedämon beſchuldigt wurde, in ſeiner Vertheidung bewies, daß er nichts ſchändliches gethan habe. „Ich bin, ſagte er, kein Lacedämonier, ſondern ein Byzantiner: ich ſah, nicht daß Sparta, ſondern daß Byzanz in Gefahr war. Die Stadt war belagert, alle Zufuhr abgeſchnitten, den noch übrigen Vorrath in der Stadt verzehrten die Peloponneſier und Böotier, indeß die Byzantiner mit ihren Weibern und Kindern Hunger litten. Ich verrieth die Stadt nicht an die Feinde, ſondern errettete ſie vom Kriege und Elend. Ich that, was die redlichſten der Lacedämonier zu thun pflegten, die ſchlechterdings nur das für gut und gerecht halten, was zum Beſten des Vaterlandes gereicht.„ — Dieſe Vertheidigung gefiel den Lacedämoniern ſo ſehr, daß ſie alle die los lieſſen, die der Verrätherey beſchuldigt waren.

Alcibiades ſehnte ſich nunmehr ſeine Vaterſtadt wieder zu ſehen, und beſonders wünſchte er, ſich nun ſeinen Mitbürgern als einen ſo vielfachen Sieger zu zeigen. Er kam mit der Athenienſiſchen Flotte an, bey der alle Schiffe mit vielen Schilden und andrer Beute ringsherum ausgeſchmückt waren: hinten nach folgten die weggenommenen Schiffe, und die Zierrathen der von ihm eroberten und verderbten Schiffe, deren in allen über zweyhundert waren. Duris, aus Samos, der ſich für einen Nachkommen des Alcibiades ausgiebt, ſetzt noch hinzu, daß Chryſogonus, der vorher in den Pythiſchen Spielen den Preis erhalten, mit ſeiner Flöte den Tact angegeben habe, wie die Schiffe haben ſegeln und rudern müſſen, daß Kallipides, der Schauſpieler, im prächtigſten theatraliſchen Anzuge den Herold dabey vorgeſtellt, und daß das Admiralſchif mit purpurnen Segeln geſchmückt in den Hafen eingelaufen ſey. Aber weder Theopompus, noch Ephorus, noch Xenophon erzehlen dieſe Umſtände, und es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß Alcibiades, der aus der Verweiſung und nach vielen erlittenen Unfällen jetzt zurück kam, ſich gegen die Athenienſer in einem ſo übermüthigen Aufzuge, als wenn

er

er von einem luſtigen Gaſtmale zurückkäme, gezeigt hat. Er ſchifte vielmehr noch ganz furchtſam in den Hafen ein, und wollte auch nicht eher aus ſeinem Schiffe ſteigen, bis er vom Borde her ſeinen Vetter Euryptolemus und viele von ſeinen Verwandten und Freunden ſahe, welche ihn mit Freude empfiengen, und auszuſteigen baten.

Als er ausgeſtiegen war, ſchien es, als wenn die entgegen kommenden Menſchen gar keinen andern General als ihn ſähen: ſie liefen auf ihn zu, empfiengen ihn mit einem Freudengeſchrey, und begleiteten ihn: die nahe bey ihm waren, warfen ihm Kränze zu, die weiter entfernten ſahen ganz allein auf ihn, und die Alten zeigten ihn den Kindern. Es wurden auch bey dieſer Freude viele Thränen vergoſſen, und man erinnerte ſich bey dem gegenwärtigen Glücke der vorigen Unglücksfälle. „Sicilien, ſagte man, würde uns nicht entgangen und unſre andern Hofnungen würden nicht ſo getäuſcht worden ſeyn, wenn wir den Alcibiades damals an der Spitze der Armee und des Staats gelaſſen hätten. Er kam wieder dazu, als wir beynahe ganz aus dem Meere vertrieben waren, zu Lande kaum unſre Vorſtädte mehr beſaſſen, und Athen ſelbſt ſich durch inner-

nerliche Zwiſtigkeiten zerrüttete; er ſtellte unſern Staat aus ſeinen elenden Trümmern wieder her, verſchafte uns nicht allein wieder die Herrſchaft auf dem Meere, ſondern machte unſre Truppen auch zu Lande allenthalben zu Siegern über die Feinde.„

Das Decret wegen ſeiner Rückkunft war ſchon vorher öffentlich ausgefertigt, und vom Kritias, dem Sohne des Kalläſchrus, aufgeſetzt, welcher in ſeinen Gedichten es erwähnt, und den Alcibiades an dieſe Wohlthat erinnert. — „Das Urtheil, das dich zurief, das gab ich in allem, ich ſchriebs, ich führte das Werk aus. Meine Zunge drückte das Siegel der Beſtätigung drauf.„

Es wurde eine Verſammlung des Volks gehalten, in welcher Alcibiades erſchien, und ſeine ausgeſtandnen Drangſale mit Thränen beklagte, doch machte er dem Volke nur ſchwache und gelinde Vorwürfe, und ſchrieb ſein ganzes böſes Schickſal vielmehr dem Verhängniſſe und einem feindſeligen Dämon zu. Er breitete ſich darauf in ſeiner Rede über die kriegriſchen Entwürfe der Feinde aus, und flößte ſeinen Mitbürgern neuen Muth und Zuverſicht ein. Er wurde darauf mit einer goldenen Krone bekränzt, man trug ihm den

Ober=

Oberbefehl über die Athenienſiſche Macht zur See und zu Lande auf, ſeine Güter wurden ihm durch ein Staatsdecret wieder zurückgegeben, und die Eumolpiden und Herolde mußten die ehemals auf Befehl des Volks wider ihn ausgeſprochnen Flüche aufheben. Bey dieſer Ceremonie ſagte der Oberprieſter Theodorus: **Ich habe ihn nicht verflucht, wenn er der Stadt Athen kein Unrecht gethan hat.**

Bey allem dieſen glänzenden Glücke des Alcibiades beunruhigte doch einige ſeiner Freunde der Tag ſeiner Rückkunft: denn er ſchifte an eben dem Tage in den Hafen ein, an welchem das Feſt **Plynteria** gefeyert wurde. Die Prieſter, welche **Praxiergiden** heiſſen, feyern dieſes Feſt am fünf und zwanzigſten Junius. Sie nehmen alsdenn dem Bilde der Göttin Minerva allen Schmuck ab, und bedecken es; daher die Athenienſer dieſen Tag unter ihre unglücklichſten rechnen. Es ſchien als wenn die Göttin Minerva den Alcibiades nicht gern und gnädig aufnähme, ſondern mit bedecktem Antlitze ihn gleichſam wegwieſe.

Indeſſen gieng doch dem Alcibiades alles nach Wunſche. Es wurden hundert Schiffe ausgerüſtet und bemannet, und ſie ſollten eben abſegeln,

als Alcibiades von einer gewiſſen edlen Ehrbegierde ſich verleiten ließ, bis zum Feſte der heiligen Myſterien zu warten.

Seitdem Dekelia von den Lacedämoniern war befeſtigt worden, und der Weg nach Eleuſis in feindlicher Gewalt war, hatte der feſtliche Aufzug dahin, den man zur See anſtellte, keine vorige Pracht mehr, und man hatte aus Noth die feſtlichen Opfer und Tänze, und was ſonſt die Prieſter, wenn ſie den Bacchus herabführten, vorzunehmen pflegten, aus Noth unterlaſſen. Alcibiades hielt es für eine ruhmvolle Ehrerbietung gegen die Götter, und für eine Ehre bey den Menſchen, wenn er dieſem Feſte ſeinen gewöhnlichen Glanz wiedergäbe, den feyerlichen Aufzug zu Lande anſtellen lieſſe, und ihn mit ſeinen Truppen wider die Feinde beſchützte. Er wollte auch gern dadurch den Agis, wenn dieſer ihn ruhig ziehen lieſſe, demüthigen, oder eine heilige und den Göttern angenehme Schlacht für einen der größten Religionsgebräuche im Angeſichte ſeines Vaterlandes liefern, und alle ſeine Mitbürger zu Zeugen ſeiner Tapferkeit haben.

In dieſer Abſicht benachrichtigte er die Eumolpiden und Herolde davon, ſtellte einige Wachen

auf

auf die Anhöhen, und ſchickte mit Anbruch des Tages einige Völker voraus. Er nahm die Prieſter, die ſogenannten Myſten und Myſtagogen an ſeine Seite, und führte ſie, unter der Bedeckung der Soldaten, in feyerlicher Stille und Pracht nach Eleuſis zu. Ein herrliches der Götter würdiges Schauſpiel! Alcibiades, der dieſen kriegriſchen Pomp führte, wurde von denen, die ihn nicht beneideten, ein kriegriſcher Oberprieſter genannt. Von den Feinden unterſtand ſich niemand, dieſen Zug anzugreifen, und er kehrte unbeunruhigt wieder nach Athen zurück.

Dieſer Vorgang machte den Alcibiades noch ſtolzer, und ſeine Truppen muthiger, welche glaubten, daß ſie unter dieſem Feldherrn unüberwindlich wären. Er machte ſich aber auch das arme und geringe Volk ſo zugethan, daß es mit bewundernswürdiger Neigung von ihm unumſchränkt beherrſcht ſeyn wollte, und einige ſogar zu ihm giengen, und ihn ermunterten, er möchte nun, da er über den Neid erhoben wäre, ſich auch über die öffentlichen Verordnungen und Geſetze hinwegſetzen, die Schwätzer, welche die Stadt nur ins Unglück brächten, niederdrücken, und die öffentlichen Geſchäfte nach Gutdünken verwalten,

ohne ſich vor ſeinen Feinden zu fürchten. Wie weit ſeine eigne Gedanken in Abſicht einer unumſchränkten Herrſchaft gegangen ſind, iſt unbekannt: aber die vornehmſten Athenienſer geriethen in Furcht, und gaben alles, was er verlangte, zu, und ſetzten ihm auch diejenigen zu Nebengeneralen, die er wünſchte, um nur ſeine Abfahrt zu beſchleunigen.

Er ſchifte endlich mit ſeiner Flotte von hundert Schiffen ab, und landete in Andros. Er ſchlug zwar die Truppen dieſer Inſel, und die Lacedämonier, die bey ihnen waren, allein die Stadt konnte er doch nicht einnehmen. Dieß gab ſeinen Feinden die erſte Gelegenheit zu öffentlichen Anklagen wider ihn. Denn wenn irgend jemanden ſein eigner Ruhm geſtürzt hat, ſo iſt dieß gewiß dem Alcibiades wiederfahren. Sein Ruhm war ſo groß, und man traute ihm, wegen ſeines bisherigen Glücks, ſo viel Tapferkeit und Klugheit zu, daß, wenn ihm irgend etwas mißgerieth, man gleich auf ihn den Verdacht eines mangelnden Eifers warf, weil man glaubte, ihm müſſe alles glücken, was er nur mit Eifer unternähme. Die Athenienſer hatten ſich Hofnung gemacht, bald Nachricht von der Eroberung von Chios und

ganz

ganz Jonien zu hören. Sie waren alſo ſehr unzufrieden, da ſie hörten, daß nicht alles ſo geſchwind, wie ſie gewollt, gegangen wäre, ohne zu bedenken, daß es ihren Truppen am Gelde fehlte, die mit Feinden Krieg führten, deren König ein groſſer Schatzmeiſter war, und daß Alcibiades oft genöthigt war, mit einem Theile der Flotte wegzuſegeln, um Geld und Unterhalt der Soldaten zuſammen zu treiben.

Dieß eben gab zu einer neuen Auklage Anlaß. Lyſander, der Admiral der Lacedämoniſchen Flotte, gab wegen der Hülfsgelder, die er vom Cyrus erhielt, jeden Matroſen täglich vier Obeln Sold, an ſtatt der gewöhnlichen drey, da hingegen Alcibiades kaum drey Obeln geben konnte. Dieſer ſchifte daher nach Karien, um dort Geld einzutreiben, und übergab die Aufſicht der Flotte dem Antiochus, der zwar ein guter Steuermann, aber übrigens ein kühner unverſtändiger Mann war. * Er gab ihm zwar den Befehl, ſich durchaus mit den Feinden in keine Schlacht

* Es war eben der, der ehemals, wie Plutarch vorher erzehlt hat, dem Alcibiades die entflogene Wachtel wiederbrachte, und von der Zeit an ſeine ganz beſondre Gunſt genoß.

einzulaſſen, auch wenn ſie ihn dazu reitzten: aber Antiochus verachtete dieſen Befehl ſo ſehr, daß er mit ſeinem eignen und noch einem andern Schiffe nach Epheſus abſegelte, und, indem er bey den Feinden vorbeyſchifte, auf alle mögliche Art durch Worte und Handlungen ſie beſchimpfte und erbitterte. Lyſander verfolgte ihn anfänglich nur mit wenigen Schiffen; da aber die Athenienſiſche Flotte ihm zu Hülfe kam, grif er ihn mit ſeiner ganzen Seemacht an, ſchlug die Athenienſer, tödtete den Antiochus, eroberte eine Menge von Schiffen, und errichtete eine Trophäe. Sobald Alcibiades davon Nachricht erhielt, kam er zurück, gieng mit ſeiner ganzen Flotte nach Samos, und bot dem Lyſander ein neues Treffen an. Aber dieſer war mit ſeinem erhaltenen Siege zufrieden, und bewegte ſich nicht.

Unter den Feinden des Alcibiades bey der Armee war beſonders Thraſybulus, Thraſons Sohn, ihm gehäßig. Dieſer gieng nach Athen, den Alcibiades zu verklagen. Er erbitterte das Volk durch ſeine Vorſtellungen. — „Alcibiades, ſagte er, hat den Staat ins Unglück geſtürzt, und eine Menge Schiffe verloren, da er ſeine Herrſchaft unbeſonnen führt, und das Commando der Trup=

Truppen ſolchen Leuten anvertraut, die durch Trunk und Matroſenſcherze ſich ſeine höchſte Gunſt erwerben. Er ſchift indeſſen ſicher herum, und bereichert ſich, und vergnügt ſich mit dem Trunke und Abydeniſchen und Joniſchen Buhlerinnen, während daß die Feinde ſich ſeinen Truppen entgegen ſtellen.„

Man machte dem Alcibiades auch darüber Vorwürfe, daß er in Thracien bey Biſanthe ein feſtes Schloß gebaut hätte, um dahin ſeine Zuflucht zu nehmen, wenn er in ſeinem Vaterlande nicht länger leben könnte, oder wollte. Dieſe Beſchuldigungen fanden bey den Athenienſern Beyfall, ſie erwählten an ſeiner Statt andre Feldherren, und bezeigten ihr Mißvergnügen und ihren Unwillen gegen ihn.

Wie Alcibiades davon Nachricht bekam, fürchtete er ſich vor den Folgen, und verließ die Armee gänzlich. Er warb fremde Truppen für ſich an, und führte mit den Thraciſchen Völkern, die ohne König waren, Kriege, in welchen Feldzügen er ungemein viel Beute und Reichthum ſich erwarb, und zugleich den angrenzenden Griechen Sicherheit wider dieſe wilden Völker verſchafte.

Indeſſen hatten ſich die Atheniensiſchen Feldherrn Tydeus, Menander und Adimant, mit der ganzen Seemacht, die damals die Athenienſer hatten, beym Aegospotamos geſtellt. Sie pflegten täglich, früh morgens, auf den Lyſander, der bey Lampſakus vor Anker lag, loszugehen, und ihm ein Treffen anzubieten, und hernach wieder zurück zu kehren, und den ganzen Tag, aus Geringſchätzung der Feinde, in nachläßiger Unordnung zuzubringen. Alcibiades, der ſich in der Nähe befand, beobachtete es, und ritt zu den Feldherren hin. Er ſtellte ihnen vor, daß ſie eine unbequeme Station gewählt hätten, wo ſie weder einen Hafen noch eine Stadt in der Nähe hätten, ſondern weit her von Seſtus ihren Unterhalt holen müßten, und daß ſie zu ſorglos wären, wenn ſie ſo die Truppen auf dem Lande herumſtreifen, und wohin ſie wollten, ſich zerſtreuen lieſſen, indem eine feindliche Flotte vor ihnen läge, die gewohnt wäre, auf den Befehl ihres Feldherrn ſogleich alles zu unternehmen.

Die Atheniensiſchen Feldherren verachteten dieſe Vorſtellungen des Alcibiades und auch den Rath, den er gab, mit der Flotte nach Seſtus zu gehen. Tydeus befahl ihm ſogar mit Frechheit,

ſich

ſich wegzubegeben, indem nicht er, ſondern andre Leute Feldherren wåren. Alcibiades gieng mit dem Verdachte weg, daß eine Verrätherey dabey im Spiele wåre. Zu ſeinen Freunden, die ihn begleiteten, als er das Lager verließ, ſagte er: — „Wenn mir die Feldherren nicht ſo verächtlich begegnet håtten, ſo håtte ich in wenigen Tagen die Lacedåmonier nöthigen wollen, entweder wider ihren Willen ein Treffen zu liefern, oder ihre Schiffe zu verlaſſen.„ — Einigen ſchien dieſes Praleren zu ſeyn, andre hielten es für wahrſcheinlich, wenn er nämlich aus Thracien ſeine vielen Bogenſchützen und Reiter herübergebracht, und das Lager der Feinde angegriffen håtte.

Der Erfolg zeigte ſehr bald, daß Alcibiades die Fehler der Athenienſiſchen Feldherrn wohl eingeſehn hatte. Lyſander überfiel ſie plötzlich: nur acht Schiffe mit dem Kanon entkamen durch die Flucht, die andern insgeſammt, faſt zweyhundert an der Zahl, geriethen den Feinden in die Hände, und dreytauſend wurden gefangen, welche Lyſander alle tödten ließ.

Kurze Zeit darauf eroberte Lyſander Athen, verbrannte alle Athenienſiſche Schiffe, und zer-

ſtörte

ſtörte die lange Mauer, mit welcher die Stadt befeſtigt war.

Alcibiades, der ſich vor den Lacedämoniern fürchtete, die nunmehr auf dem feſten Lande und zur See die Herrſchaft hatten, begab ſich nach Bithynien. Er nahm einen groſſen Reichthum mit dahin, ob er gleich noch mehr in dem Schloſſe ließ, wo er ſich bisher aufgehalten hatte. Aber in Bithynien verlor er wieder ſehr viel von ſeinem Vermögen durch die Streifereyen der da herum wohnenden Thracier. Er entſchloß ſich daher, zum Perſiſchen Könige Artaxerxes zu gehen, bey welchem er, nach näherer Bekanntſchaft, nicht geringer geachtet zu werden glaubte, als vordem Themiſtokles, zumal da er einen beſſern Grund ſeiner Erſcheinung, als jener, vor ſich hätte. Denn er wollte nicht wider ſein Vaterland, wie Themiſtokles, ſondern für daſſelbe wider die Feinde Dienſte leiſten, und dazu den König um Hülfe bitten. Da er glaubte, daß ihm Pharnabazus das ſicherſte Geleite zum Könige geben könnte, ſo begab er ſich zu ihm nach Phrygien, und lebte bey ihm in wechſelſeitiger groſſer Achtung.

Die Athenienſer ertrugen den Verluſt ihrer vormaligen Herrſchaft mit größtem Schmerze. Da ihnen hernach Lyſander durch die ſogenannten dreyßig Tyrannen oder Vorſteher der Stadt ganz ihre Freyheit raubte, ſo ſahen ſie nun erſt, bey dem Umſturze ihres Staats, die Mittel ein, deren ſie ſich nicht bedient hatten, da ſie den Staat noch hätten retten können, und gedachten mit Jammer an ihre Fehler und Thorheiten, unter denen ihnen die zweyte Feindſeligkeit wider den Alcibiades die größte zu ſeyn ſchien. Denn ſie hatten ihn abgeſetzt, ohne ein andres Verſehen von ihm erdulden zu müſſen, als den Verdruß, daß einer ſeiner Unterbefehlshaber auf eine ſchlechte Art einige Schiffe verloren hatte, und dafür hatten ſie die Stadt des beſten und tapferſten Feldherrn beraubt.

Dennoch faßten ſie bey den damaligen Umſtänden eine ſchwache Hofnung, daß, ſo lange Alcibiades lebte, noch nicht alles für ſie verloren wäre. Denn er hatte ſchon bey ſeiner erſten Flucht nicht ruhig und ohne Thätigkeit für Athen leben können, und ſchien jetzt, wenn es nur ſeine Umſtände erlaubten, gewiß nicht der ſtolzen und ſchimpflichen Herrſchaft der Lacedämonier über Athen gelaſſen

laſſen zuſehen zu wollen. Es war deſto natürlicher, daß das Volk dergleichen angenehme Träume hatte, da ſogar die dreyßig Lacedämoniſchen Vorſteher zu Athen den Alcibiades beobachteten, und allen ſeinen Handlungen und Abſichten nachforſchten.

Endlich ſtellte Kritias dem Lyſander vor, daß, ſo lange das Volk zu Athen ſeine Gewalt behielte, die Lacedämonier nicht ſicher über Griechenland herrſchen könnten, und wenn ſich auch die Athenienſer jetzt ruhig gegen die neue Regierung verhielten, ſo würde doch Alcibiades, ſo lange er lebte, ſie immer wider dieſe Regierungsform aufwiegeln. Gleichwol wurde Lyſander dadurch zu nichts bewogen, bis von der Regierung zu Sparta geheime Briefe mit dem Befehl ankamen, den Alcibiades aus dem Wege zu räumen, weil man ſich entweder zu Lacedämon vor dem unternehmenden Geiſte und der Verſchlagenheit des Alcibiades fürchtete, oder dem Agis einen Gefallen thun wollte. Hierauf ſchickte Lyſander an den Pharnabazus den Auftrag, die Sache auszuführen, und dieſer übertrug ſie ſeinem Bruder Magäus, und ſeinem Vetter Suſamithres.

Alcibiades hielt ſich damals mit ſeiner Buhlerin Timandra in einem Flecken in Phrygien auf. Er hatte um dieſe Zeit folgenden Traum. Es deuchte ihm, daß er die Kleider ſeiner Buhlerin an hätte, und dieſe ihn in ihren Armen hielte, und ſein Geſicht, wie eines Frauenzimmers ihres, putzte, und ſchminkte. Andre erzehlen, es habe ihm geträumt, daß Magäus ihm den Kopf abſchlüge, und ſein Körper verbrannt würde. Dieſen Traum ſoll er kurz vor ſeinem Tode gehabt haben.

Die ausgeſchickten Mörder wagten es nicht, in ſein Haus zu gehen, ſondern umringten es, und ſteckten es in Brand. Wie Alcibiades es gewahr wurde, ſo nahm er ſeine meiſten Kleidungsſtücke und Teppiche und Geräthe, und warf es ins Feuer. Er wickelte darauf ſeine linke Hand in ſeinen Mantel, und gieng, mit dem Degen in der rechten, noch unbeſchädigt durch das Feuer hindurch, ehe ſeine Kleider anfiengen zu brennen. Bey ſeiner Erſcheinung zerſtreuten ſich ſogleich die Barbaren: niemand hielt ihn auf, oder grif ihn an, aber ſie ſchoſſen von weiten mit Pfeilen und Wurfſpieſſen auf ihn, und brachten ihn auf dieſe Art um.

Sobald die Mörder weg waren, wickelte Timandra den todten Körper in ihre Kleider, und begrub ihn ſo prächtig und ehrenvoll, als es ihre Umſtände erlaubten. Die berühmte Korinthierin, Lais, ſoll die Tochter dieſer Timandra geweſen, und zu Hykkara, einer kleinen Stadt in Sicilien, zur Sklavin gemacht worden ſeyn.

Einige Geſchichtſchreiber, welche übrigens die Ermordung des Alcibiades auf gleiche Art erzehlen, behaupten, daß weder Pharnabazus, noch Lyſander, noch die Lacedämonier daran Schuld geweſen ſind, ſondern die Brüder eines vornehmen Frauenzimmers, welches Alcibiades verführt und bey ſich behalten habe, über welchen Schimpf die Brüder ſo erbittert worden, daß ſie des Nachts das Haus angeſteckt, in welchem ſich Alcibiades aufgehalten, und ihn, als er durchs Feuer ſprang, auf vorerwähnte Art erſchoſſen haben.

Corio-

Coriolanus.

Das Patriciſche Geſchlecht der Marcier zu Rom hat viele berühmte Männer hervorgebracht, unter welchen auch Ancus Marcius, der Enkel des Numa, war, welcher nach dem Tullus Hoſtilius König wurde. Publius und Quintus Marcius legten zu Rom die größte und ſchönſte Waſſerleitung an, und Cenſorinus hatte die Ehre, daß ihn das Römiſche Volk zweymal zum Cenſor erwählte, hernach brachte er es durch ſeine Vorſtellung beym Volke dahin, daß durch ein Geſetz verordnet wurde, niemanden zweymal dieſes Amt zu geben.

Cajus Marcius, deſſen Leben wir beſchreiben, verlor ſeinen Vater frühzeitig, und wurde von der verwittweten Mutter erzogen. Er wurde ein Beweis, daß der Wayſenſtand, der ſonſt manche Uebel hat, dennoch kein Hinderniß ſey, ein thätiger und vorzüglicher Mann zu werden, und daß er nur ſchlechten Seelen ein Vorwand zur Beſchwer-

de über eine verderbliche Verſäumniß ſey. Aber er bewies auch zugleich, daß ein vortreſliches und gutes Genie, wenn ihm die Cultur fehlt, ſo wie ein fruchtbarer Acker, der nicht gehörig gebaut wird, viel Gutes und Böſes unter einander her= vorbringe. Denn ſeine feſte Standhaftigkeit in allen ſeinen Geſinnungen bewirkte zwar in ihm groſſe und thätige Triebe zu vortreſlichen Thaten, aber ſeine heftige Leidenſchaften und ſein ſtarker Ehrgeitz machten ihn zu einem unangenehmen und beſchwerlichen Geſellſchafter der andern Men= ſchen. Man bewunderte ſeine Unempfindlichkeit gegen die Wolluſt, die Arbeit, und den Reich= thum, man nannte es Mäßigkeit, Gerechtigkeit, männliche Stärke, und zugleich beſchwerte man ſich über ihn, daß er in politiſchen Verhandlun= gen unerträglich und gebietriſch ſey. Unter allen Gaben der gütigen Muſen iſt dieß gewiß die größ= te, daß die Menſchen durch Wiſſenſchaften und Cultur ihr Genie verfeinern, und mit Verſtande allenthalben das Uebertriebene vermeiden, und die Mittelſtraſſe beobachten können. In den da= maligen Zeiten ſchätzte man zu Rom unter al= len Tugenden Tapferkeit und kriegriſchen Muth am höchſten, wie auch der Name bezeugt, den

man

man der Tugend überhaupt von der Tapferkeit her gab, indem virtus, welches eigentlich Tapferkeit heißt, der **Tugend** im allgemeinen Sinne beygelegt wurde.

Marcius, der gegen das kriegriſche vor allen andern Neigung hatte, nahm gleich von Jugend auf die Waffen in die Hand. Ueberzeugt, daß die künſtlichen Waffen denjenigen wenig helfen, die nicht ihre angeborne Waffen durch Uebung vervollkommnen, brachte er es durch alle Arten von kriegriſchen Leibesübungen ſo weit, daß er ſowohl ſchnell laufen als auch im Kämpfen ſeinen Gegner mit ſolcher Stärke faſſen konnte, daß dieſer ſich nicht konnte von ihm losmachen. Diejenigen, welche ihm den Vorzug an Muth und Tapferkeit laſſen mußten, ſchrieben dieſen Sieg ſeiner unermüdeten und unbezwinglichen körperlichen Stärke zu.

Er war noch ſehr jung, als er den erſten Feldzug that, da der aus Rom vertriebne König Tarquinius, nach vielem Verluſte und Niederlagen, gleichſam den letzten Wurf im Spiele that, und mit den meiſten Lateiniſchen und vielen andern Italieniſchen Völkerſchaften auf Rom losgieng. Dieſe Völkerſchaften leiſteten ihm nicht ſowohl

aus Neigung für ihn Hülfe, ſondern vielmehr aus Eiferſucht und Furcht wegen der anwachſenden Macht der Römer, die ſie ſchwächen wollten. In der dabey vorgefallenen Schlacht, in welcher der Sieg lange zweifelhaft blieb, bezeigte ſich der junge Marcius im Angeſichte des Dictators ſehr tapfer, und ſtellte ſich einem Römer zu Hülfe, der in der Nähe von ihm niedergeſchlagen war, beſchützte ihn, und tödtete den auf ihn losgehenden Feind.

Nach erhaltenem Siege beſchenkte der Dictator den Jüngling vor allen andern mit einem Eichenkranze, eine Belohnung, die geſetzmäßig demjenigen ertheilt wird, der einen Mitbürger das Leben erhalten hat; entweder weil man die Eicheln, der Arkadier wegen, die Gott Apollo zu Delphos mit dem Zunamen der Eicheleſſer beehrte, hochſchätzte, oder weil man auch im Kriege allenthalben leicht Eichen findet, oder weil man glaubte, daß ſich der Eichenkranz zur Belohnung für die Errettung eines Bürgers ſehr gut ſchickte, da die Eiche dem Städtebeſchützer Jupiter geheiligt iſt. Die Eiche trägt unter den wilden Bäumen die meiſte Frucht, und hat unter den andern Bäumen die meiſte Härte. Ehedem war auch

die Eichel eine Speiſe, und ein aus ihr zubereite- ter Meth ein Trank. Sie verſchafte auch durch den von ihr gemachten Vogelleim, womit man viele Thiere fieng, den Menſchen Speiſe.

Man erzehlt, daß in jener Schlacht mit den Lateinern Caſtor und Pollux erſchienen ſind, und gleich nach der Schlacht auf dem Markte an dem Brunnen, wo jetzt ihr Tempel ſteht, ſich haben auf ſchäumenden Pferden ſehen laſſen, und den erhaltenen Sieg verkündigt haben. Daher iſt auch der funfzehnte Julius, der Tag dieſes Sie- ges, dem Caſtor und Pollux gewidmet.

Bey jungen Leuten, die nur einen leichtſinni- gen Ehrgeitz beſitzen, wird die Begierde und der Durſt nach Ehre bald geſtillt, wenn ſie frühzeitig zu Anſehn gelangen, aber ſtarke ehrgeitzige Ge- ſinnungen werden durch Ehrenbezeigungen noch vermehrt und angeflammt, und wie vom Winde zu dem was ihnen glänzend dünkt getrieben. Denn ſie betrachten die Ehrenbezeigungen nicht als eine Belohnung, die ſie empfangen, ſondern als ein Unterpfand, das ſie geben, und ſchämen ſich, ihren Ruhm zu verlaſſen, und ihn nicht durch ihre Thaten zu übertreffen. So war Marcius geſinnt; er ſchien auf ſeine eigne Tapferkeit ei-

ferſüchtig zu ſeyn, er wollte immer neue Thaten verrichten, er bewies eine kriegriſche Vorzüglichkeit nach der andern, er brachte einen feindlichen Raub nach dem andern: die Feldherren, unter denen er diente, wetteiferten mit einander, wer ihm die meiſte Ehre anthun, und das beſte Lob geben könnte. Aus den damaligen vielen Feldzügen und Schlachten der Römer kam Marcius niemals ohne einen Ehrenkranz, oder einen Preis erhalten zu haben zurück. Und wenn bey andern die Ehre der Endzweck ihrer Tapferkeit war, ſo war bey ihm der Endzweck der Ehre die Freude ſeiner Mutter. Seine Mutter ſeine Lobſprüche anhören zu laſſen, vor ihr mit einem Ehrenkranze zu erſcheinen, und ſie, indem ſie Freudenthränen vergoß, zu umarmen, dieß hielt er für das ſeligſte und ehrenvolleſte Vergnügen. Eben ſolche Geſinnungen ſoll Epaminondas zu erkennen gegeben, und es für ſein größtes Glück gehalten haben, daß ſein Vater und ſeine Mutter ſeinen Sieg bey Leuktra erlebten. Dieſer genoß das Vergnügen, die Freude und das Frohlocken ſeiner beyden Eltern zu ſehen: Marcius glaubte, er ſey ſeiner Mutter auch die dem Vater gebührende Dankerkenntlichkeit ſchuldig, und überſchüttete

tete die Volumnia mit Freude und Ehre. Auch heyrathete er nach ihren Willen, und wohnte, da er ſchon Kinder hatte, in einem Hauſe mit ihr.

Seine Tapferkeit hatte ihm ſchon viel Anſehn und Gewalt in der Stadt erworben, als der Senat, der die Parthey der Reichen hielt, mit dem Volke, welches von den Wucherern, die Geld auf Zinſen liehen, viel Ungerechtigkeit zu erdulden glaubte, in öffentlichen Zwiſt kam. Denen, die mittelmäßiges Vermögen beſaſſen, wurde das, was ſie noch hatten, durch Auspfändungen und öffentlichen Verkauf ihrer Güter genommen. Die ganz Armen wurden ins Gefängniß geſchleppt, und ihre Körper gefeſſelt, an denen ſie noch die Narben von den Wunden trugen, die ſie in den Kriegen fürs Vaterland empfangen hatten, deren letzter der Krieg wider die Sabiner geweſen war, bey welcher Gelegenheit noch die Reichen verſprochen hatten, gelinder mit ihnen umzugehn, und der Dictator Manius Valerius über ein deswegen ausgeſtelltes Senatsdecret die Gewähr geleiſtet hatte. Aber nach dieſem durch ihre Tapferkeit glücklich geendigtem Kriege und der Beſiegung der Feinde hatten die Wucherer nicht die geringſte Gelindigkeit bewieſen; und

der Senat erinnerte ſich ſeines Verſprechens nicht, ſondern ließ die Schuldner von neuen wieder auspfänden, und ins Gefängniß ſetzen. Dadurch entſtanden nun gefährliche Tumulte und Unruhen in der Stadt. Den Feinden der Römer blieb dieſe Unruhe des Volks nicht unbekannt: ſie fielen ins Römiſche Gebiet, und verwüſteten alles mit Feuer und Schwerdt. Die Conſuln riefen die junge Mannſchaft vergeblich zu den Waffen: Niemand gehorchte. Der Senat gerieth darüber ſelbſt mit einander in Uneinigkeit. Einige meynten, man müſſe den Armen helfen, und die Strenge der Schuldgeſetze mildern; andre waren gegenſeitiger Meynung, unter welchen ſich auch Marcius befand, welcher glaubte, daß es nicht ſowohl aufs Geld angeſehen ſey, ſondern daß der freche und widerſpenſtige Pöbel einen Verſuch und Anfang mache, die Geſetze ganz abzuändern, und daß der Senat, wenn er weiſe ſeyn wolle, dieß Unternehmen ganz unterdrücken müſſe.

Der Senat kam in kurzer Zeit ſehr oft zuſammen, aber konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Da traten plötzlich die Armen zuſammen, ermunterten einander, und verlieſſen die Stadt. Sie

zogen auf den jetzt ſo genannten heiligen Berg, und lagerten ſich bey dem Fluſſe Anio. Sie verübten keine Gewaltthätigkeit, begiengen keine aufrühreriſche Ausſchweifungen, ſondern ſchrien nur, daß ſie ſchon längſt von den Reichen zur Stadt heraus verwieſen worden wären, und Waſſer, Luft, und eine Grabſtätte würden ſie in ganz Italien finden, mehr hätten ſie auch zu Rom nicht gehabt, und ſich noch für die Wohlfahrt der Reichen im Kriege müſſen verwunden und tödten laſſen.

Der Senat gerieth darüber in Furcht, und ſchickte von den älteſten Senatoren diejenigen an ſie ab, welche die gelindeſten Geſinnungen hatten, und am meiſten dem Volke geneigt waren. Der Anführer der Abgeordneten war Menenius Agrippa. Dieſer bat das Volk mit vielen Vorſtellungen und freymüthiger Vertheidigung des Senats, und brachte zuletzt jene berühmte Fabel vor: — „Die Glieder des menſchlichen Körpers empörten ſich einſtmals alle wider den Magen, und beſchwerten ſich über ihn, daß er allein, ohne etwas beyzutragen, mitten im Körper, müßig läge, die andern aber alle, um ſeine Begierden zu ſtillen, viel Mühe und Arbeit haben müßten.

Der Magen aber lachte über ihre Einfalt, daß ſie nicht wüßten, daß er zwar alle Nahrung in ſich aufnähme, aber ſie wieder weiter gäbe, und allen andern Gliedern mittheilte. Eben ſo, ſagte er, lieben Mitbürger, verhält ſich der Senat gegen euch. Denn ſeine nach den jedesmaligen Umſtänden ſchicklich genommenen Entſchlüſſe und Unternehmungen beſorgen und vertheilen das Wohl und den Nutzen von euch allen.„

Dadurch wurden ſie beſänftigt, aber ſie erlangten und erhielten vom Senate, daß fünf Männer erwählt wurden, welche ſich ihrer Bedürfniſſe annehmen ſollten, und den Namen der Tribunen oder Vorſteher des Volks bekamen. Die erſten, die ſie zu dieſer Stelle erwählten, waren die Anführer der Empörung geweſen, Junius Brutus, und Sicinius Bellutus. Sobald die Stadt wieder einig war, ſtellte ſich das Volk mit den Waffen ein, und war bereit, den Befehlen der Conſuln gemäß in den Krieg zu ziehen.

Marcius, ob er gleich ſehr unzufrieden war, daß das Volk die Oberhand behalten hatte, und die Herrſchaft des Adels ſo geſchwächt wurde, und auch ſah, daß viele andre Patricier mit ihm gleiche Geſinnung hatten, ermunterte ſie dennoch,

in

in der Vertheidigung des Vaterlandes dem Volke nichts nachzugeben, und zu zeigen, daß es mehr die Tapferkeit als der Reichthum ſey, worinnen die Patricier vor dem Volke den Vorzug hätten.

In der Völkerſchaft der Volsker, wider welche damals Krieg geführt wurde, war die Stadt der Corioliner die vorzüglichſte. Wie der Conſul Cominius dieſe Stadt belagerte, ſo eilten die übrigen Volsker, voller Furcht vor dem Schickſale dieſer Stadt, derſelben zu Hülfe, um bey der Stadt ein Treffen zu liefern, und die Römer von zweyen Seiten anzugreifen. Cominius theilte alſo ſeine Armee, er ſelbſt gieng den von andern Orten herziehenden Volskern entgegen, und den Titus Lartius, einen der vornehmſten Römer, ließ er mit dem übrigen Heere die Belagerung fortſetzen. Die Corioliner ſchätzten die vor ihrer Stadt zurückgebliebnen Römer zu geringe, um nicht einen Ausfall zu thun. Sie ſchlugen die Römer im erſten Angriffe, und verfolgten ſie bis in ihr verſchanztes Lager. Hier aber gieng Marcius mit weniger Mannſchaft auf ſie los, ſchlug diejenigen zurück, die ihm am nächſten kamen, ſtellte ſich den andern andringenden entge-

gen,

gen, und ſchrie den Römern zu, die Schlacht wieder von neuen anzufangen. Er war hier, wie Cato will, daß ein Krieger ſeyn ſoll, nicht allein mit ſeiner Fauſt, und ſeinem Schwerdte, ſondern auch mit ſeiner Stimme und ſeinem Anblicke den Feinden fürchterlich und ſchrecklich. Da ſich wiederum ſehr viele um ihn herum zuſammen ſtellten, ſo wichen die Feinde endlich aus Furcht zurück. Aber er war damit nicht zufrieden, ſondern verfolgte die zerſtreut fliehenden bis an die Thore der Stadt. Ob er gleich ſahe, daß hier die Römer aufhörten den Feind zu verfolgen, weil die Belagerten von der Mauer viele Pfeile abſchoſſen, und es keinem einfiel, mit den Flüchtigen zugleich in die Stadt einzudringen, welche mit bewafneten Truppen erfüllt war, ſo unternahm er es doch, und ermahnte die andern dazu, und ſchrie, das Glück hätte den Römern mehr als den Feinden die Stadt eröfnet. Nur wenige folgten ihm, mit denen er durch die Feinde in die Thore und Stadt drang, indem es anfänglich niemand wagte, ſich zur Wehre zu ſtellen. Als man hernach gewahr wurde, daß überhaupt nur wenig Römer in der Stadt waren, und man einander zu Hülfe kam, und den Marcius angrif,

ſo

ſo ſoll er in der Mitte ſeiner Begleiter und der Feinde ganz unglaubliche Heldenthaten verrichtet, und mit der Stärke ſeiner Fauſt, der Behendigkeit ſeiner Füſſe, und mit dem kühnſten Muthe alle beſiegt haben, gegen die er ſich gewandt hat, und einen Theil in die entlegenſten Gegenden der Stadt, den andern zur Niederlegung der Waffen getrieben, und dadurch dem Lartius die Sicherheit des Eingangs ſeiner unter ihm von auſſen anrückenden Truppen verſchaft haben.

Da ſich nach Einnahme der Stadt die meiſten Truppen mit Beute machen und Plündern beſchäftigten, gerieth Marcius darüber in Unwillen, und rief ihnen zu, es ſey ſchändlich, jetzt, da vielleicht der Conſul mit ſeinen unterhabenden Truppen den Feinden ein Treffen lieferte, herum zu laufen und Beute zu machen, und unter dem Vorwande ſich zu bereichern die Gefahr zu ſcheuen. Er nahm die wenigen Freywilligen, die ſich dazu anboten, und gieng mit ihnen auf den Weg hin, den, wie er glaubte, das Römiſche Heer genommen hatte. Unterwegens ermahnte er ſeine ihn begleitenden Soldaten öfters, den Muth nicht ſinken zu laſſen, und oft auch betete er zu den Göttern, daß ſie ihn noch zu rechter Zeit der

Schlacht

Schlacht ankommen laſſen möchten, um an dem Treffen und den Gefahren ſeiner Mitbürger Theil zu nehmen.

Es war damals bey den Römern gewöhnlich, daß ſie, wenn ſie ſich in Schlachtordnung ſtellen wollten, ihre Schilde nahmen, und ſich rüſteten, ihr Teſtament mündlich machten, und in Gegenwart dreyer oder vier Zeugen ihre Erben ernannten. Marcius kam eben an, als die Römiſchen Soldaten damit beſchäftigt waren, und den Feinden im Angeſichte ſtanden. Anfänglich beunruhigte ſeine Erſcheinung verſchiedne, weil er mit Blut und Schweiß bedeckt, und nur mit wenigen ankam. Aber er lief bald freudig auf den Conſul zu, ergrif ſeine Hand, und benachrichtigte ihn von der Eroberung der Stadt. Cominius umarmte und küßte ihn. Ein Theil der Truppen hörte die glückliche Begebenheit erzehlen, der andre vermuthete ſie, alles verlangte mit Geſchrey gegen den Feind ins Treffen geführt zu werden. Marcius aber erkundigte ſich noch vorher bey den Cominius, wie die Schlachtordnung der Feinde eingerichtet wäre, und wo ihre beſten Truppen ſtünden. Da dieſer ihm ſagte, er vermuthete, da die in der Mitte geſtellten Truppen die Antia-

ten wären, die tapferſten und muthigſten unter allen; ſo ſagte Marcius: „Thue mir den Gefallen, und ſtelle mich dieſen Männern entgegen.„ Der Conſul bewunderte ſeinen Muth, und erfüllte ſeine Bitte.

Sobald die Lanzen auf einander angelegt waren, ſprengte Marcius hervor. Die voranſtehenden Volsker konnten ſeinen Angrif nicht aushalten, der Theil der Schlachtordnung, auf welchen er ſtieß, ſtürzte aus einander. Darauf wandten ſich die Feinde von beyden Seiten und umringten ihn, ſo daß ſelbſt der Conſul aus Beſorgniß für ihn ſeine beſten Leute ihm zu Hülfe ſchickte. Das Gefecht um den Marcius herum wurde ſehr hart, in kurzer Zeit lagen eine Menge Todten um ihn herum, die Römer überwältigten die Feinde, und ſchlugen ſie in die Flucht, baten aber den Marcius, als ſie ſie verfolgten, daß er wegen der Ermattung von ſeinen Wunden und dem Kampfe ins Lager zurückkehren möchte. Aber Marcius antwortete: Ein Sieger muß nicht müde ſeyn, und half mit die flüchtigen Feinde verfolgen. Auch der andre Theil der feindlichen Armee wurde überwunden, viele wurden getödtet, und viele gefangen.

Als am folgenden Tage Marcius in der Verſammlung der Truppen vor dem Conſul erſchien, und der Conſul das errichtete Gerüſte beſtiegen hatte, ſo wandte er ſich, nach dem den Göttern vor ſo groſſe Glücksbegebenheiten bezeigtem Danke, an den Marcius. Er rühmte zuerſt deſſen bewundernswürdige Tapferkeit, von welcher er theils ſelbſt ein Zuſchauer geweſen war, theils vom Lartius Nachricht bekommen hatte. Hierauf befahl er ihm, von der vielen Beute am Gelde, Pferden, und Gefangnen den zehnten Theil ſich auszuleſen, ehe man eine Theilung vornehmen wollte. Auſſerdem beſchenkte er ihn, zu einem Preiſe für ſeine Tapferkeit, mit einem vollkommen ausgeſchmücktem Pferde.

Die Römer billigten die Ehrenbezeigungen des Conſuls, aber Marcius trat hervor und ſagte: — „Ich freue mich über das Lob des Conſuls, und nehme das Pferd an, das andre aber halte ich für einen Sold, und für keine Ehrenbezeigung, nehme es nicht an, und will mit dem, was ein jeder bekommt, zufrieden ſeyn. Ich bitte aber, eine einzige beſondre Gnade mir zu verſtatten. Ich hatte unter den Volskern einen braven und guten Mann zum Freunde, mit dem ich das Gaſtrecht

hielt.

hielt. Dieſer iſt jetzt gefangen, und aus einem reichen und glücklichen Manne ein Sklave geworden. Ich will vergnügt ſeyn, wenn ich von den vielen Uebeln, die ihn jetzt treffen, ihm eines abwenden kann, die Verkaufung von ihm zum Sklaven.„

Dieſe Rede des Marcius wurde mit einem Freudengeſchrey aufgenommen; es bewunderten noch mehrere die Großmuth des Mannes, mit welcher er den Reichthum verachtete, als die Tapferkeit, mit der er die Feinde beſiegt hatte. Selbſt diejenigen, welche über die ihm erzeigte vorzügliche Ehre eiferſüchtig waren, glaubten, er ſey nun deßwegen, weil er das angebotne nicht angenommen hatte, noch gröſſrer Belohnungen würdig, und ſie ſchätzten die Großmuth, mit welcher er ſolche Geſchenke verachtete, höher als die Tapferkeit, durch welche er ſie verdient hatte: Denn es iſt rühmlicher, das Geld als die Waſſen gut zu gebrauchen, und mehr Ehre bringt es, Geld nicht zu begehren als es zu gebrauchen.

Sobald der Lerm des Freudengeſchreyes aufgehört hatte, hielt Cominius folgende Anrede an die Soldaten: — „Cameraden, ihr werdet den Marcius nicht zwingen können, die Geſchenke an-

zunehmen, die er durchaus nicht annehmen will. Laſſet uns ihm das geben, was er nicht verbitten kann, laßt uns ihm den Zunamen Coriolanus beylegen, wenn ihm nicht ſchon ſeine Heldenthat dieſen Namen gegeben hat.„ Auf dieſe Art bekam Marcius ſeinen dritten Namen, Coriolanus, und daraus kann man ſehen, daß Cajus ſein eigentlicher Name, Marcius ſein zweyter Geſchlechtsname, und Coriolanus ein Zuname war, dergleichen wegen einer That, einer glücklichen Begebenheit, der Geſtalt, oder einer andern Eigenſchaft wegen pflegte gegeben zu werden. So haben die Griechen von Thaten her die Zunamen Soter (Erretter) und Kallinikus (Siegriſch,) von der Geſtalt her Physkon (Dickbauch) und Grypus (Habichtsnaſe) gegeben; tugendhafte Eigenſchaften gaben Gelegenheit zu den Namen Evergetes (Wohlthäter) Philadelphus (Schweſterfreund;) glückliche Begebenheiten zu den Namen Evdåmon (Glücklich,) welchen unter andern der zweyte von den Batten führte. Einigen Königen ſind auch ſchimpfliche Zunamen gegeben worden, z. B. dem Antigonus der Name Doſon, (Verſprecher) einem Ptolemäus, der Name Lamyrus

myrus * (Schwätzer.) Die Römer haben dieſe Art der Zunamen noch häufiger gebraucht. So nannten ſie einen von den Metellen Diadematus (den mit der Kopfbinde) weil er, wegen eines Geſchwüres, lange Zeit mit einer Binde um den Kopf hatte erſcheinen müſſen. Einen andern Metellus nannten ſie Celer (den Geſchwinden) weil ſie die Geſchwindigkeit bewunderten, mit welcher er, wenige Tage nach dem Tode ſeines Vaters, die Feyerlichkeiten des Leichenbegängniſſes mit den Fechterſpielen zu Stande gebracht hatte. Einigen geben ſie noch bis jetzt von einem Umſtande ihrer Geburt Zunamen. Einen in der Abweſenheit des Vaters gebornen nennen ſie Proculus, einen nach des Vaters Tode gebornen Poſthumus. Wenn einer von den beyden Zwillingen am Leben bleibt, ſo nennen ſie ihn Vopiſcus. Auch von körperlichen Eigenſchaften her geben ſie die Namen Sylla, Niger, Rufus, Cäcus, Claudius, wodurch ſie die rühmliche Gewohnheit einführen

 wollen,

* Drey Bodl. Codd. leſen λάθυρον ſtatt λάμυρον: welche Leſeart wahrſcheinlicher iſt als die gewöhnliche. Der Aegyptiſche König Ptolemäus Lathurus iſt bekannt. Conf. Bryan. ad h. l.

wollen, weder die Blindheit noch irgend einen körperlichen Fehler für eine Schande zu halten, ſondern ſich damit, wie mit ſeinem eignen Namen, nennen zu laſſen. Allein dieſe Unterſuchung gehört für eine andre Art von Schrift als die gegenwärtige iſt.

Nach geendigtem Kriege erregten die Anführer des Volks abermals eine Empörung, ohne irgend eine neue Urſache, oder eine gerechte Beſchuldigung zu haben. Sie brauchten die Uebel, die auf ihre ehemalige Unordnung und Zwiſtigkeit nothwendiger weiſe folgten, zum Vorwande wider die Patricier. Denn ſie hatten das mehrſte Land unbeſäet und unbearbeitet liegen laſſen; und der Krieg hatte verhindert, daß keine ſtarke Zufuhr geweſen war. Es entſtand alſo eine groſſe Theurung. Die Anführer des Volks wurden kaum gewahr, daß entweder auf dem Markte kein Getraide war, oder, wenn es da war, das Volk nicht Geld genug zum kaufen hatte, als ſie allerhand ſchmähſüchtige Reden wider die Reichen vorbrachten, und ſie beſchuldigten, daß ſie aus Rache gegen das Volk die Theurung einführten.

Indeſſen kamen Abgeordnete von Veliträ nach Rom, welche ihre Stadt den Römern übergaben,

und

und ſie erſuchten, neue Coloniſten dahin zu ſchik-
ken; denn eine dort entſtandne Peſt hatte eine
ſolche Verwüſtung unter den Menſchen angerich-
tet, daß kaum der zehnte Theil der Einwohner
war übrig geblieben. Dieſer Zufall zu Veliträ
ſchien den klügſten unter den Römern ſehr zur ge-
legnen Zeit zu kommen. Sie hoften dadurch die
Theurung zu mildern, und zugleich den Aufruhr
zu zerſtreuen, wenn ſie die Stadt von dem wildeſten
und am meiſten durch die Vorſteher aufgebrach-
ten Theile des Volks, wie gleichſam einen Körper
von dem Uebermaſſe der böſeſten Säfte, reinig-
ten. Die Conſuln ernannten alſo dergleichen
Leute zur Verſendung in die neue Colonie, und
boten den andern Theil des Volks zum Kriege
wider die Volsker auf, um auf ſolche Art den in-
nerlichen Unruhen ein Ende zu machen, indem
man hofte, daß im gemeinſchaftlichen Kriege und
im Lager die Reichen mit den Armen und die Pa-
tricier mit dem Volke freundlicher umgehen, und
ſich mit einander ausſöhnen würden.

Aber die Vorſteher des Volks Sicinius und
Brutus widerſetzten ſich, und ſchrien, man gäbe
der allergrauſamſten Sache nur den gelinden Na-
men einer Verſendung zur neuen Colonie, man

treibe die armen Leute in den Abgrund des Verderbens, indem man ſie in eine Stadt ſchicke, die von der Peſt angeſteckt, und voller Todten wäre, wo ſie unter einem fremden und erzürnten Schutzgotte wohnen ſollten; und damit noch nicht zufrieden, daß ein Theil des Volks durch Hunger, der andre durch die Peſt umkäme, wolle man noch von freyen Stücken einen Krieg anfangen, daß der Stadt, weil ſie nicht in der Sklaverey der Reichen ſeyn wolle, kein Uebel fehlen möge.

Das Volk, durch ſolche Vorſtellungen eingenommen, ſtellte ſich weder bey dem Conſul zu Kriegsdienſten ein, noch wollte es von der neuen Colonie etwas hören. Der Senat wurde beſtürzt; aber Marcius, der ſchon mit ſtolzen Geſinnungen erfüllt war, und eine ausgezeichnete Hochachtung der Patricier genoß, widerſetzte ſich ganz offenbar den Vorſtehern des Volks. Man ſchickte die neue Colonie ab, und zwang die, welche das Loos getroffen hatte, durch Bedrohung groſſer Strafen, nach Veliträ zu gehen. Aber zum Kriege konnte man das Volk durchaus nicht bringen. Marcius gieng nur mit ſeinen Clienten und einigen Freywilligen ab, und durchſtreifte das Gebiet der Antiaten. Er fand hier viel

Lebens=

Lebensmittel und viele Beute an Vieh und Menſchen, von welchem allen er nichts für ſich behielt, aber den Schwarm ſeiner Kriegsvölker bereichert nach Rom zurückbrachte. Die andern, welchen es gereuete, daß ſie den Feldzug nicht mitgemacht hatten, beneideten die reich zurückgekommenen Soldaten, und haßten den Marcius, deſſen Anſehn und wider das Volk heranwachſende Macht ihnen beſchwerlich war.

Kurze Zeit darauf bewarb ſich Marcius um das Conſulat. Die meiſten gaben nach, und das Volk ſchämte ſich, daß ein Mann von ſo vorzüglicher Geburt und ſo groſſen Eigenſchaften jetzt, nach ſo wichtigen dem Senate erwieſenen Dienſten, ohne Ehrenbelohnung bleiben ſollte. Es war damals gewöhnlich, daß diejenigen, welche ſich um das Conſulat bewarben, auf dem Markte erſchienen, die Bürger um ihre Stimmen baten, und ihre Hände mit Freundlichkeit drückten; ſie trugen alsdenn nur den Oberrock, ohne Unterkleid, entweder um ſich in dieſer Geſtalt deſto demüthiger zu zeigen, oder wenn ſie fürs Vaterland gefochten und Wunden empfangen hatten, die Narben als die Merkmale ihrer Tapferkeit zeigen zu können; denn der Verdacht von Beſtechungen

oder Geſchenken war gar nicht Urſache, daß dieſe die Stimmen des Volks ſuchende Männer ohne Unterkleid und Gürtel erſcheinen mußten. Spät und lange Zeit hernach erſt ſchlich ſich die Erkaufung der Stimmen ein, und da miſchte ſich auch Geld in die öffentliche Gerichte. Darauf fand die Beſtechung auch im Lager und im Kriege Eingang, verwandelte die Republik in Monarchie, und machte die Waffen zu Sklaven des Geldes. Jener Römer ſagte ſehr wohl: **Der hat zuerſt das Römiſche Volk um die Freyheit gebracht, der ihm zuerſt öffentliche Gaſtmale und Geſchenke gab.** Es ſcheint, daß dieſes Uebel ſich zu Rom ganz in der Stille und nur nach und nach eingeſchlichen hat, und ſobald nicht öffentlich bekannt geworden iſt. Man weiß nicht, wer in Rom der erſte war, der das Volk oder die Richter beſtochen hat. Zu Athen ſoll zuerſt Anytus, des Athemions Sohn, ſeine Richter beſtochen haben, da er am Ende des Peloponneſiſchen Krieges angeklagt worden, daß er Pylos verrathen habe, zu welcher Zeit noch auf dem Römiſchen Markte das goldne unverdorbne Zeitalter blühte.

Marcius zeigte ſeine vielen Wundmäler, die er in vielen Schlachten, in denen er während der

Zeit

Zeit ſeiner ſiebzehnjährigen Kriegsdienſte ſich hervorgethan, erhalten hatte. Die wählenden Bürger verſprachen ihm unter einander aus Ehrerbietung für ſeine Tapferkeit ihre Stimmen. Als er aber am Wahltage in groſſem Pompe unter der Begleitung des Senats auf dem Markte erſchien, und alle Patricier ſich um ihn verſammelten, mit einem Eifer, den ſie noch vor niemanden bezeigt hatten, ſo verlor das Volk ſogleich alle Gunſt für ihn, und verwandelte ſie in Haß und Neid. Zu dieſen Leidenſchaften kam noch die Furcht hinzu, daß, wenn ein Mann, der ſo ſehr der Ariſtokratie ergeben war, und ſo viel Anſehn unter den Patriciern hatte, das Conſulat erhielte, er das Volk leicht um ſeine Freyheit bringen könnte. Dieſe Geſinnungen machten, daß das Volk den Marcius übergieng, und zwey andre zu Conſuln erwählte.

Der Senat empfand darüber ſehr viel Verdruß, und glaubte, er ſey mehr als Marcius ſelbſt beſchimpft. Aber auch Marcius konnte dieſen Zufall nicht mit Gelaſſenheit ertragen, denn er pflegte immer dem zornigen und heftigen Theile der Seele zu folgen, und hielt dieſe Leidenſchaften für hohen Geiſt: er hatte keine durch Erzie-

hung und Klugheit mit Sanftmuth vermiſchte Standhaftigkeit, worinnen der gröſte Theil der Staatskunſt beſteht: er wuſte nicht, daß der Eigenſinn, der, wie Plato ſagt, der Begleiter der Einſamkeit iſt, am allermeiſten von dem muß vermieden werden, der ſich öffentlichen Geſchäften widmen, und mit einer Menge Menſchen zu thun haben will, und daß ein ſolcher die von einigen ſo ſehr verlachte Duldung üben müſſe.

Marcius Coriolanus war immer gerade zu und unbiegſam. Er glaubte, es ſey der Tapferkeit eigen, in allem ſchlechterdings durchzudringen, und nicht aus Schwachheit oder Weichlichkeit ſeinen Zorn, wie ein Geſchwür aus dem kranken und leidenden Theile der Seele, wegzuſchaffen. Er gieng voller Verdruß und Erbitterung gegen das Volk nach Hauſe. Die jungen Patricier, die am meiſten auf ihren Adel ſtolz waren, und gegen ihn immer eine eifrige Ehrerbietung bewieſen hatten, hiengen ihm jetzt, zum Unglücke, noch mehr an, und reitzten durch ihren Unwillen und Theilnehmung an ſeinem Verdruſſe ſeinen Zorn noch mehr. Denn er war im Kriege gleichſam ihr Anführer und freundſchaftlicher Lehrmeiſter geweſen, und hatte unter ihnen einen Wettei-

ſer nach kriegriſchen Vorzügen ohne Neid unterhalten.

Inzwiſchen kam viel Getraide in Rom an, welches theils in Italien aufgekauft, theils von dem Könige Gelon zu Syrakus dem Römiſchen Volke geſchenkt worden war. Viele ſchmeichelten ſich mit der guten Hofnung, daß dadurch zugleich der Mangel und die Unruhe in der Stadt geſtillt werden würden. Der Senat verſammelte ſich, und das zuſammengelaufene Volk erwartete vor dem Rathhauſe das Ende des Entſchluſſes, und hofte, theils das Getraide um einen wohlfeilen Preiß zu erhalten, theils das geſchenkte umſonſt ausgetheilt zu bekommen; denn man hatte einige an den Senat mit dieſer Bitte abgeordnet.

Aber Marcius hielt wider diejenigen, die für das Volk günſtig geſinnt waren, eine harte Rede. Er nannte ſie Anführer des Pöbels und Verräther der Ariſtokratie. „Ihr ſäet, ſagte er, ſelbſt den Saamen der Frechheit und des Stolzes unter dem Volke aus, und ernährt wider euch ſelbſt dieſe Uebel. Es wäre gut, wenn man gleich in ihrer Entſtehung nicht nachſichtig gegen ſie wäre, und nicht das Volk in ſeiner ſchon ſo groſſen Gewalt beſtärkte, welches ſchon ſo fürchterlich iſt,

und alles nach ſeinem Willen haben will, zu nichts mehr, was ihm mißfällig iſt, gezwungen werden kann, den Conſuln den Gehorſam verſagt, keine Herrſchaft mehr erkennt, und ſeine eignen Aufwiegler zu ſeiner Obrigkeit erwählt. Diejenigen, welche die Verſchenkung und Vertheilung des Getraides unter das Volk beſchlieſſen, wie es diejenigen Griechiſchen Republiken thun, wo das Volk die höchſte Gewalt hat, ſtürzen den Staat gänzlich ins Verderben, und befördern die Widerſpenſtigkeit des Volks. Werden die Aufrührer nicht ſagen, daß ſie dadurch eine Belohnung für die Kriegsdienſte, denen ſie ſich entzogen haben, für den Aufruhr, in welchem ſie die Stadt verlieſſen, und für die Verleumdungen, die ſie wider den Senat ausgeſchüttet haben, erhalten? Sie werden glauben, daß wir aus Furcht ihnen nachgeben, daß wir ihnen durch die Schenkung des Getraides ſchmeicheln wollen, ihre Widerſpenſtigkeit und Unruhe wird nie aufhören. Es wäre alſo ein Unſinn, ihnen zu willfahren. Wenn wir klug ſind, werden wir Mittel ergreiſſen, die Gewalt der Tribunen oder Vorſteher des Volks, wodurch die Macht der Conſuln zerſtört wird, aufzuheben, da die Stadt dadurch ſo ſehr

in

in Zwieſpalt gekommen iſt, daß ſie nicht mehr, wie vorhin, eine einzige, ſondern getrennt iſt, und dadurch die Wiederherſtellung der Harmonie und Vertilgung unſrer Uebel und innerlichen Unruhen verhindert wird.„

Durch dieſe und viele andre ſolche Vorſtellungen brachte er bey den jungen Römern und faſt bey allen Reichen gleiche heftige Geſinnungen hervor, und ſie ſchrien, daß er der einzige Mann in der Stadt wäre, der Standhaftigkeit und Abneigung gegen Schmeichelen beſäſſe. Einige der ältern Senatoren, die die Folge vorherſahen, waren andrer Meynung. Aber es kam nichts gutes zu Stande. Denn wie die Tribunen, die gegenwärtig waren, bemerkten, daß Marcius mit ſeiner Meynung die Oberhand behalten möchte, ſo liefen ſie mit Geſchrey unter das Volk, und ermahnten es, ſich zuſammen zu ſtellen, und ihnen Beyſtand zu leiſten. Wie das tumultuariſch ſich verſammelnde Volk die Reden hörte, die Marcius gehalten hatte, ſo fehlte nicht viel, daß es nicht in der Hitze das Rathhaus geſtürmt hätte. Aber die Tribunen klagten den Marcius öffentlich an, und lieſſen ihn vor das Gericht des Volks fodern. Er trieb die an ihn geſandten Gerichtsdiener

ſchimpf=

ſchimpflich fort: da giengen die Tribunen mit den Aedilen ſelbſt hin, um ihn mit Gewalt wegzuführen. Schon legten ſie Hand an ihn, als die Patricier ſich ihm zu Hülfe ſtellten, und die Tribunen und Aedilen mit Schlägen wegtrieben. Der einbrechende Abend machte damals der Verwirrung ein Ende.

Mit dem Anfange des folgenden Tages lief das erbitterte Volk von allen Orten her auf den Markt zuſammen. Die Conſuln befürchteten das größte Unglück für die Stadt, und hielten eine Senatsverſammlung, in welcher ſie befahlen, Maasregeln zu nehmen, daß man den Pöbel durch ſanftes Zureden und gelinde Decrete beſänftigen, und wieder zur Ruhe bringen möchte, da es jetzt die Zeit ſey, wo die Klugheit wollte, daß man nicht für Ehre und Anſehn ſtreiten müſſe, ſondern die unſichern und gefährlichen Umſtände eine ſanfte und freundliche Politik erfoderten. Die meiſten Senatoren ſtimmten dieſer Meynung bey, worauf die Conſuln zu dem Volke herausgiengen, und daſſelbe, ſo viel möglich war, zu beſänftigen ſuchten, die dem Senate gemachten Vorwürfe auf eine gelinde Art widerlegten, und Verweiſe und Ermahnungen mit

Mäßi-

Mäßigung beyfügten, in Anſehung der Lebensmittel und des Getraides aber erklärten, daß ſie mit dem Volke einig werden wollten.

Der meiſte Theil des Volks gab nach, und bezeigte durch ſein anſtändiges und beſcheidnes Zuhören, daß es ſich die Anträge gefallen lieſſe. Auch die Tribunen ſtanden auf, und ſagten, daß das Volk in allen billigen Dingen bey der Mäßigung des Senats geneigt ſich bezeigen würde, aber Marcius müßte ſich vertheidigen, ob er nicht zur Abänderung der gegenwärtigen Staatsverfaſſung und Unterdrückung des Volks den Senat ermuntert, da er vors Gericht des Volks gefodert, ſich ungehorſam bezeigt, zuletzt die Aedilen öffentlich beſchimpft und geſchlagen, und ſoviel in ſeiner Macht geſtanden, einen innerlichen Krieg zu erregen, und die Waffen der Bürger gegen einander zu wenden, geſtrebt hätte? Sie ſagten dieß in der Abſicht, um entweder den Marcius zu demüthigen, daß er ganz wider ſeinen Charakter dem Volke ſchmeicheln ſollte, oder um bey dem Volke, wenn er ſeiner Störrigkeit gemäß ſich bezeigte, einen unverſöhnlichen Haß gegen ihn zu erregen; welches letztere ſie deſto eher vermutheten, da ſie ſeinen ſteifen Sinn kannten.

Marcius Coriolanus trat auf, ſich zu verthei=digen: das Volk hörte ihm ruhig zu. Da er aber gegen dieſe Leute, die eine Art von Abbitte von ihn erwarteten, ſich einer verhaßten Freymü=thigkeit bediente, und mehr ſelbſt das Volk an=klagte als ſich vertheidigte, auch durch den Ton ſeiner Stimme und ſeiner Mienen eine Unerſchrok=kenheit zeigte, die nahe an Verachtung grenzte, ſo wurde das Volk erbittert, und zeigte offenbar Verdruß und Unwillen über ſeine Rede. Der kühnſte unter den Tribunen, Sicinius, unterre=dete ſich mit den andern Tribunen kurze Zeit, und machte darauf dem Volke bekannt, daß die Tribunen des Volks den Marcius zum Tode ver=dammt hätten: dieſemnach befahl er den Aedilen, ihn auf den Tarpejiſchen Felſen zu führen, und da herabzuſtürzen. Die Aedilen griffen ihn ſchon an. Aber ſelbſt vielen vom Volke ſchien dieſes Verfahren zu hart und grauſam zu ſeyn, und die Patricier, voll Entſetzen und Mitleiden, ſtürzten zu ihm hin, ihm beyzuſtehen: ſie ſtieſſen dieje=nigen weg, die ihn greifen wollten, und nahmen ihn in ihre Mitte, einige baten das Volk mit aus=geſtreckten Händen um Mitleid, weil man keine Stimme und kein Wort bey der groſſen Verwir=

rung und dem Tumulte vernehmen konnte. Endlich ſtellten ſelbſt die Freunde und Anverwandten der Tribunen vor, daß man den Marcius nicht ohne Ermordung vieler Patricier abführen und beſtrafen könne, und gaben den Rath, dieſe ungewöhnliche und grauſame Strafe zu lindern, und den Marcius nicht unverhörter Sache mit Gewaltthätigkeit zu tödten, ſondern die Stimmen des Volks über ſein Urtheil zu ſammeln.

Darauf fragte Sicinius die Patricier: „Was ſoll das bedeuten, daß ihr den Marcius dem Volke, das ihn beſtrafen will, entreiſſet?„ — Die Patricier antworteten: „Was ſoll das von euch bedeuten, und was denkt ihr, daß ihr einen der angeſehenſten Römer ohne Unterſuchung zu einer ſo grauſamen und geſetzwidrigen Strafe verdammt?„ — „Gut, ſagte Sicinius, ihr ſollt dem Volke dieſen Vorwurf einer aufrühreriſchen Uneinigkeit nicht machen. Es geſteht euch das zu, was ihr verlangt, Marcius ſoll ordentlich gerichtet werden. Dir aber Marcius befehlen wir, am dritten Markttage vor dem Volke zu erſcheinen, und dich vor deinen Mitbürgern, die ihr Urtheil über dich fällen werden, zu vertheidigen.„

Die Patricier waren für dieſesmal mit dem Ausgange der Sache zufrieden, und giengen mit dem Marcius vergnügt nach Hauſe. In der Zwiſchenzeit bis zum dritten Markttage, denn die Römer haben jeden neunten Tag einen Markttag, welchen ſie Nundinas nennen, bekamen die Patricier wegen eines Krieges gegen die Antiaten Hofnung, die ganze Sache zu hintertreiben. Sie glaubten, daß der Krieg von langer Dauer ſeyn, und das Volk indeſſen ſeinen Haß mildern, oder ihn in den kriegriſchen Beſchäftigungen ganz ablegen, und biegſamer werden würde. Aber der Krieg gegen die Antiaten war bald vorbey. Die Patricier kamen öfters zuſammen, und hielten voller Furcht Berathſchlagungen, wie ſie den Marcius nicht verlaſſen, und doch den Tribunen keine Gelegenheit zu einer neuen Empörung des Volks geben möchten.

Appius Claudius, den man beſchuldigte, daß er einer der heftigſten Feinde des Volks wäre, behauptete, das Volk würde alle Gewalt des Senats aufheben, und die ganze Staatsverfaſſung umſtürzen, wenn man zugeben wollte, daß es über die Patricier gerichtliche Urtheile fällen könnte.

Die

Die älteſten Senatoren, und die dem Volke günſtiger waren, behaupteten das Gegentheil, und glaubten, das Volk würde bey dieſem ihm zugeſtandnen Rechte ſich nicht hart oder ſtrenge, ſondern ſanft und milde bezeigen. Denn es verachte nicht den Senat, ſondern halte ſich von dem Senate für verachtet, und die Erlaubniß des Gerichts würde ihm ein ſo ehrenvoller Troſt ſeyn, daß es mit der Urtheilsſtimme zugleich ſeinen Haß ablegen würde.

Marcius, welcher einſah, daß der Senat aus Liebe gegen ihn, und aus Furcht vor dem Volke, in zweifelhafter Ungewißheit ſchwebte, fragte die Tribunen, weſſen Verbrechens ſie ihn beſchuldigten, und worüber eigentlich ſie eine Unterſuchung wider ihn anſtellen wollten? Da ſie ihm darauf antworteten, daß ſein Verbrechen darinnen beſtünde, daß er nach der unumſchränkten Oberherrſchaft geſtrebt hätte, und ſie würden zeigen, daß er ſich zum Tyrannen habe aufwerfen wollen, ſo ſagte er, er wolle ſogleich vor das Volk treten, und ſich vertheidigen, er ſcheue dabey keine Art der Unterſuchung, und wenn er dieſes Verbrechens überführt würde, keine Art der Strafe; nur, ſetzte er hinzu, müßt ihr dieſe Anklage

vorbringen, und dem Senate keine Unwahrheit ſagen. Sie verſprachen es, und das Gericht wurde nun gehalten.

Als aber das Volk ſich verſammelt hatte, ſo ſetzten es die Tribunen mit Gewalt durch, daß die Stimmen nicht nach den Centurien ſondern nach den Tribus gegeben werden ſollten, wodurch der arme, aufrühreriſche und allen Anſtand verachtende Pöbel mehr Stimmen bekam, als die reichen, vornehmen, und dem Kriegsdienſte gewidmeten Römer. * Und die Beſchuldigung wegen der geſuchten unumſchränkten Gewalt, die nicht bewieſen werden konnte, lieſſen ſie bald fahren, und

* Für diejenigen, welche mit der Römiſchen Staats- und Gerichtsverfaſſung nicht bekannt ſind, iſt es hier hinlänglich zu bemerken, daß die Römiſchen Bürger in Anſehung ihres Vermögens in 6 Klaſſen und 193 Centurien eingetheilt waren, und daß die Klaſſe der Reichſten, oder die erſte, allein hundert Centurien hatte, die andern nur 93. Aber das Römiſche Volk war auch, nach den Diſtrikten, wo es wohnte, in 21, nachher 35 Tribus eingetheilt, und da waren reiche und arme untereinander, und der armen immer natürlicher weiſe mehr.

und brachten wieder diejenige Rede vor, welche Marcius vordem im Senate gehalten, als er den wohlfeilen Preiß des Getraides zu verhindern geſucht, und den Rath gegeben hatte, die Stellen der Tribunen des Volks abzuſchaffen. Eine neue Beſchuldigung, die ſie wider ihn vorbrachten, war die Vertheilung der Beute von dem Feldzuge wider die Antiaten, welche er nicht öffentlich, ſondern nur denen ausgetheilt hatte, die mit ihm dieſen Feldzug gemacht hatten. Ueber dieſe Auflage ſoll Marcius am meiſten erſchrokken ſeyn, denn er hatte ſie nicht erwartet, und konnte ſich auch in der Geſchwindigkeit nicht zur Befriedigung des Volks vertheidigen, vielmehr brachte er durch das Lob derjenigen, die mit ihm dieſen Feldzug gemacht hatten, die andre weit gröſſre Anzahl, die nicht mit gezogen war, ſehr auf. Da endlich die Stimmen wider ihn nach den Tribus geſammelt wurden, ſo waren dreye mehr, welche ihn verdammten. Die ihm zuerkannte Strafe war eine ewige Verweiſung.

Nach verkündigtem Urtheile gieng das Volk mit gröſſerer Freude und ſtolzerem Muthe aus einander, als wenn es eine Schlacht wider die Feinde gewonnen hätte. Der Senat hingegen war trau-

rig und niedergeſchlagen. Es gereuete ihm, daß er nicht eher alles gewagt, und das äuſerſte erwartet hatte, ehe er zugegeben, daß das Volk ſich eine ſo freche Gewalt anmaßte. Man brauchte damals, um den Unterſchied des Standes zu bemerken, weder auf die Kleider noch andre Kennzeichen zu ſehen, ſondern es war ſicher allemal einer, der ſich freuete, einer aus dem Volke, und der, der traurig war, ein Patricier.

Nur Marcius ſelbſt blieb unerſchüttert, und ließ keine Betrübniß blicken: ſeine Stellung, ſein Gang, ſeine Miene blieb ſich gleich; er ſchien unter allen ihn umgebenden Traurigen der einzige zu ſeyn, der nichts empfände. Dieß war nicht die Wirkung der Klugheit und Gelaſſenheit oder der Faſſung bey gegenwärtigem Schickſale: es war Heftigkeit und Stärke des Zorns, welches Unwiſſende für keine Betrübniß halten. Denn wenn die Betrübniß ſich in eine Art von entflammter Wuth verwandelt, ſo entfernt ſie Niedergeſchlagenheit und Ruhe, der erzürnte wird thätig, und geräth gleichſam in ein hitziges Fieber, die Seele iſt in einer Art von Aufwallung, Ausdehnung und Schwulſt.

Das

Das Betragen des Marcius zeigte auch bald dieſe Leidenſchaften. Er gieng nach Hauſe, nahm von ſeiner Mutter und ſeiner Frau, welche heulten und ſchrien, Abſchied, ermahnte ſie, mit Gelaſſenheit dieß Schickſal zu ertragen, und gieng, unter Begleitung aller Patricier, nach dem Thore. Er bat um nichts, nahm auch von niemanden etwas an, und verließ Rom nur mit drey oder vier Clienten.

Er hielt ſich noch einige Tage auf ſeinen Gütern auf, wo er auf verſchiedne Einfälle kam, wie ſie ihm ſein Zorn eingab, die aber nichts gutes und nützliches, ſondern Rache gegen die Römer zur Abſicht hatten, und er beſchloß, gegen ſie einen beſchwerlichen nachbarlichen Krieg zu erregen. Er nahm ſich vor, zuerſt einen Verſuch bey den Volſkern zu machen, deren kriegriſche Mannſchaft und Reichthum ihm bekannt war, und er glaubte, daß ſie durch die bisher erlittenen Niederlagen nicht ſo viel an Stärke verloren, als an Eiferſucht und Rachbegierde gegen die Römer zugenommen hätten.

Es lebte damals in der Stadt Antium ein Mann, der wegen ſeines Reichthumes, ſeiner Tapferkeit und ſeines berühmten Geſchlechts bey

allen Volſkern im königlichen Anſehn ſtand; er hieß **Tullus Amfidius**. Marcius wußte, daß er von dieſem Manne mehr als irgend ein andrer Römer gehaßt wurde, denn ſie hatten einander in den Schlachten öfters mit Drohungen im Wetteifer der Tapferkeit herausgefodert, wie es junge von Eiferſucht und Ehrgeitz getriebne Krieger zu thun pflegen, und dadurch zu der öffentlichen Feindſchaft noch eine beſondre Feindſchaft wider einander hinzugefügt. Aber Marcius kannte auch die Großmuth des Tullus, und wußte, daß er mehr als irgend ein Volſker wünſchte, von den Römern Gelegenheit zu bekommen, ſich an ihnen zu rächen. Er beſtätigte nun jenen Gedanken eines gewiſſen Dichters: — **Schwer iſts wider den Zorn zu kämpfen; denn er vollendet was er will. und wär's um den Preiß des Lebens.** Er verkleidete ſich ſo, daß er glaubte nicht erkannt zu werden, und ſchlich ſich, wie Ulyſſes, **in die Stadt feindlicher Männer ein.**

Es war Abend, und unter den vielen, die ihm begegneten, erkannte ihn keiner. Er gieng in das Haus des Tullus, und ſetzte ſich ſogleich mit verhülltem Geſichte an den Hausaltar, und blieb ſo ganz ſtille ſitzen. Die Leute im Hauſe verwun-

wunderten ſich darüber, aber wagten es nicht, ihn aufſtehen zu heiſſen, denn ſeine ganze Stellung und ſein Schweigen hatte etwas ehrwürdiges: ſie benachrichtigten den Tullus, der eben zu Tiſche ſaß, von dieſer ſeltſamen Begebenheit.

Tullus ſtand ſogleich auf, gieng zu ihm hin, und fragte, **wer er wäre, und was er begehrte?** Marcius enthüllte ſich darauf, und ſagte, nach einigem Stillſchweigen: — „Wenn du mich noch nicht kennſt, Tullus, und deinen eignen Augen nicht traueſt, ſo muß ich mich ſelbſt angeben. Ich bin Cajus Marcius, der dir und den Volskern viel Schaden gethan hat, wie ſelbſt der Zuname **Coriolanus**, den ich erhalten habe, mich nicht leugnen läßt. Ich habe für alle meine Bemühungen und ausgeſtandne Gefahren keine andre Belohnung von den Römern, als dieſen Zunamen, das Denkmal meiner Feindſchaft gegen euch, erhalten. Und dieſes einzige auch haben ſie mir gelaſſen: das andre alles insgeſammt hat mir der Neid und die Frechheit des Pöbels, und die Zaghaftigkeit und Verrätherey der Conſuln und Patricier entriſſen. Ich komme als ein Verwieſener, und nehme zu deinem Hausaltare meine Zuflucht, nicht um Sicherheit

für mein Leben zu ſuchen, denn wie hätte ich hieher kommen dürfen, wenn ich mich zu ſterben fürchtete? ſondern ich will mich an denen rächen, die mich verwieſen haben, und räche mich an ihnen ſchon dadurch, daß ich mich in deine Gewalt übergebe. Wenn du, edler Tullus, deine Feinde angreifen willſt, ſo gebrauche meinen Zufall, und mache mein Unglück zum allgemeinen Glücke der Volsker. Ich werde deſto beſſer für euch ſtreiten, als ich ehemals wider euch ſtritt, je beſſer diejenigen, die die Umſtände der Feinde wiſſen, Krieg führen können, als diejenigen, die ſie nicht wiſſen. Wenn du mir dieſes verweigerſt, ſo verlange ich nicht weiter zu leben, und es ſchickt ſich alsdenn auch nicht für dich, das Leben desjenigen zu erhalten, der längſt euer Feind und Gegner war, und jetzt ganz unnütz iſt.„

Tullus hörte das alles mit vielem Vergnügen, ergrif ſeine Hand, und ſagte: „Stehe auf, Marcius, und ſey getroſt. Du kommſt wie ein groſſes Glück zu uns, da du dich ſelbſt uns übergiebſt. Erwarte noch viel Groſſes von den Volskern.„ Er bewirthete ihn darauf aufs freundlichſte. In den folgenden Tagen be-

rath-

rathſchlageten ſie ſich mit einander wegen des Krieges.

Rom wurde indeſſen durch das Misvergnügen der Patricier gegen das Volk, wozu die Verdammung des Marcius eine neue Urſache geworden war, beunruhiget. Es erregten auch viele Wunderzeichen, welche die Wahrſager, Prieſter, und gemeine Leute verkündigten, Aufmerkſamkeit. Eins davon war folgendes. Titus Latinus, ein Mann von keinem groſſen Anſehn, der eine ruhige ordentliche Lebensart führte, und von dem Verdachte des Aberglaubens und aller Prahlerey frey war, dieſem erſchien Jupiter im Traume, und befahl ihm, dem Senate zu ſagen: **Man hätte ihm bey der letztern öffentlichen Proceßion einen üblen Vortänzer geſchickt, der ihm mißfällig wäre.** Latinus achtete anfänglich auf dieſe Erſcheinung nicht, als er ſie aber zum zweyten und drittenmale gehabt, und vernachläßigt hatte, ſo ſtarb ihm ein ſehr gutes Kind, und ſein Körper verlor alle Kräfte, als wenn er gelähmt wäre. Er ließ ſich alſo in einer Sänfte aufs Rathhaus bringen, und offenbarte ſeine Erſcheinung. Man erzehlt, daß er nach dieſer gethanenen Anzeige gemerkt, daß ſein Körper wie-

der ſtärker werde, und vom Rathhauſe zu Fuſſe nach Hauſe gegangen ſey.

Die Senatoren geriethen darüber in Verwunderung, und ſtellten eine vielfache Unterſuchung an. Die Sache war dieſe. Es hatte ein gewiſſer Mann einen ſeiner Sklaven den andern Sklaven übergeben, und befohlen, ihn über den Markt zu führen, und zu Tode zu geiſſeln. Indem ſie dieſes thaten, und den Menſchen peitſchten, und dieſer für Schmerz allerhand Wendungen und unanſtändige Bewegungen machte, kam eben der feyerliche Aufzug hinter her. Viele von den Begleitern dieſes Aufzugs waren über dieſen traurigen Anblick und die unſchicklichen Wendungen des Menſchen entrüſtet worden, aber niemand hatte die Sache beſtraft, ſondern man hatte bloß Flüche und Verwünſchungen wider den Mann ausgeſchüttet, der ſeinen Sklaven hatte ſo hart ſtrafen laſſen. Damals gieng man zu Rom mit den Sklaven ſehr gelind um, und brauchte gegen ſie, weil man ſelbſt mit Handarbeit that, und die Knechte immer bey ſich hatte, viele Mäßigung. Eine groſſe Strafe vor das Verſehen eines Sklaven war, daß er das Holz am Wagen, worauf die Deichſel ruht, auf ſeine

Schul-

Schultern nehmen, und ſo in der Nachbarſchaft herumgehen mußte. Wer dieſe Strafe erlitten, und ſo von den Nachbarn und Hausinwohnern geſehen worden war, wurde für treulos gehalten. Er bekam den Namen Furcifer, weil Furca bey den Römern eine Gabel und eine Stütze bedeutet.

Nach langem Nachdenken, auf die geſchehne Anzeige des Latinus, wer wohl bey jenem Aufzuge der üble und dem Jupiter mißfällige Vortänzer möchte geweſen ſeyn, erinnerten ſich einige, wegen des ungewöhnlichen bey jener Strafe, des Sklaven, der über den Markt hinweg gegeiſſelt und umgebracht worden war. Die Prieſter ſtimmten der Muthmaſſung bey. Der Herr des Sklaven wurde beſtraft, und der dem Jupiter gewidmete feyerliche Aufzug wurde nebſt den Schauſpielen wieder von neuen gehalten. Numa hat daher unter andern weiſen gottesdienſtlichen Verordnungen auch ſehr wohl dieſe gemacht, um die Ehrerbietung gegen die Götter zu beobachten, daß, wenn die obrigkeitlichen Perſonen oder Prieſter eine gottesdienſtliche Handlung vornehmen, ein Herold vorangeht, und mit ſtarker Stimme ruft, hoc age, gebt Achtung. Dadurch

durch wird befohlen, auf die heilige Handlung Aufmerkſamkeit zu wenden, und ſie durch kein andres Geſchäft zu ſtören, weil er wußte, daß die meiſten menſchlichen Dinge auf eine gewiſſe Art mit Zwang und Gewalt zu Stande gebracht werden.

Die Römer pflegten die Opfer, feyerlichen Aufzüge und Schauſpiele öfters, und nicht allemal aus einem ſo wichtigen Grunde, ſondern auch wegen geringerer Urſachen wieder von neuen zu halten. Sie thaten es ſogar, wenn eines von den Pferden, die den Wagen mit den Heiligthümern zogen, matt wurde, oder der Fuhrmann den Zügel mit der linken Hand ergriffen hatte. In den ſpätern Zeiten haben ſie ein Opfer dreyſſigmal wiederholt, weil ſie immer glaubten, daß dabey ein Verſehen, oder ein Fehler vorgefallen wäre. So groß war der Römer Genauigkeit bey ihren gottesdienſtlichen Handlungen.

Marcius Coriolanus und Tullus hielten zu Antium geheime Berathſchlagungen mit den Anführern der Volsker, und ermunterten ſie, einen Krieg gegen die Römer anzufangen, indem ſie noch in innerlicher Uneinigkeit wider einander wären. Sie hatten aber dabey Bedenken, weil

die

die Volsker mit den Römern auf zwey Jahre Waffenſtillſtand und Freundſchaft errichtet hatten. Aber die Römer gaben ſelbſt Anlaß zum Kriege, da ſie bey öffentlichen feyerlichen Spielen, entweder wegen eines Verdachts, oder wegen einer falſchen Angabe hatten ausrufen laſſen, daß ſich alle Volsker vor Untergang der Sonnen aus der Stadt hinwegbegeben ſollten. Einige ſchrieben dieß einer Liſt des Marcius ſelbſt zu, welcher den Conſuln zu Rom hätte fälſchlich hinterbringen laſſen, daß die Volsker die Römer währenden Schauſpielen überfallen, und die Stadt Rom in Brand ſtecken wollten.

Der öffentliche Befehl, die Stadt zu verlaſſen, erregte einen noch ſtärkern Haß der Volsker gegen die Römer. Tullus vergröſſerte die Sache noch mehr, und beredte ſeine erbitterte Völkerſchaft endlich, daß ſie eine Geſandſchaft nach Rom abgehen, und das Land, und die Städte wiederfodern ließ, welche die Römer den Volskern im Kriege weggenommen hatten.

Die Römer antworteten den Abgeordneten der Volsker voll Unwillens über ihren Vortrag: „Die Volsker würden zwar zuerſt die Waffen ergreifen, aber die Römer ſie zuletzt niederlegen.„

Hier=

Hierauf rief Tullus eine allgemeine Verſammlung ſeiner Völkerſchaft zuſammen, in welcher der Krieg beſchloſſen wurde, und er den Rath gab, den Marcius kommen zu laſſen, ſeine vorigen verurſachten Uebel zu vergeſſen, und zu glauben, daß er als Mitgenoſſe der Volsker in ihren Kriegen ihnen mehr Vortheile verſchaffen würde, als er, da er wider ſie gefochten, ihnen Schaden zugefügt hätte.

Marcius wurde vor die Verſammlung gerufen. Er hielt eine Rede, nach welcher man ihn für einen eben ſo groſſen Redner als Helden hielt, und für einen Mann, der an Kühnheit und Klugheit alle andre überträfe. Er wurde nebſt dem Tullus zum unumſchränkten Feldherrn gemacht. Da er beſorgte, daß die Zeit, in welcher die Volsker ihre Kriegszurüſtungen machen mußten, etwas lange dauern, und ihm die gute Gelegenheit, etwas auszuführen, rauben möchte, ſo ließ er die Obrigkeiten und Vornehmſten in den Städten dergleichen Zurüſtungen beſorgen, er ſelbſt aber gieng mit den muthigſten Freywilligen ohne Muſterung zu Felde, und fiel ins Römiſche Gebiet ein. Niemand hatte dieſen Einfall vermuthet. Er machte eine ſo groſſe Beute,

daß

daß ſie die Volsker kaum fortbringen, und im Lager verzehren konnten. Aber die Beute und die Verwüſtung des Römiſchen Gebiets waren die geringſten Vortheile, welche er durch dieſen Einfall ſuchte. Er wollte die Patricier bey dem Volke in Verdacht bringen. Denn indem er alles verwüſten und verderben ließ, ſchonte er die Landgüter der Patricier aufs genaueſte, und ließ von denſelben nichts wegnehmen, und keinen Schaden verurſachen. Darüber entſtanden zwiſchen den Patriciern und dem Volke noch mehr gegenſeitige Beſchwerden und Unruhen. Jene beſchwerten ſich über das Volk, daß es einen ſo viel vermögenden Mann unrechtmäßiger weiſe vertrieben hätte: das Volk beſchuldigte die Patricier, daß ſie aus Rachſucht den Marcius zu Feindſeligkeiten eingeladen hätten, und, indem andre vom Kriege beſchädigt würden, ruhige Zuſchauer wären, und ſelbſt den auswärtigen Krieg zum Beſchützer ihres Reichthums und ihrer Güter hätten. Marcius aber, der durch dieſe Streiferey den Volskern ein groſſes Zutrauen zu ſich, und eine Geringſchätzung der Römer beygebracht hatte, führte, nach erreichter Abſicht, ſeine Truppen ſicher wieder zurück.

Bald darauf war mit vielem Eifer die ganze, zahlreiche Kriegsmacht der Volsker zuſammen gekommen. Man beſchloß, einen Theil zur Sicherheit in den Städten zurück zu laſſen, und mit dem andern gegen die Römer zu Felde zu gehen. Marcius überließ dem Tullus die Wahl, welches von den beyden Kriegsheeren er unter ſeinen Befehl nehmen wollte. Tullus erklärte, daß Marcius, der es ihm an Tapferkeit völlig gleich thäte, aber in allen Gefechten immer mehr Glück als er gehabt hätte, das Commando der Truppen, die ins Feld zögen, übernehmen ſollte, er ſelbſt wolle die Beſatzungen in den Städten commandiren, und für die Zufuhre der Kriegsbedürfniſſe zu dem im Felde ſtehenden Heere ſorgen.

Marcius, der dadurch noch mehr Anſehn bekam, rückte zuerſt vor Circäum, eine Pflanzſtadt der Römer, die ſich ihm freywillig ergab, und keinen Schaden litt. Darauf verwüſtete er das Gebiet der Lateiner, wo er hofte, daß ſich die Römer mit ihm in eine Schlacht einlaſſen würden, weil die Lateiner ihre Bundesgenoſſen waren, und von ihnen zu wiederholten malen Hülfe begehrten. Aber das Volk war unwillg zum Kriege, und die Conſuln hatten nur noch kurze Zeit zu

regie=

regieren, und wollten in dieſer Zeit nichts gefährliches unternehmen: ſie ſchickten die Abgeordneten ohne Hülfe fort. Nun rückte Marcius vor die Städte ſelbſt, und nahm Tolerium, Labicum, * Pedum, und Bola mit Sturme ein, und weil ſie ſich hartnäckig widerſetzt hatten, wurden die Städte geplündert, und die Menſchen zu Sklaven gemacht. Für diejenigen Städte, welche ſich ihm unterworfen hatten, bewies er viel Vorſorge, und damit ſie nicht auch wider ſeinen Willen Schaden litten, ſchlug er ſeine Lager in Entfernung von ihnen auf, und vermied ihr Gebiet zu betreten.

Er nahm hierauf Bovillä ein, welche Stadt nicht weiter als hundert Stadien von Rom liegt, wo er ſehr reiche Beute machte, und beynahe alle junge Mannſchaft niederhauen ließ. Nun wollten auch diejenigen Volsker, welche in die Städte zur Beſatzung verlegt waren, nicht mehr zurück bleiben; ſie liefen mit ihren Waffen zum Marcius, und erklärten, daß ſie ihn für ihren einzigen Feldherrn und Befehlshaber erkennten. Der

* Vergl. Liv. Libr. II. c. 36. und Xyl. Anmerk. zu d. St.

Name des Marcius Coriolanus wurde jetzt durch ganz Italien groß; man bewunderte diejenige Tapferkeit, welche durch die Verſetzung eines einzigen Mannes eine ſo auſſerordentlich groſſe Veränderung bewirkt hätte.

Zu Rom herrſchte die größte Unruhe: das Volk wollte nicht fechten, täglich verband ſich ein Theil wider den andern, und führten empöreriſche Reden, bis die Nachricht einlief, daß Lavinium von den Feinden belagert würde. In dieſer Stadt wurden die älteſten Heiligthümer der Römer verwahrt, und es war ihr Stammort, denn es war die erſte Stadt, die Aeneas in Italien erbaut hatte. Jetzt veränderte das Volk auf eine wunderbare Art plötzlich ſeine Geſinnung, und die Patricier änderten die ihrige im Gegentheile ganz ſeltſam. Das Volk verlangte, daß man das Verdammungsurtheil wider den Marcius aufheben, und ihn nach Rom zurück berufen ſollte. Der Senat aber verwarf nach gepflogner Berathſchlagung den Vorſchlag des Volks, und hintertrieb die Ausführung, entweder aus feſtgefaßter Eiferſucht, dem Volke in allem, was es begehrte, entgegen zu ſeyn, oder weil er nicht wollte, daß Marcius der Gnade des Volks ſeine Zurück-

rück-

rückberufung ſollte zu danken haben, oder der Senat war ſelbſt ſchon gegen ihn aufgebracht worden, weil er ſich allgemein feindſelig bezeigte, da ihm doch nicht allgemein Unrecht geſchehen war, und er eine Feindſchaft gegen das Vaterland bewies, in welchem doch der vornehmſte und beſte Theil ihn bedauert hatte, und mit ihm zugleich beleidigt worden war. Der dem Volke verkündigte Schluß des Senats ſetzte das Volk auſſer Stand, darüber Stimmen zu ſammeln, weil es ohne vorhergegangnen Schluß des Senats nicht geſchehen konnte.

Marcius wurde durch die davon erhaltne Nachricht noch mehr erbittert. Er hob die Belagerung von Lavinium auf, und rückte in vollem Zorne auf Rom an. Er nahm ſein Lager bey dem ſo genannten cluiliſchen Graben, vierzig Stadien von der Stadt. Seine fürchterliche Erſcheinung ſetzte alles in Beſtürzung, machte aber auch, daß nun alle Uneinigkeit aufhörte. Denn es unterſtand ſich nun niemand, kein Conſul, kein Senator dem Volke in Anſehung der Zurückberufung des Marcius zu widerſprechen. Sie ſahen die Weiber in der Stadt hin und her laufen, die Alten in den Tempeln fußfällig mit Thränen

beten, und alles niedergeſchlagen, und unfähig gute Rathſchläge zu faſſen. Sie ſahen ein, daß das Volk ſehr wohl gethan, daß es an eine Ausſöhnung mit dem Marcius gedacht, der Senat aber ein Verſehen begangen, da er eben zu der Zeit, die eine Vergeſſenheit des Haſſes gegen ihn nothwendig gemacht hätte, Haß und Rache gegen ihn hätte anfangen wollen.

Es wurde nun allgemein beſchloſſen, Geſandten an den Marcius abgehen zu laſſen, welche ihn einladen ſollten, in ſein Vaterland zurückzukehren, und bitten, den Krieg zu endigen. Die vom Senate abgeſchickten waren Anverwandte des Marcius, ſie hoften gleich bey ihrer Ankunft von einem Manne, der ihr Anverwandter und Freund war, freundlich aufgenommen zu werden. Aber dergleichen erfolgte nicht: ſie wurden mitten durchs feindliche Lager zu ihm geführt. Er empfieng ſie ſitzend mit einem unerträglichen Stolze und mit Härte. Die vornehmſten Volsker waren um ihn herum. Er befahl ihnen, zu ſagen, was ſie vorzubringen hätten. Sie hielten eine beſcheidne und den Umſtänden angemeſſene freundliche Rede. Er beantwortete ſie in Anſehung deſſen, was ihn ſelbſt angieng, mit Bitterkeit

keit und Heftigkeit; in Betracht der Angelegenheiten der Volsker antwortete er als Feldherr: „Die Römer ſollten das Land und die Städte, die ſie den Volskern im Kriege weggenommen, wiedergeben, und mit ihnen ein Bündniß eben ſo mit dem Bürgerrechte errichten, wie die Lateiner hätten; auf keine andre als dieſe gerechte und billige Bedingung würde man einen dauerhaften Frieden ſchlieſſen.„ Er gab ihnen darüber dreyßig Tage Bedenkzeit, und nachdem die Geſandten weg waren, verließ er ſogleich das Römiſche Gebiet.

Dieß gab nun denjenigen unter den Volskern, welche ſchon längſt ſein groſſes Anſehn mit Verdruß und Neid betrachtet hatten, den erſten Anlaß zur Beſchuldigung wider ihn. Einer davon war ſelbſt Tullus, der zwar durch nichts vom Marcius perſönlich beleidigt worden war, aber die menſchliche Schwachheit des Neides empfand. Er nahm mit Misvergnügen wahr, daß ſein Ruhm ganz verdunkelt und er von den Volskern gering geſchätzt wurde, daß der einzige Marcius ihnen alles war, und ſie glaubten, die andern Anführer müßten mit ſo viel Ehre und Macht, als er ihnen mittheilte, zufrieden ſeyn. Daher brei-

teten ſich die erſten Beſchuldigungen wider ihn in der Stille aus. Verſchiedne Volsker verbanden ſich aus Mißvergnügen über ihn mit einander, und nannten ſeinen Rückzug aus dem Römiſchen Gebiete eine Verrätherey, nicht zwar, daß er Städte und Waffen den Feinden überliefert, ſondern die Zeit vernachläßigt hätte, durch die man dieſe Dinge ebenfalls erhalten und verlieren könne, indem er dreyßig Tage Zeit den Römern gelaſſen hätte, als wenn nicht in noch kürzerer Zeit auch wohl gröſſere Verändrungen ſich zutragen könnten.

Indeſſen brachte Marcius dieſe Zeit nicht unthätig zu. Er grif die Länder der Bundesgenoſſen der Römer an, verwüſtete ſie, und eroberte ſieben groſſe und volkreiche Städte. Die Römer wagten es nicht, ihren Bundesgenoſſen zu Hülfe zu kommen: ihre Seelen waren mit einer Art von Trägheit erfüllt, ſie bezeigten ſich in dieſem Kriege wie Menſchen, deren Glieder ganz erſchlaft, und die in Schlaf verſunken ſind.

Da die Friſt der dreyßig Tage vorbey war, erſchien Marcius wieder mit ſeiner ganzen Macht. Die Römer ſchickten abermals Abgeordnete an ihn, welche ihn bitten ſollten, ſeinen

Zorn

Zorn fahren zu laſſen, die Volsker aus dem Römiſchen Gebiete abzuführen, und Vorſchläge zu thun, die er für beyde Völkerſchaften am zuträglichſten hielte. Sie mußten hinzufügen, daß die Römer aus Furcht nichts nachgeben würden, wenn er aber glaubte, daß die Volsker etwas, das der Billigkeit gemäß wäre, erhalten müßten, ſo würde man ihnen das alles alsdenn zugeſtehen, wenn ſie die Waffen niederlegen wollten. Marcius ſagte darauf, daß er ihnen jetzt nicht als Feldherr der Volsker Antwort geben, ſondern noch als Römiſcher Bürger ſie vermahnen wolle, ſich gegen ſeine gerechte Foderungen beſcheidner zu betragen, und binnen drey Tagen mit der Beſtätigung der von ihm vorgeſchlagnen Bedingungen wieder zu kommen; im andern Falle ſollte es ihnen nicht erlaubt ſeyn, mit vergeblichen Vorſchlägen wieder im Lager zu erſcheinen.

Der Senat zu Rom, als er dieſe Nachricht von den zurückkommenden Geſandten hörte, nahm bey dem groſſen Sturme, der den Staat traf, zu dem äuſerſten Mittel ſeine Zuflucht. Alle Prieſter in der Stadt, alle Diener bey heiligen Gebräuchen, die Hüter der Heiligthümer, und die Wahrſager aus dem Vogelfluge, welcher eine

von alten Zeiten her eingeführte Wahrſagerkunſt war, alle dieſe wurden befehligt, in dem feyerlichen Anzuge, den ſie bey ihren gottesdienſtlichen Handlungen gebrauchten, zu dem Marcius zu gehen, und ihn zu bitten, daß er den Krieg aufheben, und mit ſeinen Mitbürgern wegen der Angelegenheiten der Volsker gütliche Unterhandlung pflegen möchte.

Marcius Coriolanus ließ zwar dieſe Leute ins Lager kommen, aber er verwilligte ihnen nichts, und bezeigte ſich auch weder in Reden noch im ganzen Betragen gelinder als vorher. Er erklärte: „Daß die Römer auf die ſchon vorher angegebnen Bedingungen Friede machen oder Krieg führen müßten.„

Nach der Rückkunft der Prieſter beſchloß man, die Stadt herzhaft zu vertheidigen, und die angreifenden Feinde zurückzutreiben, wobey man die größte Hofnung auf die Zeit und die ungefähren Glücksfälle ſetzte; denn vor ſich ſelbſt wußte man kein ander Rettungsmittel zu finden; alles war in der Stadt voller Verwirrung, Angſt, und übler Ahndung, bis ſich endlich etwas ereignete, dergleichen Homer öfters anführt, ob ihm gleich die meiſten dabey den Glauben verſagen.

gen. Wenn er von groſſen und wunderbaren Begebenheiten erzehlt, ſo ſagt er: Ihm gabs die Göttin Minerva ein, — an einem andern Orte: — Einer der Unſterblichen wandte die Gedanken, und gab dem Sinne des Volks ein — und wiederum: — That er aus eignem Sinn' es, oder gebot es ein Gott ihm? — Man tadelte den Homer, daß er durch dergleichen unglaubliche Fabeln von unmöglichen Dingen den freyen Willen der Menſchen aufhebet. Aber Homer thut das nicht, ſondern ſchreibt das, was wahrſcheinlich und natürlicher weiſe Wirkung der Vernunft iſt, unſern eignen Kräften zu. Er ſagt gar oft: — Ich berathſchlagte mit meinem großmüthigen Geiſte, — und im Anfange der Ilias: — Er ſprachs. Den Peliden ergrif der Schmerz, er dachte unter der rauhen Bruſt zweyerley Vorſatz; und an einem andern Orte: — Aber ſie beredte den weiſen Bellerophon nicht, der nur dem Guten folgte. —

Hingegen bey unglaublichen und ungewöhnlichen Begebenheiten, welche einen gewiſſen auſſerordentlichen Trieb der Begeiſterung erfodern, ſtellt er zwar nicht Gott ſo vor, daß er den freyen Willen aufhebt, aber daß er ihn in Bewegung

ſetzt,

ſetzt, und zwar den Trieb ſelbſt nicht wirkt, aber doch Vorſtellungen der Seele, die zu dem Triebe leiten. Dadurch macht er die Handlung nicht nothwendig, ſondern giebt nur dem freyen Willen den Anfang zur Handlung, und erweckt Muth und Hofnung. Denn man muß entweder annehmen, daß Gott ſich um den Grund und den Anfang unſrer Handlungen gar nicht bekümmere, oder er muß auf eine beſondre Art den Menſchen beyſtehen, und mit ihnen wirken. Denn er führt nicht unſern Körper, oder unſre Hände und Füſſe zu den nothwendigen Bewegungen, ſondern er erweckt den Vorſatz und den thätigen Willen in unſrer Seele durch gewiſſe Vorſtellungen, oder Gedanken, oder wendet uns im Gegentheile davon ab, und hält uns zurück.

Zu Rom beteten damals die Frauenzimmer in verſchiednen Tempeln zu den Göttern; die meiſten und vornehmſten aber fleheten am Altare des Jupiters auf dem Capitolium. Unter dieſen war auch Valeria, die Schweſter des Publicola, der den Römern ſo viele und wichtige Dienſte in Staats- und Kriegsſachen erwieſen hatte. Publicola ſelbſt war ſchon vorher geſtorben, wie wir in ſeiner Lebensbeſchreibung gemeldet haben.

Valeria, die den Ruhm ihrer Familie durch ihr Betragen behauptete, ſtand zu Rom in groſſem Anſehn. Dieſe empfand nun plötzlich einen ſolchen Trieb, von welchem ich eben geredet habe, und gerieth, nicht ohne göttliche Wirkung, auf einen Gedanken, der dem Staate ſehr nützlich wurde. Sie ſtand auf, redte den andern Frauenzimmern um ſich herum zu, eben das zu thun, und gieng mit ihnen zu der Volumnia, der Mutter des Marcius Coriolanus.

Sie fand, wie ſie ankam, die Volumnia bey ihrer Schwiegertochter ſitzend, und die Kinder des Marcius auf ihrem Schooſſe. Sie ſtellte ſich mit ihren Begleiterinnen um die Volumnia herum, und hielt dieſe Anrede: — „Volumnia und Vergilia, wir Weiber kommen zu euch Weibern, nicht auf Befehl des Senats, oder der Conſuln, ſondern Gott ſcheint ſich über unſer Flehen erbarmt zu haben, und hat in uns den Trieb erweckt, uns zu euch zu wenden, und euch um unſrer und der andern Römiſchen Bürger Errettung zu bitten, welche euch einen glänzendern Ruhm erwerben wird, als den die Töchter der Sabiner erhalten haben, da ſie den Krieg zwiſchen Vätern und Männern in Friede verwandelten,

ten, und Freundſchaft unter ihnen ſtifteten. Kommt, und geht mit uns zum Marcius Coriolanus. Fleht ihn mit uns zugleich an, und gebt dem Vaterlande das wahre und gerechte Zeugniß, daß es bey den vielen Uebeln, die es von ihm erlitten, euch nichts zu Leide gethan, noch irgend einen rachgierigen Entſchluß wider euch gefaßt hat, ſondern euch ihm vielmehr wiedergiebt, wenn es auch keine billige Friedensbedingungen von ihm erlangen ſollte.„

Die übrigen Frauen begleiteten dieſe Rede der Valeria mit Geſchrey, und Volumnia antwortete: „Auch wir, meine Lieben, nehmen an dem allgemeinen Unglücke Antheil, und leiden noch dazu den eignen Schmerz, daß wir die Ehre und Tugend des Marcius verloren haben, und ihn in der Mitte bewafneter Feinde mehr bewacht, als errettet ſehen müſſen. Aber das größte Unglück für uns iſt, daß die Macht des Vaterlandes ſo ſehr herabgeſunken iſt, daß es ſeine Hofnung auf uns richten muß. Ich weiß nicht, ob er für uns einige Achtung bezeigen wird, da er ſie nicht gegen das Vaterland bezeigt, welches er doch ſonſt immer höher als Mutter, Frau, und Kinder geſchätzt hat. Allein gebraucht unſre Hülfe, wie

es euch gut dünkt, und führt uns zu ihm hin; wir können, wenn wir nichts anders können, im Flehen fürs Vaterland ſterben.„

Hierauf gieng Volumnia und Vergilia mit den Kindern des Marcius und den andern Frauen in das Lager der Volsker.

Ihr Anblick erweckte Mitleiden, und Ehrfurcht und Stillſchweigen bey den Feinden. Marcius ſaß auf einem erhöheten Sitze in der Mitte der feindlichen Oberſten. Als er die Weiber ankommen ſah, wurde er beſtürzt, doch beſchloß er, indem er ſeine eigne Frau, die den andern vorangieng, erkannte, bey ſeinem vorigen unbeweglichem und unerbittlichem Sinne zu beharren. Aber er konnte der Leidenſchaft nicht widerſtehen. Der Anblick machte ihn ſo verwirrt, daß er ſie nicht ſitzend erwarten konnte, ſondern von ſeinem Stuhle herabſtieg und ihnen entgegen eilte. Er küßte zuerſt ſeine Mutter eine lange Zeit, alsdenn ſeine Frau und Kinder, ſeine Zärtlichkeit brach in Thränen aus, und er ließ ſich von dieſer Leidenſchaft, wie von einem Strome, hinreiſſen.

Nachdem er ſeiner Zärtlichkeit Gnüge gethan hatte, und merkte, daß die Volumnia, ſeine Mutter, anfangen wollte zu reden, ſtellte er die vornehm-

nehmſten Volsker um ſich herum. Volumnia hielt folgende Rede: — „Du ſiehſt, mein Sohn, wenn wir dir es auch nicht ſelbſt ſagen, in unſrer Kleidung und unſrer elenden Geſtalt die Kennzeichen des Zuſtandes, in den uns deine Entweichung verſetzt hat. Bedenke, daß wir die unglücklichſten aller Weiber geworden ſind, da uns das Schickſal den angenehmſten Anblick zu dem ſchrecklichſten gemacht hat, da ich meinen Sohn, und dieſe ihren Mann die Vaterſtadt belagern ſehen. Und ſelbſt das, was bey allen andern Unglücksfällen ein Troſt iſt, das Flehen zu den Göttern, iſt für uns Beſorgniß geworden. Denn wir können nicht zugleich um Sieg für das Vaterland und für deine Erhaltung bitten, unſer Gebet ſchließt Dinge in ſich, mit denen uns nur unſre Feinde fluchen können. Denn deine Frau und Kinder müſſen entweder des Vaterlandes oder deiner beraubt ſeyn. Ich für mich werde es nicht erwarten, daß das Glück noch bey meinem Leben dieſen Krieg entſcheide. Denn wenn ich es nicht von dir erlangen kann, daß du dieſe Uebel und Uneinigkeit durch Freundſchaft und Friede endigſt, und mehr ein Wohlthäter beyder Völkerſchaften, als ein Verwüſter der einen wirſt,

ſo bedenke es, und mache dich darauf gefaßt, daß du deine Vaterſtadt nicht eher wirſt angreifen können, bis du über deine todte Mutter hinweggegangen biſt. Denn es ſchickt ſich nicht, daß ich jenen Tag erlebe, an welchem entweder das Vaterland über meinen Sohn, oder mein Sohn über das Vaterland einen Triumph hält. Wenn ich dich bäte, dein Vaterland mit dem Verderben der Volsker zu erhalten, ſo würde dieß freylich eine ſchwere Bedenklichkeit für dich ſeyn. Denn wenn es ſchändlich iſt, ſeine Mitbürger ins Verderben zu ſtürzen, ſo iſts auch ungerecht, diejenigen zu verrathen, die ſich auf unſre Treue verlaſſen. Aber wir bitten dich nur um die Beendigung der Uebel, welches beyden Völkerſchaften gleich nützlich, und den Volskern ſehr rühmlich iſt, da ſie uns bey ihrer gegenwärtigen Uebermacht das größte Gut zu geben ſcheinen werden, und ein nichts geringeres dagegen erhalten, als Friede und Freundſchaft. Du wirſt die vorzüglichſte Urſache davon ſeyn, wenn es aber nicht geſchieht, ganz allein die Schuld davon bey beyden Völkerſchaften tragen. Denn bey dem ungewiſſen Schickſale des Krieges iſt das doch gewiß, daß du, wenn du ſiegeſt, ein Zerſtö-

rer des Vaterlandes ſeyn wirſt, wenn du aber beſiegt wirſt, wird man dich für einen Mann halten, der aus Zorn ſeine Wohlthäter und Freunde ins gröſte Unglück gebracht hat.„

Dieſe Rede der Volumnia wurde vom Marcius nicht beantwortet. Sie fieng, als ſie lange ſtille geſtanden hatte, von neuen an: „Warum ſchweigſt du, mein Sohn? Iſt es anſtändig, dem Zorne und der Rache alles aufzuopfern? Iſt es unanſtändig, einer flehenden Mutter ſolche Bitten, wie die meinigen ſind, zuzugeſtehen? Oder ſchickt es ſich für einen groſſen Mann, ein erlittenes Unrecht nicht zu vergeſſen, und iſt es etwa nicht die Pflicht eines groſſen und guten Mannes, die Wohlthaten, welche Kinder von Eltern empfangen, im ehrerbietigen Andenken zu erhalten? Und niemanden kommt dieſe Dankerkenntlichkeit mehr zu, als dir, der du die dir bewieſene Undankbarkeit ſo bitter verfolgſt. An deinem Vaterlande haſt du ſchon groſſe Rache genommen, deiner Mutter aber haſt du noch keine Dankerkenntlichkeit erwieſen, und es wäre die zärtlichſte Dankerkenntlichkeit, wenn du mit freyem Willen mir meine ſo billige, ſo gerechte Bitte gewährteſt. Und wenn ich dich nicht erbitten

kann, was ſoll ich mich bedenken, die letzte Hofnung zu wagen?„

Bey dieſen Worten fiel ſie mit der Frau und den Kindern des Marcius ihm zu Füſſen. Er fuhr mit einem Geſchrey auf: — „Mutter, was thuſt du gegen mich! richtete ſie auf, und drückte ihre Hand: — „Du haſt, ſagte er, einen für das Vaterland glücklichen, für mich aber unglücklichen Sieg gewonnen. Von dir allein überwunden ziehe ich ab. Er hielt darauf mit ſeiner Mutter und Frau noch eine kurze Privatunterredung, und ſchickte ſie, nach wiederholten Bitten von ihnen, nach Rom zurück. In der folgenden Nacht führte er die Volsker zurück, welche über dieſes Verfahren nicht alle einerley Urtheil fällten. Einige tadelten den Feldherrn und ſein Betragen, andre, die mehr zum Frieden geneigt waren, keines von beyden. Verſchiedene waren zwar über ſein Verfahren mißvergnügt, aber meynten, daß Marcius nicht ſtrafbar ſey, ſondern Verzeihung verdiene, da er durch einen ſo groſſen Drang ſich hätte rühren laſſen. Indeſſen widerſetzte ſich niemand, ſondern alle folgten ihm, mit gröſſrer Hochachtung für ſeine kindliche Zärtlichkeit, als für ſeine Gewalt.

Das Römiſche Volk zeigte erſt nach Endigung dieſes Kriegs, in welcher Furcht und Gefahr es währendem Kriege geſchwebt hatte. Denn ſobald die Wachen auf der Mauer die Volsker abziehen ſahen, wurden alle Tempel eröfnet, und man opferte, und ſetzte ſich Kränze auf, wie nach einem erhaltenen Siege. Beſonders zeigte ſich die Freude der Stadt öffentlich durch die Dankerkenntlichkeit und Ehre, welche der Senat und das ganze Volk den Frauen bewies, die man als die Urheberinnen der Errettung des Staats anſah. Der Senat ließ ihnen erklären, daß die Conſuln ihnen, was für einen Beweis der Hochachtung und Dankerkenntlichkeit ſie auch fodern wollten, zugeſtehen würden. Sie verlangten weiter nichts, als daß der Glücksgöttin der Weiber ein Tempel ſollte erbaut werden, wozu ſie ſelbſt die Koſten beytragen wollten, die Einrichtung aber des gehörigen Gottesdienſtes der öffentlichen Anordnung der Stadt überlieſſen.

Der Senat ertheilte dieſem Edelmuthe der Frauen Lobſprüche, und ließ den Tempel und die Statüe der Göttin auf öffentliche Koſten verfertigen. Aber die Frauen brachten nichts deſto weniger Geld vor ſich zuſammen, und lieſſen eine

zwey=

zweyte Statüe verfertigen, von welcher die Römer erzehlen, daß ſie bey der Aufſtellung im Tempel dieſe Worte habe hören laſſen: „Ihr Weiber habt mich mit einer gottgefälligen Ehrfurcht geweiht.„

Man erzehlt, daß dieſe Stimme ſich habe zweymal hören laſſen, und will uns etwas ungereimtes, unglaubliches bereden. Daß man Statüen hat ſchwitzen, Thränen vergieſſen geſehen, einige blutige Tropfen an ihnen bemerkt hat, iſt nichts unmögliches: denn Holz und Steine nehmen oft eine Art von Roſt und Feuchtigkeit an, und geben oft von ſelbſt verſchiedne Farben, oder bekommen Flecken, und es hindert uns nichts zu glauben, daß zuweilen dadurch Gott etwas anzeige. Es iſt auch möglich, daß dergleichen Statüen einen Schall von ſich geben, der dem Heulen oder Seufzen ähnlich iſt, wenn ſie berſten, oder ihre Theile inwendig mit Gewalt aus einander reiſſen. Aber daß etwas lebloſes eine articulirte Stimme und eine deutliche vernehmliche Rede haben könne, iſt ſchlechterdings nicht möglich, da die Seele und ſelbſt Gott ohne körperliche, zur Rede geſchickte Organe, nicht ſprechen kann. Wenn aber die Geſchichte durch viele und

glaubwürdige Zeugniſſe uns dergleichen für wahr zu halten zu nöthigen ſcheint, ſo muß man annehmen, daß auf die Einbildungskraft der Seele etwas, das jener Empfindung ähnlich ſey, wirke, ſo wie es im Schlafe uns vorkommt, daß wir etwas hören oder ſehen. Diejenigen hingegen, welche aus einem heftigen Religionseifer dergleichen Dinge weder verwerfen noch bezweifeln können, gründen ſich auf die wundervolle unſre Vorſtellungen überſteigende Macht Gottes. Und da er auf keine Art dem menſchlichen Weſen ähnlich iſt, weder in Abſicht ſeiner Natur, noch ſeiner Wirkſamkeit, noch ſeiner Macht, ſo dürfen wir es auch nicht für unmöglich halten, wenn er etwas uns unmögliches, und unbegreifliches thut. Er, der in allen von uns verſchieden iſt, muß in ſeinen Wirkungen am meiſten uns unähnlich und verſchieden ſeyn. Allein die meiſten göttlichen Dinge werden, wie Heraklitus ſagt, wegen unſers Unglaubens nicht von uns erkannt.

Sobald Marcius von ſeinem Feldzuge nach Antium zurückgekommen war, ſuchte Tullus, der ihn haßte und fürchtete, ihn aus dem Wege zu räumen, weil er glaubte, daß, wenn er dieſe jetzige Gelegenheit nicht nützte, er keine andre bekommen

men möchte. Er wiegelte daher viele wider ihn auf, und verlangte, daß er ſeine Befehlshaberſtelle niederlegen, und den Volskern von ſeinem Betragen Rechenſchaft geben ſollte. Marcius, der ſich fürchtete, wieder in den Privatſtand zu treten, indem Tullus als Feldherr die höchſte Gewalt bey ſeiner Völkerſchaft hätte, erklärte, daß er ſeine Stelle niederlegen wolle, wenn es ihm die ganze Völkerſchaft befehlen würde, denn von dieſer hätte er ſeine Stelle erhalten; aber Rechenſchaft von ſeinem Betragen wollte er auch den Antiaten jetzt ſogleich geben, wenn ſie es verlangten.

Es wurde eine Verſammlung gehalten. Die dazu beſtellten Redner erbitterten das Volk wider den Marcius. Als er aber aufſtand ſich zu vertheidigen, hörte aus Ehrfurcht für ihn der groſſe Tumult auf, und er konnte mit Sicherheit reden. Die rechtſchaffenſten unter den Antiaten und die am meiſten den Frieden billigten, bezeugten öffentlich, daß ſie ſeine Vertheidigung geneigt anhören, und ihm beym Gerichte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen würden. Tullus fürchtete ſich vor der Rechtfertigung des Marcius, denn er war ein ſehr guter Redner, und ſeine erſten groſ-

ſen Thaten hatten ihn mehr Gunſt erworben, als ſein letzteres Verſehen Beſchuldigung. Und ſeine Beſchuldigung ſelbſt war im Grunde ein Beweis ſeiner Verdienſte: denn die Volsker hätten ſich nicht beſchweren können, daß nicht Rom ihnen unterwürfig gemacht worden wäre, wenn ſie nicht Marcius bis zur Einnahme der Stadt Rom gebracht hätte. Man wollte alſo nicht erſt warten, was das verſammelte Volk thun würde. Die verwegenſten fiengen an zu ſchreyen, man müſſe ihn nicht hören, noch zugeben, daß ein Verräther die Volsker beherrſche, und ſeine Befehlshaberſtelle nicht niederlegen wolle. Es fiel ein Haufe über ihn her, und ſchlug ihn todt, da keiner aus der Verſammlung ihm beyſtand.

Es zeigte ſich bald darauf, daß die meiſten an dieſer That keinen Gefallen hatten. Das Volk lief häufig aus den Städten zur Beſtattung ſeines Körpers herbey, welche mit Ehrenbezeigungen geſchah, und ſein Grab wurde, wie das Grab eines Helden und Feldherrn, mit Waffen und Beute geſchmückt.

Die Römer lieſſen nach der erhaltenen Nachricht von ſeinem Tode weder ein Zeichen der Hochachtung noch des Haſſes gegen ihn ſehen. Doch

erlaub=

erlaubten ſie dem Frauenzimmer, zehn Monate um ihn zu trauern, ſo wie um einen Vater, Sohn oder Bruder pflegte getrauert zu werden. Dieß war die långſte Trauerzeit, die Numa Pompilius beſtimmt hatte, wie wir in ſeiner Lebensbeſchreibung erzehlt haben.

Die Umſtånde der Volsker wurden bald darauf ſo, daß ſie den Marcius ſehr vermißten. Denn erſtlich kamen ſie mit den Aequern, ihren Freunden und Bundesgenoſſen, wegen der Wahl eines Feldherrn, in einen ſo blutigen Streit, daß viele verwundet und getödtet wurden. Hernach wurden ſie von den Rømern in einem Treffen geſchlagen, in welchem Tullus mit ihrer beſten Mannſchaft umkam: ſie mußten ſich die ſchimpflichſten Bedingungen des Friedens gefallen laſſen, den Rømern unterwürfig werden, und ihren Befehlen zu gehorchen verſprechen.

Vergleichung des Alcibiades mit dem Coriolanus.

Aus den jetzt erzehlten merkwürdigſten Thaten dieſer beyden Männer wird man leicht einſehen, daß in Abſicht des kriegriſchen Ruhms auf keiner Seite eben ein groſſer Ausſchlag iſt. Als Soldaten haben beyde ihre kriegriſche Kühnheit und Tapferkeit durch viele Thaten bewieſen: als Feldherren haben ſie vielfältig Kriegswiſſenſchaft und Klugheit gezeigt, wenn man nicht etwa deswegen den Alcibiades für einen vollkommnern Feldherrn halten will, weil er nicht allein zu Lande, ſondern auch zur See in vielen Schlachten beſtändig Sieger und glücklich war. Beyde haben das gemein, daß ihr Vaterland glücklich war, ſo lange ſie in demſelben lebten, und Anführer waren, und hingegen durch ihre Entfernung groſſen Schaden litt.

Das allzuſchmeichelhafte Betragen des Alcibiades gegen das Volk in ſeiner Staatsverwaltung, wo=

wodurch man Ordnung und Anſtand verletzt ſah, wurde von den klügſten Athenienſern verabſcheut: hingegen haßte das Römiſche Volk das ganz ungefällige, ſtolze, und der Herrſchaft der Patricier günſtige Betragen des Marcius Coriolanus. Keines von beyden verdient Lob. Doch verdient derjenige, der ſich dem Volke gefällig bezeigt, geringere Beſchuldigung, als ſolche Menſchen, welche, um nicht das Anſehn zu haben, als wenn ſie dem Volke ſchmeichelten, es unterdrücken. Es iſt ſchändlich, dem Volke zu ſchmeicheln, um dadurch ſich in die Höhe zu ſchwingen; aber ſich durch Furcht und Unterdrückung Gewalt zu erwerben, iſt nicht allein ſchändlich, ſondern auch grauſam.

Der aufrichtige und ſtrenge Charakter des Marcius iſt eben ſo deutlich in ſeinem Leben zu ſehen, als das liſtige und falſche Betragen des Alcibiades in den Staatsgeſchäften. Am meiſten tadelt man an dem letztern die boshafte Liſt, mit welcher er die Lacedämoniſchen Geſandten hintergieng, und, wie Thucydides ſagt, den Frieden brach. Aber eben dieſe Staatsliſt machte, ob ſie gleich Athen in einen neuen Krieg verwickelte, die Athenienſer auch durch das Bündniß mit den Mantineern und Argivern, welches Alcibiades zu Stande brachte, mächtiger und furchtbarer. Aber auch Marcius hat, wie Dionyſius erzehlt, durch eine Liſt die Römer und Volsker mit einander in Krieg verwickelt, da er die Volsker, welche zu dem öffentlichen Schauſpiele nach Rom gegangen waren, fälſchlich wegen eines Anſchlags auf die Römer, angeben ließ. Aber der Bewegungsgrund macht die That noch ſchlimmer. Denn er that es nicht aus Ehrgeitz, oder aus einem politiſchen

Wetteifer, wie Alcibiades, ſondern um ſeinem Zorne Gnüge zu thun, von dem, wie Dionyſius ſagt, niemand Dank bekommt, und beunruhigte einen groſſen Theil Italiens, und opferte viele unſchuldige Städte der Rachgier gegen ſein Vaterland auf.

Alcibiades machte ebenfalls ſeinen Zorn zur Urſache vieler Unglücksfälle ſeiner Mitbürger, aber ſobald er ſah, daß ihnen ihr Verfahren gegen ihn gereuete, wurde er ihnen geneigt. Und als er zum zweytenmale von ihnen war beleidigt worden, fand er an den Fehlern der Feldherren kein Vergnügen, und blieb bey ihren ſchlechten und gefährlichen Maasregeln nicht gleichgültig, ſondern that eben das, was Ariſtides gegen den Themiſtokles mit ſo vielem Ruhme that; er begab ſich zu den damaligen Feldherren, die nicht ſeine Freunde waren, und warnete ſie, und rieth ihnen, was ſie thun ſollten. Marcius hingegen bewies ſeinen Zorn gegen die ganze Stadt, da ihn doch nicht die ganze Stadt beleidigt hatte, ſondern vielmehr der beſte und angeſehenſte Theil derſelben mit ihm zugleich Unrecht erlitten, und an ſeinem Schmerze Antheil genommen hatte. Und da er hernach durch ſo viele Geſandſchaften und Bitten, welche ein einziges Unrecht wieder verſöhnen ſollten, ſich nicht bewegen noch erbitten ließ, ſo zeigte er deutlich, daß er, nicht um die Rückkehr in ſein Vaterland ſich zu verſchaffen, ſondern um ſein Vaterland ins Verderben zu ſtürzen, einen ſchweren Krieg, wobey kein Friede zu hoffen, erregt hätte.

Darinnen aber, wird man ſagen, ſind dieſe beyden Männer einander unähnlich, daß Alcibiades

aus Furcht und Haß gegen die Spartaner, welche ihm nachſtellten, zu den Athenienſern wieder übergieng: Marcius hingegen die Volsker, welche ſich billig gegen ihn bezeigten, ohne Schande nicht verlaſſen konnte. Denn ſie machten ihn zu ihrem Feldherrn, und vertrauten ihm ihre ganze Kriegsmacht; Alcibiades aber wurde von den Lacedämoniern mehr gemißbraucht als gebraucht, er mußte in ihrer Stadt herumirren, in ihrem Lager in Gefahr ſchweben, bis er ſich endlich dem Tiſſaphernes übergab, wenn er nicht etwan aus Verlangen in ſein Vaterland zurückzukehren, denſelben zu gewinnen ſuchte, um zu verhindern, daß Athen nicht gänzlich ins Verderben geſtürzt würde.

Alcibiades ließ ſich, wie man erzehlt, öfters durch Geſchenke beſtechen, und wendete das erworbene Geld übel zur Pracht und Wolluſt an. Marcius ließ ſich nicht bewegen, auch nur das anzunehmen, was ihm ſeine eigne Feldherren zur Ehrenbelohnung geben wollten. Daher haßte ihn auch das Volk bey den wegen der Schulden entſtandnen Streitigkeiten deſto mehr, weil er nicht aus Gewinnſucht, ſondern aus Stolz und Härte gegen die Armen ſo grauſam zu ſeyn ſchien.

Antipater ſagt in einem Briefe über den Tod des Philoſophen Ariſtoteles: **Bey ſeinen übrigen Eigenſchaften hatte er auch die Gabe, ſich beliebt zu machen.** Der Mangel dieſer Gabe machte, daß die vortreflichſten Thaten und Eigenſchaften des Marcius ſelbſt denjenigen unangenehm waren, die davon den Nutzen hatten, weil ſie ſeinen Stolz und Eigenſinn, **den Begleiter der Einſamkeit,** wie Plato ſagt, nicht ertragen konnten. Beym Alcibiades hingegen, welcher ſich in alle, mit denen

er umgieng, zu ſchicken wußte, iſt es kein Wunder, daß er bey der Ehre, die ihm ſeine glücklichen Thaten erwarben, auch Liebe und Hochachtung genoß, daß ſogar einige ſeiner Fehler zuweilen für Annehmlichkeiten gehalten wurden. Daher kam es auch, daß er, da er ſeiner Vaterſtadt ſchon vielen Schaden zugefügt hatte, zum Feldherrn mit uneingeſchränkter Gewalt erwählt wurde, Marcius im Gegentheile, da er ſich ſchon ſehr tapfer und verdienſtvoll bewieſen hatte, das Conſulat, um welches er ſich bewarb, nicht erhielt. Jenen konnten ſeine Mitbürger nicht haſſen, auch wenn er ſie beleidigt hatte, dieſen konnten die Römer nicht lieben, auch wenn ſie ihn bewunderten.

Marcius that nicht allein als Feldherr ſeinem Vaterlande Dienſte, ſondern den Feinden wider das Vaterland: Alcibiades erzeigte als Soldat und als Feldherr den Athenienſern viele Dienſte. Auch beſiegte er ſeine Feinde, wenn er gegenwärtig war, nach Wunſche, und die Beſchuldigungen wider ihn hatten nur alsdenn, wenn er abweſend war, Erfolg. Marcius wurde gegenwärtig von den Römern verurtheilt, und in der Verſammlung der Volsker, obgleich auf eine ungerechte und boshafte Art, umgebracht. Er hatte aber ſelbſt den Vorwand zur Entſchuldigung dieſer That gegeben, da er den öffentlich angebotenen Frieden nicht annahm, und ſich durch eine Privatbitte von Frauen hatte bereden laſſen, und die beſte Gelegenheit, die Römer zu beſiegen, verabſäumt hatte, ohne Frieden zwiſchen den Volskern und Römern zu machen. Er mußte, wenn er Gerechtigkeit gegen die Volsker beobachten wollte, mit ihrer Einwilligung, da ſie ihr ganzes Vertrauen auf ihn

ihn geſetzt hatten, ſich zurückziehen. Wenn er aber die Vortheile der Volsker nicht achtete, ſondern bloß, um ſeinem Zorne Gnüge zu thun, den Krieg erregt hatte, und nach Befriedigung ſeines Zorns ihn endigen wollte, ſo war es nicht der Ehre gemäß, das Vaterland der Mutter wegen zu ſchonen, ſondern er mußte die Mutter mit dem Vaterlande zugleich ſchonen, denn ſeine Mutter und ſeine Frau waren ein Theil der Vaterſtadt, die er belagerte. Denn daß er ſich gegen die öffentlichen Bitten der Abgeſandten, und gegen das Flehen der Prieſter ſo hart bewies, und hernach der Mutter den Abzug ſeiner Völker zugeſtand, war keine Ehre für die Mutter, ſondern Schande für das Vaterland, welches, als wenn es keine Erhaltung durch ſich ſelbſt verdient hätte, durch die Vorbitte einer Frau, und durch das Mitleiden gegen dieſe Frau errettet wurde.

Dieſes war eine verhaßte, grauſame, und beyden Theilen gewiß nicht angenehme Gnade, denn er gieng zurück, ohne von den Feinden darum gebeten, noch von den Freunden deswegen gebilligt zu ſeyn. Der Grund von dieſem allen war ſein unbiegſamer, ſtolzer und eigenſinniger Charakter, welcher an ſich ſchon verhaßt iſt, aber, wenn der Ehrgeitz dazu kommt, unerträglich wird. Denn dergleichen Menſchen bezeigen ſich gegen das Volk nicht gefällig, gleichſam als wenn ihnen an der Ehre nichts gelegen wäre, und werden unwillig, wenn ſie ſie nicht erhalten. Zwar bezeigten ſich auch Metellus, Ariſtides und Epaminondas der Schmeicheley gegen das Volk, und der Gunſtbewerbung bey demſelben abgeneigt, aber ſie verachteten auch wirklich alles das, was ihnen das

Volk

Volk geben oder nehmen konnte, und wenn ſie öfters verwieſen, abgeſetzt oder verurtheilt wurden, ſo erzürnten ſie ſich nicht über die Ungerechtigkeiten ihrer Mitbürger, ſondern liebten ſie wieder, wenn ſie ihr Unrecht bereueten, und verſöhnten ſich wieder, wenn ſie gebeten wurden. Wer dem Volke nicht ſchmeicheln kann, muß auch an dem Volke keine Rache nehmen; der Unwille über eine geſuchte und nicht erlangte Ehre entſpringt aus einer heftigen Ehrbegierde.

Alcibiades verbarg ſeine Freude über die erhaltenen Ehrenbezeigungen eben ſo wenig als ſeinen Schmerz über Geringſchätzung, und er ſuchte deswegen ſich ſeinen Mitbürgern angenehm und gefällig zu machen. Hingegen ließ es der Stolz dem Marcius nicht zu, derjenigen Gunſt zu ſuchen, die ihm Ehre ertheilen und ihn erheben konnten, aber ſein Ehrgeitz machte ihn unwillig und erzürnt, wenn er übergangen war. Und dieß war an ihm tadelhaft. Das andre alles war glänzend. Seine Mäßigkeit und ſeine Uneigennützigkeit macht ihn würdig, den vortreflichſten und unbeſcholtenſten Griechen an die Seite geſetzt zu werden, nicht dem Alcibiades, der darinnen viel Frechheit und Geringſchätzung der Ehre bewies.

Ende des zweyten Theils.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

24099 LGr
P737v
.Gs
Author Plutarch.
Vitae parallelae (Lives)
Title Biographien; tr. by G.B. von Schirach. Vol. 2.